

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Die diskursive Herstellung von Geschlecht in der Differentiellen
Psychologie

verfasst von | submitted by
Tom Toni Rüdiger

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Science (MSc)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 840

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Psychologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Slunecko

Inhaltsverzeichnis

Einleitung und Vorbemerkung.....	5
<i>Irritationsmoment und eigene Positionierung</i>	<i>6</i>
Metatheorie	8
<i>Foucaults Diskurstheorie und Begriffe.....</i>	<i>9</i>
Wahrheit, Wissen und Genealogie.....	12
Macht und Diskurs	14
Das Verhältnis von Macht, Diskurs und Subjekt.....	16
<i>Biomacht, Disziplinarmacht und Normalisierung</i>	<i>17</i>
Disziplinarmacht.....	18
Biomacht.....	19
Normalisierungsmacht.....	20
<i>Sozialwissenschaftliche Einordnung von Geschlecht</i>	<i>21</i>
(De-)Konstruktivistische Perspektiven auf Geschlecht.....	22
<i>Geschlechtliche Arbeitsteilung</i>	<i>23</i>
<i>Butlers feministische Theorie der Geschlechter</i>	<i>26</i>
Sprache, Genealogie und Normen	26
Performativität	30
Performativität, Subjektivierung und die heterosexuelle Matrix	30
Performativität und Materialisierung	35
Biologisches und soziales Geschlecht	39
Ausgrenzung und Subversion.....	43
<i>Historische Diskurse der Geschlechterdifferenz.....</i>	<i>44</i>
<i>Der historische Diskurs um Geschlecht in der Differentiellen Psychologie</i>	<i>47</i>
<i>Forschungsfragen</i>	<i>49</i>
Methodik	50
<i>Die Kritische Diskursanalyse</i>	<i>50</i>
<i>Der theoretische Rahmen der KDA</i>	<i>51</i>

<i>Terminologie</i>	53
<i>Methodologisches Vorgehen</i>	56
Strukturanalyse	56
Feinanalyse	57
Methodologische und Methodische Ergänzungen der Feinanalyse	57
Empirie	67
<i>Materialkorporus</i>	67
<i>Strukturanalyse</i>	69
Themen aus der Strukturanalyse	71
<i>Auswahl des Diskursfragments für die Feinanalyse</i>	73
<i>Kontextanalyse</i>	74
<i>Historisch-sozialer, zeitdiagnostischer Kontext</i>	75
<i>Institutionell-organisatorischer Kontext</i>	77
<i>Situativer Kontext</i>	78
<i>Textoberfläche</i>	79
<i>Sprachliche Feinanalyse</i>	80
Feinanalyse Kapitel 7.1 Geschlecht und Geschlechtsstereotyp	80
Feinanalyse des Kapitels 7.2.6 Entwicklung der sexuellen Orientierung	89
Feinanalyse des Kapitels 7.3 Die Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede	97
Feinanalyse des Kapitels 7.3.1.4 Interessen	104
Feinanalyse des Kapitels 7.3.2.1 Aggressivität	110
Feinanalyse des Kapitels 7.3.2.3 Partnerwahl	115
Diskussion der Ergebnisse	117
<i>Biologisierung von Geschlecht</i>	117
<i>Zur Verwendung von Symbolen</i>	119
<i>Attraktivitätsforschung und Evolutionspsychologie</i>	121
<i>Die (Re-)Produktion der heterosexuellen Matrix – zur Intelligibilität der Geschlechter</i>	122

<i>Die Differentielle Psychologie und der Normalismus</i>	<i>124</i>
<i>Zur Darstellung von Homosexualität.....</i>	<i>125</i>
<i>Zur (Nicht-)Darstellung von Queerness</i>	<i>127</i>
<i>Die Ahistorizität der Differentiellen Psychologie</i>	<i>128</i>
<i>Das Verhältnis der Differentiellen Psychologie zum Stereotyp</i>	<i>132</i>
<i>Zur Wahrheitsfindung und Konstruktion einer objektiven Wissenschaft</i>	<i>133</i>
<i>Die Legitimation geschlechtlicher Arbeitsteilung.....</i>	<i>134</i>
<i>Partner*innenschaftliche Gewalt</i>	<i>137</i>
Zusammenfassung und Abschließendes	139
Literaturverzeichnis.....	142
Anhang	154
<i>Abstract (Deutsch)</i>	<i>154</i>
<i>Abstract (English)</i>	<i>155</i>
<i>Untersuchte Lehrbücher</i>	<i>156</i>
<i>Textgrundlage der Feinanalyse.....</i>	<i>156</i>
<i>Legende für die Strukturanalyse aus Jäger (2015, S. 96).....</i>	<i>157</i>
<i>Textmaterial der Feinanalyse</i>	<i>158</i>

Einleitung und Vorbemerkung

Mit der Überschrift „Männer und Frauen sind eben unterschiedlich“ titulierte die DIE ZEIT (Bittner, 2017) in ihrer Online-Kolumne über eine Debatte um Sexismus. Anlass war die Kündigung eines Google-Mitarbeiters aufgrund seiner Behauptungen zu genetischen Unterschieden zwischen ‚Männern‘ und Frauen, welche von Gehirnstrukturen und somit unterschiedliche berufliche Interessen bedingt würden. Genauer wären „Männer interessierter an Dingen und Frauen interessierter an Leuten“ (Bittner, 2017), was sich schließlich in der unterschiedlichen Berufswahl zeige. Laut Zeit-Autor*in werden tatsächliche wissenschaftliche Fakten nicht berücksichtigt, sondern die Realität für eine genderegale Ideologie geopfert. Diejenigen, die sich an wissenschaftliche Erkenntnisse halten, würden verunglimpft, wie die Kündigung des Google-Mitarbeiters zeige. Der Wissenschaftsbezug wird in dem Artikel durch nicht näher benannte Forscher*innen in den USA hergestellt, die Geschlechterdifferenzen bei Jungen und Mädchen* hinsichtlich ihrer Reaktionen auf Gesichter und geometrische Formen postulierten. Der für die Resultate angenommene Grund sei, dass die Evolution Frauen empathischer und geselliger werden ließe und sie somit eine größere Affinität für menschliche Gesichter aufwiesen (Bittner, 2017).

Dieser Artikel über Geschlechtsunterschiede ist kein Einzelfall im Medium deutschsprachiger Zeitungen. 2021 publizierte DIE ZEIT Online eine ganze Serie mit dem Namen „Der kleine Unterschied“ (Zeit Online, 2021), in der körperliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen ausgemacht wurden. So wurde etwa bei Knieproblemen, Herz- und Darmfunktionen oder schließlich Unterschieden im Gehirn die Rolle von Geschlecht diskutiert. Die Bild berichtet über Unterschiede im Sportbedarf zwischen ‚Männern‘ und Frauen (Krimmer, 2024). Der Standard widmet sich 2024 in einem Artikel dem Phänomen, dass Männer einen besseren Orientierungssinn haben (Taschwer, 2024). Dies sind einige von unzähligen Beispielen, die anzeigen, dass die Diskussion von Geschlechtsunterschieden in populären deutschsprachigen Zeitungen starken Einzug gefunden hat und findet. Auffällig ist, dass fast jeder dieser Artikel sich dabei auf wissenschaftliche Belege beruft, die den Aussagegehalt absichern. Es wird deutlich, welche Prominenz wissenschaftlich hergestelltes Wissen über Geschlechterunterschiede für die Auseinandersetzung des Mainstreams mit diesem Thema hat. Auch der Psychologie kommt eine besondere Bedeutung bei der Generierung von geschlechtlichen Wissensbeständen zu. Dafür lässt sich die Anzahl der wissenschaftlichen Publikationen zum Thema Geschlechtsunterschiede (im Englischen ‚gender difference‘ oder ‚sex difference‘) aus der Datenbank PsycInfo der American Psychological Association (APA) heranziehen. In den

letzten 20 Jahren wurden ca. 76000 wissenschaftliche Arbeiten publiziert, in den letzten 10 Jahren ca. 41000 und in den letzten 5 Jahren waren es ca. 20000 Publikationen. Es zeigt, dass das Interesse an der Erforschung von Geschlechtsunterschieden in der Psychologie über die letzten Jahre stark und konstant geblieben ist.

Irritationsmoment und eigene Positionierung

Um den Impetus für das Schreiben dieser Arbeit transparent zu machen, schildere ich im Folgenden meine eigenen Erfahrungen und Irritationsmomente mit dem Forschungsfeld der Geschlechtsunterschiede in der Psychologie. Mit der Implikation eigener Irritationen als Quelle meines Forschungsinteresses lehne ich mich an das methodologische Verständnis Sluneckos (2017) an. Somit begreife den Ausgangspunkt dieser Arbeit als Ergebnis meiner Erfahrungen, meiner Wissensstände und Ansichten. Wenngleich die Arbeit eine kritische Position zur Psychologie einnimmt, steht sie dennoch nicht außerhalb des psychologischen Diskurses, sondern ist durch ihn produziert und in ihm verankert.

Als Studierender der Psychologie kam auch ich mit den Theoretisierungen und der Forschung rund um die Geschlechtsunterschiede in Kontakt. Eine besonders prominente Position dieses Forschungsfeld nimmt dabei die Differentielle Psychologie ein, der, wie in meinem Psychologiestudium in Graz und Wien in den Jahren 2015 – 2024 zwei separate Vorlesungsreihen gewidmet sind. Die Differentielle Psychologie beschreibt sich als „Beschäftigung mit Unterschieden zwischen Individuen und zwischen Gruppen und Beschäftigung mit individuellen Abweichungen von den Gesetzmäßigkeiten der allgemeinen Psychologie; [...] (interindividuell vs. intraindividuell)“ (Neubauer, 2016). Typische Themen umfassen neben den prominenten Bereiche von Persönlichkeits- & Intelligenzdiagnostik auch die Erforschung von Geschlecht und den Geschlechtsunterschieden.

Die Lehrveranstaltungen müssen für den Abschluss des Bachelorstudiums positiv absolviert werden. Ich besuchte die Vorlesung ‚Differentielle Psychologie II‘ an der Karl-Franzens-Universität Graz im Jahr 2016. Die Inhalte der Vorlesung umfassten dabei vorwiegend die Messung von psychologischen Geschlechtsunterschieden, wie z.B. bei der motorischen Aktivität, kognitiven räumlichen sowie mathematischen Fähigkeiten, Persönlichkeit, Aggressivität, Sexualität und Partner*innenwahl, sowie Erklärungsansätze für ebenjene postulierten Geschlechtsunterschiede. Für eine positive Absolvierung der Lehrveranstaltung war das akribische Auswendiglernen der Folien- und Skriptumsinhalte notwendig. Studierende der Psychologie sahen sich unter anderem gezwungen, die mittleren Effektgrößen der Unterschiede von Männern* und Frauen für räumliche Wahrnehmung, mentale Rotation, Leseverständnis, Extraversion, Weichherzigkeit, Anzahl von

Geschlechtspartner*innen, Häufigkeit von Geschlechtsverkehr mit und ohne emotionale Bindung oder die Wichtigkeit von finanziellen Ressourcen bei der Partner*innwahl, auswendig zu lernen. Ebenso gehörte das Wissen um die Geschlechtsstereotype, in denen Männern* eher Wagemut und Frauen eher Herzlichkeit zugeschrieben wurde, zum Lernmaterial.

Damals empfand ich den Prüfungsstoff als wissenschaftlich ergo unantastbar. Das ist keineswegs unproblematisch, allerdings auch nicht besonders abwegig, wird den Studierenden doch suggeriert, dass es sich hierbei um die objektive Wahrheit handelt. Zwar waren mir die Inhalte und die Anforderung nach dem Auswendiglernen der Geschlechtsunterschiede stark in Erinnerung geblieben, meine Irritationen entstanden jedoch erst Jahre später. In Folge politischer Aktivität und der Belegung von universitären Seminaren, die sich mit feministischen Thematiken beschäftigten, geriet ich zunehmend in den Dunstkreis gendertheoretischer und sozialkritischer Wissenschaft. Fortan bewegten mich Fragen nach der Konstitution von Machtverhältnissen in unserer Gesellschaft, sowohl im akademischen Sinne als auch in meiner unmittelbaren Umgebung. Erst mit der Sensibilisierung für die politischen Dimensionen von Geschlecht kam ich wieder zurück zu den Auseinandersetzungen der (Differentiellen) Psychologie¹. Dass auch heute noch der Lehrstoff der Differentiellen Psychologie dermaßen rigide von einer Zweigeschlechtlichkeit der Geschlechter ausgeht, traf bei mir zunehmend auf Unverständnis und ergab schlussendlich den Moment der Irritation, der mich zur Verfassung dieser Arbeit motivierte. Resultierend beinhaltet die Perspektive, aus der diese Arbeit verfasst wird, die feministischen Theorien, die mich die letzten Jahre begleiteten.

Einen weiteren großen Einfluss auf die Findung meiner Forschungsthematik haben zwei an der psychologischen Fakultät der Universität Wien verfasste Masterarbeiten. Das ist zum einen „Vermessene Intelligenz. Zur Darstellung der Intelligenzdiagnostik in Lehrbüchern der Psychologie. Eine kritische Diskursanalyse“ von Xenia Lange (2019) und zum anderen „Wahrheitsspiele der Pathologisierung im klinisch-psychologischen und psychiatrischen Diskurs über die sogenannte Geschlechtsidentitätsstörung“ von Valerie Rott (2014). Beide Arbeiten halfen mir nicht nur dabei, mir vorzustellen, wie meine Irritationen in eine Masterarbeit übersetzt werden konnten, sondern gaben mir auch strukturelle und theoretische Vorlagen, an denen ich mich teilweise orientiert habe. Langes Arbeit stellt die Intelligenzdiagnostik, welche ebenfalls einen Teil der Differentiellen Psychologie darstellt,

¹ Wenn ich mich auf Merkmale der Differentiellen Psychologie beziehe, die aber auch für weite Teile der Mainstream-Psychologie gelten, verwende ich die Schreibweise ‚(Differentielle) Psychologie‘.

anhand von in Österreich gebräuchlichen Lehrbuchtexten in diskursiven Zusammenhang mit gesellschaftlichen Hierarchisierungsprozessen und sozialer Ungleichheit. Auch Rott beschäftigt sich mit Lehrbüchern der Psychologie, jedoch zum Thema der Pathologisierung von Transgender-Personen. Die Verbindung zu dieser Arbeit steckt also insbesondere im analysierten Gegenstand, der Auseinandersetzung mit Geschlecht.

Durch beide Arbeiten kam ich auch erstmals in Kontakt mit der Methode der Kritischen Diskursanalyse (KDA), die ebenso die Methode dieser Arbeit wurde. Die KDA warf wiederum neue Fragen auf. Wie wird Geschlecht in der Differentiellen Psychologie konstruiert? Wie kann es sein, dass die Vorstellung einer Zweigeschlechtlichkeit in der Differentiellen Psychologie noch immer Bestand hat? Wie wird die Zweigeschlechtlichkeit in der Differentiellen Psychologie sprachlich repräsentiert? Welche Bedeutung hat das Lernen der oben beschriebenen Inhalte um Geschlecht für eine Gesellschaft und lassen sich Parallelen zwischen Lehrinhalten und gesellschaftlichen Verhältnissen ziehen? Mit diesen Fragen im Hinterkopf will ich mich nun einigen theoretischen Überlegungen widmen, um zum einen den Diskurs der Differentiellen Psychologie einzubetten und zum anderen kritische Ableitungen für gesellschaftliche Machtverhältnisse zu ermöglichen. Dafür zeichne ich kurz epistemologische Verläufe der Differentiellen Psychologie nach und rekonstruiere die Entfaltung des Diskurses um Geschlechterdifferenzen. Für eine kritische Betrachtung der Zweigeschlechtlichkeit und ihre gesellschaftlichen Implikationen nehme ich Rekurs auf feministisch-soziologische Theorien, sowie auf die foucaultsche Diskursforschung.

Metatheorie

Im metatheoretischen Teil soll das theoretische Fundament dieser Arbeit gelegt werden. Dafür beziehe ich mich insbesondere auf die Arbeiten und Überlegungen von Michel Foucault und Judith Butler, denen jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Weiterhin werde ich den theoretischen Rahmen um sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit erweitern. Schließlich gebe ich einen kurzen Überblick über wichtige historische Diskursverläufe der Zweigeschlechtlichkeit und der Differentiellen Psychologie.

Der Einbezug Foucaults Theorien liegt nahe, da diese nicht nur den Überbau der Methode dieser Arbeit, nämlich der Kritischen Diskursanalyse, bilden, sondern auch einen epistemologischen Zugang zu gesellschaftlichen Gegenständen wie Wissenschaftlichkeit, Wahrheit oder Identität herstellen. Im Entstehungsprozess dieser Arbeit und meiner Auseinandersetzung mit den Konstruktionsweisen von Geschlecht stieß ich wiederholt auf die Theorien von Judith Butler. Dies ist nicht ungewöhnlich, denn Butler gilt als eine*r der

bedeutendsten Theoretiker*innen von Geschlecht, insbesondere der Dekonstruktion einer Zweigeschlechtlichkeit (Villa, 2012). Weil sich die theoretischen Überlegungen der Arbeiten von Butler und Foucault mit meinem Thema derart überschneiden, soll auch das Hauptaugenmerk meiner Arbeit auf ihren Theorien beruhen. Im Sinne der Forschungsökonomik kann diese Masterarbeit die Komplexität und das Ausmaß beider Euvres nur umreißen, weshalb sich die Kapitel um die zentralen und für diese Masterarbeit wichtigen Begriffe und Theorien drehen. Dies soll auf der einen Seite helfen, ein tieferes Verständnis für die Perspektiven der KDA zu ermöglichen, und gleichzeitig als Orientierungshilfe dienen, wie Gesellschaft und Realität hier begriffen werden. Zusätzlich bieten die Überlegungen einen theoretischen Hintergrund für das gesellschaftlich-historische Einordnen des Gegenstands der differentialpsychologischen Geschlechtskonstruktion und das Anlegen einer Kritik an diesen, was im Diskussionsteil erfolgt.

Im Folgenden soll mit den Begriffen von Foucault begonnen werden. Im Zentrum stehen dabei die Konzepte von Diskurs, Macht und Wissen. Darauf aufbauend werden die Machtformen der Disziplinar- und Biomacht näher beleuchtet und ihr Wirken auf die Subjekte und die Bevölkerung beschrieben. Abschließend soll die Verbindung zwischen Foucaults Macht- und Diskursanalysen zum Gegenstand der Differentiellen Psychologie hergestellt werden.

Foucaults Diskurstheorie und Begriffe

Für die auf Foucault basierende Kritische Diskursanalyse ist es zunächst sinnvoll, den Begriff des Diskurses zu erörtern. Die erste Schwierigkeit in der Klärung foucaultscher Begriffsdefinitionen ergibt sich allerdings aus den Inkonsistenzen Foucaults in der Verwendung seiner eigenen Ausdrücke. Demnach ist der Diskursbegriff keine einmalig beschriebene Konstante, sondern wurde im Laufe Foucaults Euvres mehrfach im Detail umgedeutet und umgeschrieben (Parr, 2020). An dieser Stelle sollen die filigranen Anpassungen über die zeitliche Spanne seines Werks aber nicht nachgezeichnet werden. Vielmehr sollen sich die dennoch konsistenten Inhalte des Terminus zu einem sinngemäßen Diskursbegriff verdichten. Dafür ist Foucaults Diskursverständnis von der populären, an Habermas (1981) geknüpften, Begrifflichkeit des Diskurses abzugrenzen. Letztere meint das gegenseitige Darlegen möglichst rationaler, von Ideologie und Verzerrung befreiter, Argumente, deren Gehalt auf die Findung einer Wahrheit abzielt. In dieser kollektiven Meinungsbildung entsteht ein Konsens durch die Besinnung auf das rational gewichtigere Argument, dessen Konsequenz eine praktische Vernunft (Habermas, 1981) ist.

Demgegenüber steht ‚der‘ Diskurs bei Foucault für die Ansammlung aller Aussagen, die das gesamte Wissen einer Gesellschaft beinhalten. Dieses Wissen ist dementsprechend in den Diskurs eingelassen und wird über ihn geregelt. Die Verwendung von Diskursen im Plural meint solche, die sich anhand ihrer inhaltlich ähnlichen Aussagen voneinander ein- bzw. abgrenzen lassen und die derselben diskursiven Formation zugehörig sind. Dennoch zeichnen sich verschiedene Diskurse durch eine gegenseitige Bezüglichkeit aus, womit die gleichzeitige und beeinflussende Verschränkung verschiedener Diskurse gemeint ist. Wie ein Gegenstand oder ein Phänomen beschrieben, verstanden und produziert wird, hängt dementsprechend mit den Charakteristika der ihn hervorbringenden Diskurse zusammen (Parr, 2020). Ein Auto kann etwa im sozialwissenschaftlichen Diskurs als Zeichen von Status und Wohlstand dargestellt werden, während es im wirtschaftswissenschaftlichen Diskurs ein Transportmittel zur Erreichung der Arbeitsstätte bildet. Die diskursiven Verläufe beider Konzepte stehen in ständigem Austausch miteinander und weiteren Diskursen, die die Vorstellung vom Auto konstituieren. Die Produktion von Aussagen im Diskurs besteht dabei aus einer „regulierte[n] Praxis, die von einer bestimmten Zahl von Aussagen berichtet“ (Foucault, 1997, S. 116), was wiederum bedeutet, dass der Diskurs ebenso erzeugende Formationen dieser Aussagen umfasst. Wenn der Diskurs demnach alles sich in Aussagen befindende Wissen einer Gesellschaft inkludiert, das als Grundlage von Denken und Handeln verstanden werden kann, so hat er maßgeblichen Anteil an der Formung der sozialen Wirklichkeit (Foucault, 1997).

Diskurse und ihre Kontexte besitzen eine Zeitlichkeit und können dia- und synchron eingeordnet werden. Sie haben also eine historische Vergangenheit, eine aktuelle Gestalt und ein prognostisches Potenzial (Jäger, 2015). Aus der unüberschaubaren Anzahl an Diskursen über den Lauf der Zeit ergibt sich die praktische Unmöglichkeit, Diskurse und diskursive Kontexte in ihrer Totalität zu erfassen bzw. abzubilden. Foucault geht es nichtsdestotrotz um die Nachzeichnung regulierender Bedingungsfaktoren der Diskurse in ihren jeweiligen soziohistorischen Konstellationen (Foucault, 1997). Diese Reglements sind demnach für verschiedene historische Zeitabschnitte unterschiedlich und bilden somit ein synchrones Spezifikum, das sich in wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen mit den Diskursen befindet. Denn Diskurse sind sowohl in diesen Regeln formiert als auch ausführende Regulatoren sozialer Praxen. Sie stecken die Bereiche des Sag-, Denk- und Machbaren ab sowie dessen, was nicht gesagt, gedacht und gemacht wird. Ihre Funktion umfasst welche Aussagen getätigt werden können, welchen Aussagen Legitimität und Wahrhaftigkeit beigemessen wird und wo die Grenze zwischen wahren und falschen Aussagen liegt. Ein

Aussagenfeld ist also permanent an ein ausgeschlossenes, ‚unwahres‘ Außen gekoppelt, dass es zugleich in seiner Ausdehnung statuiert (Foucault, 1997). Solche „Grenzziehungen“ (Parr, 2020, S. 275) gliedern sich in „Strategien der Ausschließung“ (Parr, 2020, S. 275) und stellen einen methodischen Fokus Foucaults Analysen dar. Zur Methodik gehören ebenso das Herausschälen der „Prozeduren der Diskursverknappung“ (Parr, 2020, S. 275) und der Regulierungen der Diskursteilnahme im Sinne unterschiedlicher Zugangsschwellen zum Diskurs (Parr, 2020).

Für Foucault ist die Aussage die kleinste diskursive Einheit und zugleich Grundlage diskursanalytischen Arbeitens. Er grenzt dabei die historische Funktion der Aussage auf ihre Existenz ein. Damit ist gemeint, dass nicht der interpretative Gehalt der Aussage wichtig ist, noch „die linguistische Einheit des Satzes, auch nicht die logische des Arguments“ (Ruffing, 2008, S. 52.), sondern die historischen Bedingtheiten, die das Auftreten der Aussagen zulassen (Ruffing, 2008). Diese „Existenzfunktion, die den Zeichen eigen ist und von der ausgehend man dann durch die Analyse oder die Anschauung entscheiden kann, ob sie einen ‚Sinn ergeben‘ oder nicht“ (Foucault, 1997, S. 126), verwehrt sich gegen eine Deutung des ‚Mitgemeinten‘, also dessen, was zwischen den Zeilen mitschwingt, sondern fokussiert sich auf die Umstände ihrer Statuierung. Im Zentrum stehen die Gründe, warum genau diese Aussagen zu diesem Zeitpunkt und von diesen Instanzen getätigt wurden, obwohl andere Aussagen denkbar waren. In der Auseinandersetzung mit Aussagen eines Diskurses geraten somit die Fragen, aus welchen früheren Diskursen das Ausgesagte entstammt, durch welche Modifikationen es jetzt in Erscheinung tritt und inwiefern es von Aussagen anderer Diskursformationen divergiert, in den Blick (Foucault, 1997).

Foucault wehrt sich gegen die reduzierende Konzeption von Diskursen als rein linguistisches Phänomen. Laut ihm ist die Ordnung der sozialen Realität diskursiv vermittelt, wodurch die Beschränkung von Diskursen auf ihre Zeichenhaftigkeit unzulässig wird. Zwar kann der Diskurs auf sprachlicher Ebene erschlossen werden, die durch ihn konstituierten Praxen haben jedoch einen Fertigungscharakter im Sinne einer materiellen Produktion. Demzufolge geht seine Funktion über die einer Repräsentativität bzw. Projektion der Wirklichkeit hinaus (Parr, 2020). Die Diskursformationen „beziehen sich im Sinne einer wissenssoziologischen Perspektive nicht auf die gegenstandsangemessene Beschreibung außerdiskursiver Objekte, sondern sie stellen diese her“ (Keller, 2011, S. 47). Einander ähnliche Regelsysteme der Aussagenproduktion bringen also diese außerdiskursiven Objekte im Zuge des Aussagens erst hervor (Foucault, 1997, S. 170).

Es gibt keine dem Diskurs vorgelagerten Gegenstände oder Materialitäten, die lediglich durch den Diskurs geformt und wahrgenommen werden (Link & Link-Heer, 1990). Vielmehr wurden die gesellschaftlichen Gegenstände, wie etwa die von Foucault untersuchten Phänomene von ‚Wahnsinn‘ oder ‚Sexualität‘, erst in ihren jeweiligen historisch-diskursiven Kontexten produziert. Auch Jäger nimmt mit Link Bezug auf das Verhältnis von Materialität, Wirklichkeit und Diskurs. Demnach sei der Diskurs eine „vollgültige Materialität ersten Grades unter den anderen“ (Link, 1992, S. 40, zitiert nach Jäger, 2015). Für die wirklichkeitsgenerierende Funktion heißt das, „dass sich die Wirklichkeit [nicht] auf die Existenz von Diskursen reduzieren ließe, sondern nur dass Wirklichkeit nach Maßgabe der Diskurse von den über Wissen verfügenden Menschen gedeutet wird“ (Jäger, 2015, S. 36). Laut Jäger gibt es somit eine außerdiskursive Wirklichkeit, die jedoch nicht ohne eine diskursive Vermittlung auskommt und gleichzeitig durch sie geformt wird (Jäger, 2015). Die Auffassung, dass Diskurse materielle Produzenten sind, wirft die Frage nach nicht-diskursiven Produktionsweisen auf. Foucault hilft sich hierbei mit der Einführung des Dispositiv-Begriffs. Damit meint er

eine entschieden heterogene Gesamtheit, bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen und philanthropischen Lehrsätzen, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, das sind die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann. (Foucault, 2001, S. 392-393, zitiert nach Link, 2020, S. 279)

Der Diskurs ist also umgeben und verknüpft mit nicht-diskursiven Strukturen, die für eine allumfassende Analyse zu berücksichtigen sind. Aus forschungsökonomischen Gründen soll hierauf aber weniger eingegangen und der Fokus auf die Diskurse gelegt werden.

Wahrheit, Wissen und Genealogie

Wissen ist für Foucault „keine Summe von Erkenntnissen – denn von diesen muss man stets sagen, ob sie wahr oder falsch [...] sind“ (Foucault, 2001, S. 921, zitiert nach Kammler, 2020, S. 348). Wissen ist nicht, was sich aufgrund einer Wahrheitsbewertung oder Erkenntnisgüte auszeichnet. Vielmehr ist Wissen die „Gesamtheit von Elementen (Gegenständen, Formulierungstypen, Begriffen und theoretischen Entscheidungen)“ (Foucault, 2001, S. 921, zitiert nach Kammler, 2020, S. 348), eines homogenen diskursiven Gefüges. Macht und Wissen sind verbunden. Aber nicht im Sinne der herkömmlichen Weisheit ‚Wissen ist Macht‘, sondern hinsichtlich ihrer gegenseitigen Bedingtheit, versteht

Foucault Macht und Wissen als eine zusammen auftretende Einheit, die er folglich „Macht-Wissen-Komplex“ (Foucault, 1995, S. 39) nennt. Dieser Komplex durchzieht Diskurse dergestalt, dass Diskurse Behälter von zeitlich und räumlich akzeptiertem und gültigem Wissen sind, das wiederum Handlungen und Denkweisen von Menschen durchdringt und bestimmt. Dieses einander bedingende Verhältnis meint, dass gesellschaftlich anerkanntes Wissen zum einen einem Sagbarkeitsfeld unterliegt, das mit machtspezifischen Normen und Reglementierungen einher geht. Zum anderen ist die Ausübung bzw. Wirkung von Macht auf die Einbindung in Wissenssysteme angewiesen (Foucault, 1992). Dass Wissen nicht nur auf sprachlicher Ebene analysiert, sondern in seinem institutionellen Kontext betrachtet werden muss, erklärt Jäger, wenn er sagt, bei Wissen „geht es nicht nur um das gesagte und aufgeschriebene [*sic*] Wissen, sondern auch um den ganzen Wissens-Apparat darum herum, durch den etwas durchgesetzt wird bzw. sich durchsetzt“ (Jäger, 2015, S. 73).

Die Analyse von Wissen, seiner Herstellungsweisen und -voraussetzungen unter Einbezug soziopolitischer Geschichtsverläufe nennt Foucault „Genealogie“ (Foucault et al., 2007, S. 41). Die Genealogie des Macht-Wissen-Komplex beschäftigt sich mit der Fließrichtung der Macht in diskursiven und nicht-diskursiven Praxen. Sie umfasst die in den Aussagen steckenden diskursiven Elemente sowie deren Zusammenspiel mit den nicht-diskursiven Elementen. Dabei konturiert die Genealogie die Extraktion der „Taktiken und Techniken, die eben den Kämpfen zugrunde liegen“ (Jäger, 2015, S. 127) um das, was als ‚wahr‘ gilt.

Foucault unterscheidet hier zwischen der Entstehung und der Herkunft von Wissen. Demnach hat das Wissen zwar eine Entstehungsgeschichte, doch diese entzieht sich den Intentionen und der Verantwortung der Subjekte. Gleichermaßen lässt sich die Entstehung des Wissens nicht an einem Ort festmachen, auf den sich rückbezogen oder berufen werden kann (Foucault, 1997). Jedoch hat das Wissen eine Herkunft, die sich immer auch in den Subjekten und deren Körpern zeigt, denn die diskursiven und nicht-diskursiven Verhältnisse der Geschichte schreiben sich auf die Körper ein, werden durch sie repräsentiert und bilden den Ausgangspunkt momentaner diskursiver Formationen. Eine Analyse aktueller Diskursverläufe umfasst demnach die Prägung von Subjekten und ihren Körpern und befindet sich somit an der Schnittstelle von Körperlichkeit und der in sie inskribierten Historizität (Foucault, 1995).

Soziohistorische Bedingungen der Wissensgenerierung manifestieren sich auch in der Wissenschaft, wobei die nachzeichnende, genealogische Analyse auf die Herstellung einer Wissenschaftlichkeit abzielt. Damit ist gemeint, dass diejenigen soziopolitischen

Voraussetzungen, die bestimmten Diskursen die Qualität von Wissenschaftlichkeit zusprechen und anderen entsagen, in den Mittelpunkt der Analyse rücken. Welches Wissen in wissenschaftlichen Institutionen zu welchem Zeitpunkt anerkannt ist, ergibt sich demnach nicht aus dem Grad seiner ‚Wahrhaftigkeit‘. Vielmehr ist der Anspruch auf wahrhaftige Erkenntnis selbst Produkt machtförmiger und diskursiver Praxis (Foucault, 1997). Denn Foucault sieht politisch-ideologische Machtformationen nicht außerhalb gültigen Wissens, da

es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß [sic] sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert. Diese Macht/Wissens-Beziehungen sind nicht von einem Erkenntnissubjekt aus zu analysieren, das gegenüber dem Machtsystem frei oder unfrei ist. Vielmehr ist in Betracht zu ziehen, das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen jeweils Effekte jener fundamentalen Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen bilden. (Foucault, 1995, S. 39)

Das bedeutet, dass die Generierung von Wissen nicht im Zuge einer intendierten Machtreproduktion geschieht, sondern, dass die Erkenntnisse selbst und ihre Verfahren in den Macht-Wissen-Komplex eingelassen sind und somit „von den ihn durchdringenden und konstituierenden Prozessen und Kämpfen bestimmt“ (Foucault, 1995, S. 40) werden.

Macht und Diskurs

Der Ausdruck, dass einer Person, einer Gruppe oder Institution Macht verliehen wird, ist bereits irreführend, da der Eindruck entsteht, dass Macht in solchen Instanzen ‚steckt‘. Doch „die Macht ist nicht etwas, was man erwirbt, wegnimmt, teilt, was man bewahrt oder verliert; die Macht ist etwas, was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und gleicher Beziehungen vollzieht“ (Foucault, 1989, S. 115). Ein Fokus dieses Zitats liegt auf dem prozessierenden Verb ‚vollziehen‘, das die Unabdingbarkeit der Macht beschreibt. Denn der Vollzug geschieht, intendiert oder nicht, außersubjektiv und unweigerlich, sobald zwei Punkte miteinander in Beziehung stehen. Macht ist die geschichtsspezifische Kräfterelation zwischen gesellschaftlichen Elementen, die ein verworrenes Netz an vielschichtigen Beziehungen aufspannen. Gleichzeitig besitzt Macht eine Historizität und in Folge soziohistorischer Hervorbringungen manifestiert sich ihre Gestalt in Form von politischen Strategien und Technologien (Foucault, 1995). Mit ihrer Teilnahme am Diskurs handeln die Subjekte innerhalb bedingender Machtstrukturen, wodurch sich wiederum mit ihrem Handeln Macht vollzieht. Demnach ist der Diskurs „dasjenige, worum und womit man kämpft“ (Foucault et al., 2007, S. 11), er ist „die Macht, deren man sich zu bemächtigen

sucht“ (Foucault et al., 2007, S. 11). Die Macht entsteht also, diskursiv vermittelt, zwischen alldem, was existiert und passiert. Dass Macht sich durch alle Beziehungen zieht, sich in ihnen zeigt und entfaltet, spezifiziert Foucault, indem er sagt:

nicht weil sie [die Macht] das Privileg hat, unter ihrer unerschütterlichen Einheit alles zu versammeln, sondern weil sie sich in jedem Augenblick und an jedem Punkt – oder vielmehr in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt – erzeugt. Nicht weil sie alles umfaßt, sondern weil sie von überall her kommt, ist die Macht überall. (Foucault, 1989, S. 114)

Das heißt auch, dass es kein Zentrum der Macht gibt, von dem aus sich spezifische Machtformen abspalten. Vielmehr ist sie das Organisationsprinzip jener punktuellen Kräfte, die stets ein Machtgefälle implizieren und durch deren Beweglichkeit die Machtverhältnisse „immer lokal und instabil sind“ (Foucault, 1989, S. 114).

Im Verhältnis von Macht und Diskurs soll nicht das Bild einer ausschließlich unterdrückenden Macht entstehen, die sich in einer dichotomen Repressionsdynamik von dominierenden und dominierten Diskursen, von Genehmigung und Ausschluss ausdrückt. Ebenso wenig sollen den Diskursen in ihrer Funktion als Regulatoren des sozialen Miteinanders eine allumfassende Rigidität der sozialen Ordnung zugeschrieben werden. Eine solche verbotenden Macht wäre laut Foucault (1995) wohl kaum in der Lage sich gesellschaftlich zu reproduzieren, ohne sich ausschließlich gewaltvoller Unterdrückungsstrategien zu bedienen. Vielmehr soll Macht als ebenso schaffende Kraft begriffen werden, die Bedürfnisse schürt und Begehren verursacht (Foucault, 1989). Außerdem birgt sie gegenhegemoniales Potenzial, denn „wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“ (Foucault, 1989, S. 116). Damit ist nicht gemeint, dass Macht wirkt und ein äußerlicher Widerstand ihr entgegentritt, sondern dass dieser Widerstand bereits in der wirkenden Macht verankert ist. Das heißt bestehende Machtverhältnisse werden durch die Diskurse geformt, aufrechterhalten und reproduziert, doch sind sie analog Agitatoren gegenherrschaftlichen Widerstands und Aufwiegelns, sie unterminieren, setzen durch und wirken dagegen (Foucault, 1989, S. 116). In Foucaults Machtbegriff umfasst die Macht also neben der unterdrückerischen Sicherstellung der herkömmlichen Ordnung auch Subversionsbewegungen, die ihrerseits Macht ausüben. Das Ziel sei es nun laut Foucault durch die Analyse der diskursiv-gesellschaftlichen Konstitutionen und Bedingungen ein Diskursverständnis zu erlangen, das die subversiven Potenziale erkenn- und abrufbar macht.

Der Machtbegriff ist demgegenüber von Foucaults Herrschaftsbegriff zu unterscheiden. Letzterer bezieht sich einerseits auf eine signifikante Disparität im

Machtverhältnis zwischen zwei Punkten. Andererseits weist er auf die Herrschaft immanente Notwendigkeit von Zwang und Verbot hin, die widerstrebende Machtverläufe radikal unterbinden sollen. Während Macht die Gesellschaft samt all ihrer Individuen durchdringt, sich selbst bei noch so benachteiligten Subjekten in deren Handeln und Denken vollzieht, manifestiert sich Herrschaft in der Verfügung über Menschen, deren Ausbeutung und Ausgrenzung (Jäger, 2015).

Das Verhältnis von Macht, Diskurs und Subjekt

In Foucaults Arbeiten zeichnet sich das Subjekt und dessen Konstitution als ein zentrales Thema der Auseinandersetzung ab (Bublitz, 2020). So widerspricht er der Vorstellung eines sich dem eigenen Willen bedienenden, selbst konstituierenden Subjekts und propagiert die Subjektgenese in Abhängigkeit von diskursiven und nicht-diskursiven Faktoren der Gesellschaft zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt. Damit widersetzt sich Foucault prominenten, humanistischen Konzeptionen, die sich auf eine innere Wahrheit des Menschen berufen, dessen Aufklärung sich der Humanismus verschrieben hat (Bublitz, 2020). Demgegenüber steht „die Geburt des modernen Subjekts [...] im Geflecht von Zeichensystemen, Machttechnologien, diskursiven und institutionellen Praktiken, die seine Subjektivierung als machtförmige Zurichtung und permanenten Selbstbezug sichern“ (Bublitz, 2020, S. 340). In Opposition zum schöpferisch-voluntaristischen Subjekt, das seine Identität im Zuge reflexiver Prozesse sucht und herstellt, wird dem ein in der eigenen Unterwerfung konstituiertes sowie dezentriertes Subjekt gegenübergestellt (Foucault, 1995).

Das Subjekt wird in der Verstrickung mit (diskursiven) Machtformationen konstruiert, denen es unweigerlich ausgesetzt ist. Es sind also individuellen Diskursverstrickungen und -positionen, in denen sich das Subjekt wiederfindet und die es konstituieren. Gleichzeitig fließen die Aussagen und Handlungen des Subjekts, die durch Diskurse geprägt sind, in diese zurück und beeinflussen den weiteren Verlauf der Diskurse. Dazu sei gesagt, dass sich zwar kein Subjekt außerhalb der Diskurse bewegt, die tatsächliche Anteilnahme, der Zugang und der gewollte oder ungewollte Einfluss von Individuen oder Gruppen auf den Diskurs ist jedoch unterschiedlich verteilt (Jäger, 2015). Da Diskurse an geschichtsspezifische Konditionen gebunden sind, nehmen auch die aus ihnen hervorgehenden Subjekte soziohistorisch-spezifische Formen an. Dies ist u.a. abhängig davon, welche Handlungsspielräume die eigene Diskursverstrickung im Kontext mit den soziohistorischen Umständen für die Subjektivierung ermöglichen (Jäger, 2015).

Die Ausübung der Macht im Zuge von Handlungen passiert stets vor dem Hintergrund aller möglichen Handlungen, denn „sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in

das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich“ (Foucault, 1987, S. 255). Auch hieraus leitet sich laut Foucault ein analytisches Ziel ab, nämlich die Möglichkeit die geschichtlich erzeugten Subjektivierungen hinsichtlich ihrer Historizität zu erfassen, einzuordnen und zu deuten (Foucault, 1987).

Doch nicht nur von der Vorstellung des konstituierenden Subjekts soll sich laut Foucault gelöst werden, sondern auch von Theorien, die ökonomische Materialitäten für die Subjektstruktur alleinig verantwortlich machen. Vielmehr geschieht die Subjektivierung im Rahmen der Subjekte durchdringenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse und impliziert diskursive und gesellschaftliche Praxen ebenso wie die ökonomischen Produktionsverhältnisse. Dabei sind der Diskurs und der ökonomische Prozess nicht als zwei unterschiedliche, produzierende Entitäten zu verstehen, die gleichsam, doch getrennt das Subjekt beeinflussen. Vielmehr sind beide Machtwirkungen miteinander verwoben, bedingen und reproduzieren sich. Eine umfassende Analyse von subjektbildenden Machtstrukturen ist dementsprechend auf die Berücksichtigung von diskursiven Praxen, ökonomischen Produktionsbedingungen und deren wechselwirkender Relation angewiesen (Foucault, 1978).

Biomacht, Disziplinarmacht und Normalisierung

Mit der Umstrukturierung von Güterproduktion und -verteilung im 18. Jahrhundert und nicht zuletzt der fundamentalen Veränderung von Arbeitsweisen im Zuge der industriellen Revolution sahen sich Gesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts grundlegenden Einschnitten ihrer Funktionsweisen ausgesetzt. Solche Veränderungen waren insbesondere das Anbieten der eigenen Arbeitskraft am Arbeitsmarkt, Trennung von Privatem und Arbeit sowie der Einsatz technologisch-fortschrittlicher Maschinen (Mikl-Horke, 2014). Zusätzlich musste das Problem rasant wachsender Bevölkerungszahlen bewältigt werden. Es waren die Zäsuren des Arbeitslebens, komplexer werdende Gesellschaften und der Bevölkerungsanstieg, die neue Formen der Macht benötigten, um die Gesundheit und die Produktivität der Bevölkerung zu verwalten. Für die Etablierung gesundheitsförderlicher Strukturen und für die ökonomische Produktivitätssteigerung wirkten die neuen Machtformationen über den Zugriff auf Leben und Körper der produzierenden Individuen. Infolgedessen wurde eine „Souveränitätsmacht“ (Foucault, 1989, S. 111), was in modernen Gesellschaften v. a. die Gesetzesmacht des Staats ist, von einer Macht des Lebens komplementiert. Während sich die Souveränitätsmacht zum eigenen Erhalt Techniken, wie die Androhung und Durchführung von Bestrafung bis hin zur

Hinrichtung, bedienen kann, richtet sich die Lebensmacht auf die Erhaltung, Kontrolle und Reglementierung des Lebens (Foucault, 1995). Letztere Machtform ist auf andere Praxen und Technologien angewiesen, die, abseits jener Bestrafung und Tötung, Individuen als auch ganze Bevölkerungen kollektiviert regulieren können. Die Lebensmacht moderner Gesellschaften lässt sich in zwei verzahnte Subtechnologien aufgliedern. Dies umfasst zum einen die individualisierende Disziplinartechnologien der „Dressur“ (Foucault, 1995, S. 174), die normativ gelagert wirken, und zum anderen die angleichenden Technologien der Biomacht, deren Wirkung sich in der normalistischen Messbarmachung einer Gesellschaft zeigt (Foucault, 1995). Dementsprechend ist beiden Machttechnologien ein eigenes Unterkapitel gewidmet.

Disziplinarmacht

Die Disziplinarmacht ist eine Macht, die über den Körper² verfügt, durch „peinliche Kontrolle der Körpertätigkeiten und die dauerhafte Unterwerfung ihrer Kräfte und sie gelehrig/nützlich mach[t]“ (Foucault, 1995, S. 175). Das Gelehrig-Machen ist die Unterwerfung unter eine Norm der Produktivität. Ein Körper ist nämlich dann nützlich, wenn sich seiner Kräfte bemächtigt werden kann, wobei das Bemächtigen nicht rein repressiver Natur ist. Vielmehr ist es ein Zusammenspiel von Unterdrückung und Hervorbringung, die den Körper zu einer machterhaltenden Produktionskraft treibt. Foucault spricht deshalb von einer „positiven ‚Lebensmacht‘“ (Foucault, 1989, S. 132), im Gegensatz zu einer ausschließlich unterdrückenden Lebensmacht. Das Ziel der Disziplinierung des*der Einzelnen ist also gleichsam seine*ihre Unterwerfung und Produktivitätssteigerung (Foucault, 1995, S. 37).

Die Disziplinarmacht visualisiert Foucault anhand eines Panoptikums, eines externen, nicht wahrnehmbaren Überbaus, der zur Überwachung auf die einzelnen Subjekte gerichtet ist und wodurch die Notwendigkeit von Bestrafungen entfällt. Umgekehrt ist es den Subjekten nicht möglich zu erkennen, wer sie beobachtet. Das liegt daran, dass die Existenz der Beobachter*innen durch die disziplinierenden Institutionen lediglich konstruiert ist. Dennoch ist in der Realität der Subjekte jegliches Agieren von ihrer paranoiden Vorstellung externer Betrachtung geleitet. Wenn die Betrachter*innen nur im Bereich des Imaginären auftreten, tritt an Stelle einer äußerlichen Disziplinierung der Subjekte, ihre Selbstdisziplinierung (Foucault, 1995). Diese formiert sich in Technologien, die den Körper des Individuums in der „Automatik seiner Gewohnheiten“ (Foucault, 1995, S. 173), also in

² wobei die Konzeption des Körpers nicht nur auf seine physische Oberfläche reduziert werden sollte, sondern hier auch psychische Ebenen von Identität, Geist und Empfindungen mit meint (Foucault, 1995).

all seinen Ausprägungen, Staturen, in den detailliertesten Aspekten seiner Motorik betrifft. Die Normen werden verinnerlicht und somit in die Identität der Subjekte verwebt. Denn die Identität bzw. ähnlich verwendete Begriffe wie „Psyche, Subjektivität, Persönlichkeit, Bewusstsein, Gewissen usw.“ (Foucault, 1995, S. 42) sind, gerade indem sie Freiheit postulieren, immer schon die verwobenen „Wirkungen einer bestimmten Macht und der Gegenstandsbezug eines Wissens“ (Foucault, 1995, S. 42). Dass die Identität des Subjekts a priori einer Macht unterworfen ist, ist „Effekt und Instrument einer politischen Anatomie“ (Foucault, 1995, S. 42).

In Foucaults historischen Theoretisierungen bezieht er sich kritisch auf die Institutionen, die an der Disziplinierung der Gesellschaft mitwirken. Prominent sind seine Kritiken von Gefängnissen und Psychiatrien (bzw. Krankenhäusern), deren machtförmiger Gehalt im Überwachen, Normieren, in der Kontrolle und Unterwerfung von Subjekten, ihrer Körper und der Herstellung von Gefügig- und Gehorsamkeit besteht (Foucault, 1995). Doch die Disziplinartechnologien durchdringen ebenso Schulen, Militär und Fabriken, die ihrerseits normkonforme und -gerechte Körper herstellen. Ein genormter Körper kann auch als austauschbar verstanden werden, im Sinne einer normativen Einheitlichkeit, indem etwa die Fabrikmaschinen von allen Körpern bedient werden können und somit ihre Bedienung sichergestellt ist (Foucault, 1995).

Für die reibungslose Funktionalität im Getriebe disziplinierender Institutionen wird der Körper selbst als Maschine aufgefasst, die in ihrer Konstruktionsweise und Einzelteile analysiert, gegliedert, demontiert und dann wieder zusammengesetzt werden kann. In den Institutionen werden die Realitäten der Subjekte strukturiert und reglementiert. Ihnen werden Orte (Schulbänke, Gefängniszellen, Krankenzimmer) zugewiesen und die Tageszeiten werden programmatisch gegliedert (Unterricht, Visite, Mahlzeiten, Maschinenabläufe und -bedienung), die die Körper im Sinne einer Arbeits- und Produktionslogik (re)integrierbar machen (Foucault, 1995). Die Disziplinarmacht ist demnach eine Macht der Normen, mittels derer die Subjekte geformt und gesellschaftlich eingefügt werden sollen. Ihre Produktionsmechanismen sind gekennzeichnet von Hierarchisierung und kategorisierender Sortierung der Individuen. Im Falle normativer Divergenz, also einem Rausfallen aus dem Normbereich, ermöglichen die Disziplinartechniken das Wiedereinholen in die Abläufe gesellschaftlicher (Re-)Produktion. (Foucault, 1995).

Biomacht

In der Biomacht wird der „Gattungskörper“ (Foucault, 1989, S.135), also das Individuum als Mensch mitsamt biologischer Konstituierung, reguliert. Sie wirkt nicht

individualisierend-disziplinär, sondern kollektiv-angleichend, indem die Bevölkerung als Ganzes durchdrungen wird, mittels Technologien, die auf die Erhaltung des Lebens abzielen. Das sind Mechanismen, die Krankheiten, Schwächungen und allem, was die (Re-)Produktivität der Bevölkerung verringert, entgegenwirken, sodass ökonomisch-politische Kostenrisiken minimiert werden. Möller fasst es treffend zusammen, wenn er sagt: „Es geht darum, um die Zufälligkeiten, die einer Population inhärent sind, Sicherheitsmaßnahmen zu errichten, um das Leben zu optimieren“ (Möller, 2008, S. 2773). Diese positive Macht bedient sich der Ermittlung und Kontrolle sozialdemografischer Einheiten, wie Geburten- und Sterberate, Sexualität, Bevölkerungswachstum, Alterssegregation, Migrationsbewegungen, etc. Die Technologien der Biomacht, auch „Bio-Politik“ (Foucault, 1989, S. 166) genannt, zeichnen sich aus durch die „sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens“ (Foucault, 1989, S. 167). Anhand dessen können Bereiche des Normalen festgelegt und somit eine machtförmige Komponente der Biomacht konstituiert werden, nämlich die der Normalisierung, deren Konzept im deutschsprachigen Raum besonders von Jürgen Link und Ursula Link-Heer weiterentwickelt wurde.

Normalisierungsmacht

Die Normalisierungsmacht erschafft über entindividualisierende Technologien, die die Subjekte aneinander angleicht und vergleichbar macht, eine normalistische Realität bzw. einen Normalismus. Darunter werden laut Link „die Gesamtheit aller sowohl diskursiven wie praktisch-intervenierenden Verfahren, Dispositive, Instanzen und Institutionen verstanden, durch die in modernen Gesellschaften ‚Normalitäten‘ produziert und reproduziert werden“ (Link, 2005, S. 44). Der Normalismus entsteht auch als Reaktion auf „die tendenziell ‚exponentiell‘ und damit tendenziell ‚chaotischen‘ growth-Kurven der Moderne“ (Link, 1995, S. 26, zitiert nach Jäger, 2015). Ein notwendiges Fundament der Normalisierung bildet die statistische Durchdringung der Gesellschaft. Das ist die Erfassung und Verdichtung von gesellschaftlichen Bereichen sowie die inhärenten statistischen Theoriegerüste, etwa das der Normalverteilung oder des statistischen Mittels. Konsequenz einer solchen Normalverteilung sind etwa organisierte Eingriffe in Form von sozialen Umverteilungsmaßnahmen (Jäger, 2015). Wenn der Normalismus auf der statistischen Erfassung der Gesellschaft basiert, so ergibt sich, dass sich eine Normalität nur post festum formieren kann. Das heißt die Grenzen des Normalen sind keine naturgesetzlich erhobenen Unumstößlichkeiten, sondern anthropogen festgelegt und diskursiv gebunden. Der verschiebbare Charakter dieser Eingrenzung des Normalen birgt jedoch das Risiko einer „Denormalisierungsangst“ (Link, 2018, S. 173), das ist die Angst nicht als normal zu gelten

(Link, 2018, S. 173). Darauf kann laut Link mit einer von zwei ordnenden Prinzipien reagiert werden: der „protonormalistischen“ (Link, 2018, S. 180) oder der „flexibel-normalisistischen“ (Link, 2018, S. 182) Strategie. Die protonormalisistische Strategie bedient sich autoritärer Mittel zur engen und festen Grenzsetzung des Normalen. Jedoch können exponentiell wachsende Gesellschaftsbereiche die protonormalistische Strategien destabilisieren und so zu steigender Denormalisierungsangst führen. Dem entgegen steht die flexibel-normalistische Strategie, deren Grenzspanne besonders weite Ausmaße annimmt und durch so entstehende, höhere Freiheitsgrade in der Konfiguration von dem, was normal ist und was nicht, einen weitreichenden Schutz gegen potenziell überraschende Gesellschaftsdynamiken bietet. Die drohende Denormalisierung generiert sich hier aus der fehlenden Differenziertheit von Toleranzzonen und dem Anormalen (Link, 2018). Dass auch der Normalismus auf die Subjekte Einfluss nimmt, begründet Link, indem die Diskurse bzw. Diskursmedien (Texte, Fotos, etc.) ein „massenhafte[s] Recycling der Symbole“ (Link, 1997, S. 357) betreiben. Diese unentwegte Iteration der Symbole würde lebenslang andauern und letztlich normalistische Subjektstrukturen hervorbringen (Link, 1997).

Sozialwissenschaftliche Einordnung von Geschlecht

Für eine Analyse und Einordnung von Wissen sowie Wissenskonstruktionen um Geschlecht soll sich dieses Kapitel um einen theoretischen Hintergrund der Geschlechtskonstruktion drehen. In der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung findet sich für das Wissenssystem um Geschlecht der Begriff des Geschlechterwissens (Kahlert, 2019). Dieser meint dabei die „vermeintlich natürliche und soziale Geschlechterdifferenz sowie die hierarchisierenden Geschlechterklassifikationen in einer Gesellschaft“ (Kahlert., 2019, S. 180). Allerdings sei zur Klärung des theoretischen Hintergrunds zunächst einmal in den Worten Angelika Wetterers (2010) festzuhalten:

Von einer wie auch immer einheitlichen Theorie der Geschlechterkonstruktion sind wir weit entfernt. Gleichwohl teilen konstruktivistische Ansätze den [...] gemeinsamen Ausgangspunkt. Und so lassen sich die Erträge der in den 1990er Jahren durchgeführten historischen und soziologischen Studien zu je verschiedenen Modi und Medien der Geschlechterkonstruktion durchaus aufeinander beziehen und in ein Gesamtbild integrieren, das auf zentrale Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit aufmerksam macht. (S. 129)

Daher sollen im Anschluss einige Theorien und Ansätze aus den Sozialwissenschaften beschrieben werden, die sich mit Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit auseinandergesetzt haben.

(De-)Konstruktivistische Perspektiven auf Geschlecht

Die sozialkonstruktivistischen Ansätze basieren auf einer Reihe wissenssoziologischer Arbeiten. Diese umfassen z.B. Harold Garfinkels detaillierte Studie zum Prozess des Geschlechtswechsels der Transgender-Person ‚Agnes‘ (Garfinkel, 1967), das, von West und Zimmerman eingeführte und weitreichend bekannte Konzept des „Doing Gender“ (West & Zimmerman, S. 125) oder das Modell der Geschlechtskonstruktion von Kessler und McKenna (1985). Letztere benennen erstmals die „social construction of gender“ (Kessler & McKenna, 1985, S. 19) als grundlegenden Baustein der zweigeschlechtlichen Differenzierung.

Diese sozialwissenschaftlichen Perspektiven sehen die Besonderheit des binären Verständnisses von Geschlecht in seiner allumfassenden Alltäglichkeit. Das betrifft das seit der frühen Kindheit nicht weiter hinterfragte, scheinbare Faktum, dass Menschen sich geschlechtlich unterscheiden lassen, und zwar in zwei voneinander völlig verschiedene, klar abgrenzbare Kategorien Mann und Frau (West & Zimmerman, 1987). Erving Goffman nennt diese eindeutige, für den Rest des Lebens bestehende Zuordnung zu einem der Geschlechter, bzw. zu sozialen Geschlechtsklassen, „institutionelle Reflexivität“ (Goffman, 1994, S. 107). „Dieser Sortiervorgang wird durch die Sozialisation verfestigt, formt die individuelle Geschlechtsidentität und reproduziert die soziale Geschlechterunterscheidung sowie den Glauben an diese“ (Kahlert, 2019, S. 182). Die eindeutige Zuweisung zu einem Geschlecht erfolgt anhand der Genitalien bei der Geburt und ist fortan biologische und somit natürliche Grundlage (Hagemann-White, 1993). Sozialwissenschaftliche Perspektiven machen dafür die in die Gesellschaft eindringende Präsenz der Biologie und der naturwissenschaftlichen Epistemologie verantwortlich. Erst die Entstehung und Relevanzentwicklung der Biologie und Medizin hat die strikte Unterteilung in die Geschlechter vermeintlich bis in letzte Instanz validiert (Hagemann-White, 1993).

In der Arbeit von Andresen Dölling und Kimmerle (2003) stellen die Autor*innen die in Biografien ausgearbeiteten Wissensbestände von Geschlecht mit kollektiven Wissensbeständen in Beziehung. In Anlehnung an Bourdieu gehen die Autor*innen davon aus, dass vergesellschaftete Strukturen und das gesamte Auftreten und Handeln einer Person untrennbar miteinander verstrickt sind. In der Tradition Bourdieus verstehen sie den Habitus³ als geschlechtlich durchzogen und gleichzeitig geschlechtlich reproduzierend. Geschlechtlichkeit ist somit also gesellschaftlich verankert, ist grundlegend für den Habitus

³ Der Habitus ist im „allgemeinsten Sinne [...] die Haltung des Individuums in der sozialen Welt, seine Dispositionen, seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, seine Einstellungen und seine Wertvorstellungen“ (Fuchs-Heinritz & König, 2014).

des Individuums und stellt gleichzeitig durch stetige Anwendung ein Fortbestehen dieser Vergeschlechtlichung sicher (Bourdieu, 2010). Dölling (2003) unterscheidet auf gesellschaftlicher Ebene das kollektive Geschlechterwissen in Alltags- bzw. Erfahrungswissen, Geschlechterdifferenzen affirmierendes oder kritisierendes Expertenwissen und popularisiertes Geschlechterwissen, das speziell in Politik, Recht und Wissenschaft generiert wird. Es liegt eine besondere Betonung auf der Reproduktion der Geschlechterdifferenzen und der somit einhergehenden Hierarchisierung der Geschlechtskategorien. Welches Wissen einem Individuum zugänglich ist, hängt von dessen sozialer Gruppe ab. Diese Individuen werden in der Folge Akteur*innen eines geschlechtlichen Habitus, sind allerdings nicht innerhalb eines Wissenssystems gefangen, sondern wandern zwischen solchen Wissenssystemen und bauen sich ihre „eigenlogischen Teilsysteme“ (Dölling, 2003, S. 116) auf. In diesen Teilsystemen können verschiedene Zugänge und Arten von Geschlechterwissen nebeneinander bestehen. Sie sind daher richtungsweisend für die Charakterisierung des Habitus und ausschlaggebend für die Art des repräsentierten Geschlechterwissens. Gerade das Alltagswissen durchzieht und konstruiert die Lebenswirklichkeiten der Individuen. Es schlägt sich in deren interaktiven Handlungsgewohnheiten nieder und stabilisiert sich in Repetition. Das Wissen umfasst dabei jedoch nicht nur geschlechtlich adäquate Handlungsweisen, sondern auch gesellschaftliche Ordnungen vergeschlechtlichter Individuen und soziale Geschlechterverhältnisse in Abhängigkeit von ihrer Milieuspezifik (Kahlert, 2019).

Geschlechtlichkeit bildet in soziologisch-feministischer Theorie einen grundlegenden Pfeiler der Identität eines Individuums und spielt auf sozialer Ebene eine wesentliche Rolle. Eine Person nimmt ihre Mitmenschen nicht nur hinsichtlich ihrer Geschlechtlichkeit wahr, sondern re- und interagiert auch mit ihrer Umwelt in Abhängigkeit dieser Wahrnehmung. In Konsequenz werden geschlechtliche Zugehörigkeiten sozial validiert und reproduziert (West & Zimmerman, 1987). Gleichzeitig sind die Geschlechterverhältnisse ebenso in gesellschaftliche Strukturen eingelassen und institutionalisiert (Hirschauer, 1989). In Folge auch ökonomische bzw. materielle Verhältnisse in Zusammenhang mit Zweigeschlechtlichkeit gebracht. Für die Konstruktion von Geschlecht ist demnach die Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit und die geschlechtliche Arbeitsteilung von besonderer Bedeutung (Wetterer, 2010).

Geschlechtliche Arbeitsteilung

Angefangen bei der Entwicklung von der ständischen zur bürgerlichen Familie und der einhergehenden Teilung der Lebenswelten in männliche und weibliche Sphären im 18.

Jahrhundert wurden auch die Produktionsweisen der damaligen Gesellschaft im besonderen Maße geschlechtlich differenziert (Wetterer, 2010). Die Sichtbarkeit sozialer Herstellungsprozesse von Geschlechtlichkeit verblasste zunehmend und wich einem natürlichen Geschlechtscharakter, welcher Frauen Umsorgungstriebe und -qualitäten inhärent zusprach und sie auf diese Weise mit ihrem als naturgegeben angesehenen Ort, der Sphäre der Familie, verband. Hingegen galten Männer als Wesen des Öffentlichen, der Wissenschaft, der Politik und der Kunst. Mit der Verfrachtung der Frau ins Private und der Zuständigkeitsweisung für die Reproduktion der Arbeitskraft (des Mannes*) entwickelte sich die Verlagerung des Geschlechtscharakters ins Implizite (Hausen, 1978).

Die Zuschreibung der Geschlechter zu bestimmten Arbeitsfeldern nennt Wetterer die „Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit“ (Wetterer, 1995, S. 199). Wie Wetterer (1995) weiter ausführt, ist die soziale Konstruktion von Geschlecht in der Lohnarbeit ständig am Gange und ein Produkt sozialer Diskussionen, Kämpfe und Aushandlungen, die in den meisten Fällen einen patriarchalen Kern erhalten, auch wenn sie das Gewand von Gleichheit tragen. Die Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit ist in ihrem Konstruiert-Sein aber alles andere als offensichtlich, was die argumentative Grundlage für den gegenseitigen Legitimationsprozess zwischen Alltagswissen über die Binarität der Geschlechter und der entsprechenden Einteilung beruflicher Felder in die Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ liefert. Wer welchen Beruf ausübt, welche Aufgabenbereiche welchem Geschlecht zufallen, kann über die Logik entschieden werden, was Männer und Frauen gut können oder woran sie Interesse haben. Andersherum ist die berufliche Tätigkeit von Männern und Frauen ein zentraler Umstand, nach dem das Denken über die Geschlechter ausgerichtet und konzipiert wird. Die geschlechtliche Aufteilung der Berufsarbeit erzeugt nicht nur die Vorstellung, dass es grundlegende charakterliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, sondern auch ganz reale vergeschlechtlichte Bedarfe und Identitäten (Wetterer 1995).

Wie Wetterer (1995) anhand mehrerer Studien zeigt, muss die soziale Konstruktion von Geschlecht auch deswegen unsichtbar sein, weil die gegenseitige Legitimation aus vergeschlechtlichten Arbeitsbereichen und den vergeschlechtlichten Subjekten nicht immer schlüssig ist. Deutlich wird dies an Berufen, die teilweise Anforderungsprofile für Frauen und teilweise für Männer haben oder jene Berufe, die eine Historie haben, in der sich die Zuordnung zu ‚weiblich‘ bzw. ‚männlich‘ geändert oder abgewechselt hat (Wetterer, 1995). Wetterer unterlegt ihre Überlegungen stets mit historischen Prozessen einiger konkreter Berufe und Arbeitsfelder. So war etwa der Beruf des Sekretärs zunächst für Männer vorgesehen, ehe im Zuge der Popularität von Schreibmaschinen, deren Bedienung Frauen

zukamen, auch das Geschlecht des Sekretär*innenberufs von männlich zu weiblich wechselte (Frevert, 1979, zitiert nach Wetterer, 1995).

Wetterer (1995) argumentiert, dass die Vergeschlechtlichung der Arbeit gleichzeitig eine Konstruktion von Hierarchien zwischen den Geschlechtern sei. Gemäß den patriarchalen Verhältnissen wären ‚männliche‘ Berufe und Arbeitsfelder statushöher und ‚weibliche‘ Arbeitsfelder würden abgewertet. Ein Beispiel dafür sei der Beruf der Röntgenassistentin, der zunächst sowohl Anforderungen, die Weiblichkeit zugeordnet werden, wie Patient*innenkontakt, als auch solche, die Männlichkeit zugeordnet werden, wie der Umgang mit technischen Geräten, umfasste. Technisches Verständnis wurde Frauen nicht zugetraut und somit nicht zugewiesen, doch weil die konkreten Akteur*innen wie Ärztinnen letztlich den Beruf Frauen zuwiesen, musste „die Bedienung der Röntgenapparate vereinfacht“ (Wetterer, 1995, S. 205) werden. Dass eindeutig hierarchische Positionen beibehalten bzw. reproduziert werden, macht der fortlaufende Machtunterschied zwischen weiblichem Krankenpflegepersonal und männlicher Ärzteschaft deutlich, der auch im Beruf der Röntgenassistentin fortgeführt wird. Die als schwieriger eingeschätzte und auch prestigeträchtigere Aufgabe, die Röntgenbilder auszulesen, fällt in den Bereich der akademischen Medizin und ist somit Ärzten vorbehalten, die davon finanziell profitieren und Status gewinnen (Wetterer, 1995). Wetterer kommt deswegen zu dem Schluss, dass sich die Geschichte der Arbeit für Frauen „wie eine Geschichte der kollektiven sozialen Schließung der statushöheren Berufsbereiche“ (Wetterer, 1995, S. 211) liest.

Soziohistorische Umstände wie die stetig kleiner werdende Diskrepanz im Bildungsniveau zwischen Männern und Frauen oder die politisch-juristische Gleichberechtigung der Frau im 20. Jahrhundert widerstrebten der patriarchalen Vergeschlechtlichung der Lohnarbeit und bewirkten somit Anpassungsbewegungen und „Modernisierungsschübe“ (Wetterer, 1995, S. 213). Diese drückten sich durch „indirektere und subkulturanere Formen der Marginalisierung der Frauen“ (Wetterer, 1995, S. 213) aus. Solche Marginalisierungen zeigten sich laut Wetterer etwa in der vertikalen Segregation von juristischen Berufen. Obwohl per Gesetz auch Frauen alle möglichen Tätigkeiten im juristischen Feld offenstanden, wurden ihnen Berufsfelder, wie z.B. die Staatsanwaltschaft, mit wenig Prestige und niedriger Entlohnung zugewiesen. Im Ergebnis vollzieht sich die Vergeschlechtlichung der Arbeit ohne ersichtliche Akteur*innen oder einem vorgeschriebenen Regelsystem (Wetterer, 1995).

Butlers feministische Theorie der Geschlechter

Die Überlegungen von Judith Butler bilden, neben denen von Foucault, den wichtigsten theoretischen Hintergrund dieser Arbeit. Butler beschäftigte sich u.a. dezidiert mit Diskursen und Diskurstheorien. Es geht also konzentriert um Sprache als Konstrukteurin der sozialen Realität. Insbesondere Geschlecht in der konventionell-binären Ausformung wird hinsichtlich seiner erzeugenden Bedingungen analysiert. Das Subjekt im Butler'schen Verständnis ist ein fantastisches Produkt sich ständig wiederholender Handlungen und Sprechakte, das sich mittels Sprache identifiziert (Butler, 1991). Von dieser Überzeugung aus geht es Butler um eine Nachzeichnung jener sprachlichen und aktionalen Muster, die die Existenz eines Subjekts ‚vortäuschen‘. Dabei stellt Butler stets die Frage nach Macht: Welche Machtverhältnisse sind an der Herstellung bestimmter Sprachstrukturen beteiligt? Inwiefern sind politische Machtinteressen in die Diskurse verwoben und wie schlägt sich beides in der Konzeption der Geschlechter nieder? (Villa, 2012). Welche geschlechtlichen Subjektformen werden im Diskurs bewilligt und welche werden ausgeschlossen? Butler macht es sich also zur Aufgabe herauszufinden, was die Bereiche des Möglichen und des Unmöglichen statuiert bzw. welches Leben als „lebbar“ (Butler, 1997, S. 23) gilt und welches nicht.

Der Hauptteil dieses Kapitels beschäftigt sich mit Butlers frühen Werken „Gendertrouble“ (1990) („Das Unbehagen der Geschlechter“) und „Bodies that Matter“ (1995) („Körper von Gewicht“), da diese sich ausführlich mit der diskursiven Herstellung von Geschlecht befassen. Abseits davon werden punktuell Verbindungen zu verschiedenen Nachfolgewerken hergestellt. Die Unterkapitel orientieren sich an den Butler'schen Begrifflichkeiten, die zentrale Thesen und Überlegungen umfassen. Zunächst stehen die sprachtheoretischen Auseinandersetzungen, Butlers analytisches Vorgehen, die Genealogie sowie das Zusammenspiel aus Sprache und Normen im Fokus. Anschließend handeln die Kapitel vom Verhältnis zwischen der materialistischen Betrachtung des Körpers und der diskursiven Herstellung von Identität, was sich in den Begriffen der Performativität und der heterosexuellen Matrix verdichtet. Schließlich rücken die Konstruktionsweisen als auch die gegenseitige Bezugnahme des sozialen und biologischen Geschlechts ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Sprache, Genealogie und Normen

Butlers Auseinandersetzungen drehen sich um Sprache und versprachlichte Machtbeziehungen. Sprache ist von zentraler analytischer Bedeutung, denn sie ist Trägerin

und Ausführende der Gewalt bestehender Verhältnisse⁴. Doch ihre grundlegende Veränderlichkeit bietet gleichzeitig Potenziale des Umschwungs, der Entfremdung und Wiederaneignung. In Folge ist die Unterminierung jener Gewalt und die Herstellung sozial gerechterer Gesellschaften auf die kritische Umgestaltung der Sprache angewiesen. Diese anvisierte Sprachkritik soll zu einer „Desidentifizierung“ (Butler, 1997, S. 24) mit herrschaftsförmigen Identitäten führen, die jedoch einer mitunter langwierigen, jedenfalls aber reflexiven Auseinandersetzung und Ausdifferenzierung der Sprache, ihrer (diskursiven) Produktionsbedingungen und dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext bedarf. Daraus ergäbe sich ein politisches Potenzial, die „sowohl feministische als auch *queer*-Politik mobilisiert“ (Butler, 1997, S. 24; H.i.O.).

Mit der Berücksichtigung der Diskurse wird bereits ein theoretisches Näheverhältnis von Butler und Foucault deutlich. Diese Verbindung, die sich auch in der Struktur dieser Arbeit wiederfindet, ist dabei kein Zufall. Foucaults Werk, insbesondere seine machtheoretischen Überlegungen zu Diskurs und Sprache, haben einen starken Einfluss auf Butlers Wirken (Butler, 1991). Daher wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels ein wiederkehrender Rückbezug auf Foucaults Arbeiten sichtbar. Der Sprache weisen sowohl Butler als auch Foucault eine realitätskonstruierende Funktion zu. Sie steckt den Rahmen des Sag- und Denkbaren ab, dessen, was als begreifbar und bewusst gilt (Butler, 1991; Foucault, 1997).

Da es um die Analyse von Gewalt geht, die in der Sprache transportiert wird, soll der Gewaltbegriff im Sinne Butlers weiter entwirrt werden. Denn ihr Ziel ist nicht die Analyse einer eindeutigen und offensichtlichen Gewalt, sondern derjenigen, die dieser vorgelagert ist. Jene, die im Schatten sprachlicher Gewohnheit verharrt, in gesellschaftlich akzeptierten Normen auftritt und die Weichen stellt, Gewalt nicht nur als diese zu verkennen, sondern sie teils mit dem Abzeichen des ‚Normalen‘ auszustatten (Butler, 1991).

Dabei bildet die genealogische Analyse, die auf Foucaults Genealogie-Begriff abhebt, das Zentrum Butlers methodischen Vorgehens, aus dem sich mehrere Zielsetzungen ableiten. Zunächst besteht Butlers Bestreben darin, die zugrundeliegenden, normativ eingelagerten Machtverhältnisse von ihrer verschleiernenden Hülle loszulösen und ihre Zulässigkeit offenkundig in Frage zu stellen (Butler, 1991). Die aufzudeckende Gewalt steckt in selbstverständlichen und akzeptierten Normen, in politischen Agenden sowie in psychologischen Verhaltens- und Denkmustern. Butler wendet diese Betrachtungsweise der

⁴ Butler selbst identifiziert sich als non-binary und benutzt die Pronomen they/them. Um der sprachlichen Reproduktion aufgezwungener Zweigeschlechtlichkeit vorzubeugen, verwende ich für die Koreferenz von Butler ebenfalls ‚they‘ bzw. ‚them‘.

Genealogie in extensivem Maße auf den Gegenstand an, der auch den Mittelpunkt dieser Arbeit bildet, nämlich Geschlecht. They geht den Fragen nach, welche Gewalt- und Unterdrückungsformen einem gesellschaftlichen Verständnis von Geschlecht innewohnen und wie Geschlecht Selbstverständlichkeit, Natürlichkeit und Grundsätzlichkeit verliehen wird (Butler, 1991).

Weiterführend beschäftigt they sich mit den Bruchstellen, Auslassungen und Angriffspunkten dieser Konstruktion - den Stellen, an denen die Instabilität geschlechtlicher Normen ausgenutzt und die Rigidität von dem, was als ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ gilt, ausgeweitet werden kann. Schließlich stellt Butler in der genealogischen Analyse gezielt die Frage nach den Machtverhältnissen der momentanen soziohistorischen Gegebenheiten, aus denen sich die Geschlechterverhältnisse bedingen. Es geht darum, welche konkreten, sozial-kulturellen Rahmenbedingungen die Machtformierungen zu einem historischen Zeitpunkt⁵ bedingen, denn „die genealogische Kritik lehnt es ab, nach den Ursprüngen der Geschlechtsidentität [...] zu suchen“ (Butler, 1991, S. 9). Ebenso weist sie die Auffindung der ‚tatsächlichen‘, unhintergehbaren oder unwiderlegbaren Merkmale von Geschlecht zurück. Vielmehr soll die Frage aufgeworfen werden, welche politischen Interessen bedient werden und welche „Institutionen, Verfahrensweisen und Diskurse“ (Butler, 1991, S. 9) an der Aufrechterhaltung von Geschlecht als begründende „Identitätskategorie“ (Butler, 1991, S. 9) beteiligt sind. In diesen Bereichen sind die machtförmigen Prozesse stets aus ihrer soziokulturellen Verankerung heraus autorisiert. Die gesellschaftlichen Phänomene sind somit in ein Netz der Macht verwoben, das es in der Genealogie zu entwirren gilt (Butler, 1991; Foucault, 1989).

Diesen willkürlichen Umstand der autorisierten Herstellung, die ein Spezifikum der historischen Bedingungen darstellt, bezeichnet Butler als „Kontingenz“ (Butler, 1991, S.202). Die Kontingenz eines Phänomens bedeutet hingegen nicht, dass es sich jeglicher materiellen Grundlage entzieht. Butler spricht etwa dem Körper weder seine Körperlichkeit noch eine Geschlechtlichkeit ab, sondern stellt eine vorgeschaltete Existenz der Verhältnisse in Abrede (Butler et al., 2013).

Der machtförmige Erhalt einer gesellschaftlichen Ordnung ist auf die konstante Wiederholung und Wiederherstellung dieser kontingenten Grundlagen angewiesen. Die Propaganda einer wie auch immer gearteten Einheitlichkeit eines Gegenstands, eines

⁵ Obwohl eine geschichtliche Einordnung sozialer Konstellationen Butlers Überlegungen zugrunde liegen, zeichnet they in leicht paradoxer Weise keinen soziohistorischen Verlauf der Verhältnisse nach, sondern stellt viel mehr die Frage nach dem Status quo. Their Analyse gleicht eher einem „synchronen Schnitt“ (Jäger, 2015, S. 80), also der Betrachtung der momentanen Machtverläufe und –zusammensetzungen (von Redecker, 2011).

Rückbezugs auf etwas Naturgegebenes oder Grundlegendes, ist zur Aufrechterhaltung dieser Einheitlichkeit auf (sprachliche) Ein- und Ausschlüsse angewiesen und muss resultierende Inkonsistenzen und Widersprüche kaschieren. Das Ausgeschlossene bzw. „konstitutives Außen“ (Butler, 1997, S. 23), ist dennoch eine „Zone des sozialen Lebens, die [...] dicht bevölkert [ist] von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebbaren‘ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen“ (Butler, 1997, S. 23). Eine Perspektive auf Macht in einer gesellschaftlichen Ordnung ist dann kritisch, wenn es ihr gelingt, die Aufmerksamkeit ebenso auf das aus der gesellschaftlichen Ordnung Ausgeschlossene, das konstitutive Außen, das „Verworfenen“ (Butler, 1997, S. 23) zu richten und sichtbar zu machen. Dabei können Widersprüchlichkeiten aufgedeckt werden und die Gewalt, die den Normen einer Gesellschaft inhärent sind, demaskiert werden. Wenn nun die Gesellschaftsformen, die Wissensbestände und die Sprache keine ahistorischen und naturgegebenen Sachlagen darstellen, sondern anthropogen hervorgebracht sind und von Autoritäten gewährt werden⁶, ist eine immanente Kritik der Verhältnisse möglich (Butler, 1991).

Die machterhaltende Regulierung und Sicherstellung der gesellschaftlichen Ordnung werden durch soziale Normen und Regeln strukturiert. Diese Normen und Regeln formen das notwendige Gerüst menschlicher Interaktion. Daneben durchziehen sie die soziale Wahrnehmung der Realität und bilden eine stetige Referenzfolie der fortwährenden Identifikation des Subjekts (Butler, 1991). Eine Kerneigenschaft von Normen ist die breite Akzeptanz in der Gesellschaft und die daraus resultierende hegemoniale⁷ Einbindung. Eine Gewalt, die in Normen steckt, ist demnach eine, die von der breiten Masse akzeptiert und umgesetzt wird. Es ist jene, die nicht als Gewalt auftritt, sondern der sichtbaren Gewalt vorausgeht. Die subversive Reaktion darauf heißt laut Butler nicht, dass die Normen einer Gesellschaft gänzlich zu überkommen seien, sondern dass deren Spielraum erweitert werde. Es soll das Ausgeschlossene zurückgeholt und in die ausschließenden Definitionen und Kategorien eingefügt werden. Rigide Kategorien, die normativ geschnürt sind, werden damit beweglich gemacht. Je diffuser und fluider die Zusammensetzung identitätsstiftender Kategorien ist, desto weniger vermögen sie sich gegen ein Außen abzugrenzen (Butler, 1997). Oder wie Redecker es formuliert: „Eine Kategorie, deren Bedeutung nicht ganz fest

⁶Mit Autoritäten meine ich nicht zwingend konkrete Akteur*innen im engeren Sinne, sondern in dem Sinne auch Normen und Regeln Autoritäten sind.

⁷ Der auf Antonio Gramsci (1891 – 1937) zurückgehende Begriff der kulturellen Hegemonie bezeichnet ein Herrschaftsverhältnis, indem die Machtsicherung nicht durch Nötigung und Zwang, sondern durch gesellschaftliche Akzeptanz gewährleistet wird. Siehe dazu ausführlich Barfuss (2017).

steht, ist ein untaugliches Mittel, wenn es darum geht, eine bestimmte Identität zum Unding zu erklären.“ (von Redecker, 2011, S. 54). Ein solches Erschüttern der Ordnung schafft ein subversives Bewusstsein, nicht nur die Rigidität bestehender Normen anzuzweifeln und zu unterlaufen, sondern auch sich grundsätzlich nicht mit ausschließenden Konventionen abzufinden (Butler, 1991).

Performativität

Der Begriff der „Performativität“ (Butler, 1991, S. 200) ist zentral in Butlers Werk. Der Zusammenhang von Normen und Performativität besteht zum einen darin, dass Normen sich in Performanzen ausdrücken. Solche Performanzen zeigen sich in den sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungen der Subjekte, die ständig wiederholt werden. Jede Form der sozialen Praxis, sei es der Kleidungsstil, zwischenmenschliche Interaktionsformen, bestimmte Freizeitaktivitäten oder der Körper, ist sprachlich-diskursiv durchzogen und in ständig wiederholender Ausführung performativ erzeugt. Zum anderen sieht Butler in der Performativität für die Subjekte einen identitätsstiftenden Effekt (Butler, 1991). Das Zusammenspiel solcher sozialen Praxen bildet demnach die Grundlage der Subjektivierung. In der Performativität ist die interdependente Wechselwirkung zwischen Identität und Normen beschrieben. Während sich die Identität sich aus der wiederholenden Bestätigung bestehender Normen speist, werden Normen durch jene Wiederholungen hergestellt und gefestigt (Butler, 1991). Der ständige Rückbezug auf und Wiederherstellung von Normen nennt von Redecker „Normzitation“ (von Redecker, 2011, S. 72). Für eine erfolgreiche Zitation muss der ausgeführte Akt innerhalb normativer Gefilde verständlich sein. Der prozesshafte Wiederholungscharakter dieser Normzitation hat jedoch zur Folge, dass jeder Akt einer gesellschaftlichen Interpretation unterzogen wird. Es besteht also jederzeit das Risiko, dass die soziale Lesart von den gesellschaftlichen Gepflogenheiten divergiert. Ein Akt muss demnach ständig neu beweisen, eindeutig und normbezogen entzifferbar zu sein. Für die Wahrung der in Normen eingeschriebenen Macht müssen ambivalente Schlussfolgerungen ausgeschlossen werden (Butler, 1991)

Performativität, Subjektivierung und die heterosexuelle Matrix

Vor dem Hintergrund, dass es die Diskurse sind, die die Normen einer Gesellschaft hervorbringen und strukturieren, teilt das Subjekt bei Butler die grundlegend konstruierten Eigenschaften, wie jenes bei Foucault. In beiden Theoretisierungen wird die Subjektivierung nicht einem freien Willen des Subjekts beimessen. Für das Subjekt bedeutet dies die perpetuelle Ausübung sozialer (inklusive geschlechtlicher) Praxen unter Rückbezug auf vorherrschende (geschlechtsbezogene) Normen. Die Reproduktion machthaltiger Normen

befindet sich wiederum in einem fortlaufenden Abhängigkeitsverhältnis zu den ständig wiederholten Handlungen. Die Beständigkeit von Diskursen und Normen speist sich dementsprechend aus den jeweiligen soziohistorischen Praxen. Es ist nun in erster Linie die Ausführung dieser normgeleiteten, soziohistorischen Praxen und die diskursiven Verstrickungen, die das Individuum zum Subjekt werden lassen (Butler, 1991).

Subjektivierung geschieht als Folge und in Summe sozialer Handlungen, die Gesagtes und Getanes umschließen. Sowohl Butler als auch Foucault sehen hierin die illusorische Wirkung von (Geschlechts-)Identität, nämlich des Erlebens einer „inneren Substanz [...] *auf der Oberfläche* des Körpers“ (Butler, 1991, S. 200; H.i.O.), in der das eigene Sein und auch das eigene Geschlecht verwurzelt ist und wovon das eigene Handeln abgeleitet wird.

Mit anderen Worten: Akte, Gesten, artikuliert oder inszenierte Begehren schaffen die Illusion eines inneren Organisationskerns der Geschlechtsidentität (organizing gender core), eine Illusion, die diskursiv aufrechterhalten wird, um die Sexualität innerhalb des obligatorischen Rahmens der reproduktiven Heterosexualität zu regulieren. Wenn dagegen die ‚Ursache‘ des Begehrens, der Geste und Akte im ‚Selbst‘ des Akteurs anzusiedeln ist, werden die politischen Regulierungen und Disziplinierungsverfahren, die diese scheinbar kohärente Geschlechtsidentität hervorbringen, der Sicht entzogen. Diese Verschiebung, die den politischen und diskursiven Ursprung der Geschlechtsidentität in einen psychologischen ‚Kern‘ verwandelt, verhindert eine Analyse der politischen Konstitution des geschlechtlich bestimmten Subjekts und seiner fabrizierten/erfundenen Vorstellung von der unsagbaren Innerlichkeit seines Geschlechts und seiner wahren Identität. (Butler, 1991, S. 200-201.)

Zugespitzt ausgedrückt handelt eine Person ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘, weil sie ein ‚Mann‘ oder eine ‚Frau‘ ist. Das Subjekt ist dabei Austragungsort und Austragender einer mannigfaltigen Palette idealtypischer Normen. Die am Individuum verschmelzenden Vorbilder und Archetypen geschlechtlicher Stilisierung können jedoch nicht mehr aufgedröselt werden. Darüber hinaus kann der*die Einzelne das nachgeefferte Ideal unmöglich erreichen. Das Subjekt ist dazu bestimmt an den Anforderungen der nachgeefferten Normen, zumindest teilweise, zu scheitern (Butler, 1991).

In der Theoretisierung von Macht verortet Butler diese nicht im Subjekt oder den Normen selbst. Ebenso wenig haben die Subjekte die Kontrolle über ihre eigene Konstruktion. Butler stellt sich ebenso gegen die Vorstellung von Macht als „grammatisches und metaphysisches Subjekt“ (Butler, 1997, S. 31) und entzieht ihr somit eine voluntaristische Handlungsfähigkeit. Vielmehr sitzt sie im perpetuellen Handlungsprozess

der sozialen Akteur*innen. Die Macht entsteht in einem „Prozess ständigen Wiederholens, durch den sowohl ‚Subjekte‘ wie ‚Handlungen‘ überhaupt erst in Erscheinung treten. Es gibt da keine Macht, die handelt, sondern nur ein dauernd wiederholtes Handeln, das Macht in ihrer Beständigkeit und Instabilität ist“ (Butler, 1997, S. 32). Wenn also die Macht sich in ständigen, wiederholenden Handlungssequenzen (re)produziert und es diese performativen Handlungssequenzen sind, die die Grundlage der Subjektgenese sind, dann ist das Subjekt im Moment seiner eigenen Herstellung immer schon der Macht unterworfen, die sie zugleich konstituiert (Butler, 1997). „Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit. Kein Individuum wird Subjekt, ohne zuvor unterworfen/subjektiviert zu werden oder einen Prozeß der ‚Subjektivation‘ zu durchlaufen“ (Butler 2001, 15-16).⁸ Daraus ergibt sich laut Butler, dass diese konstituierende Macht, welche sich in einer sozialen Ordnung systematisiert, dem Subjekt vorgelagert ist (Butler, 1997).

Das Subjekt wird mit dem von Althusser (2010) entlehnten Begriff der „Anrufung“ (Butler, 1997, S. 29) in diese soziale Ordnung eingefügt, indem der anrufende Sprechakt hergebrachte Machtverhältnisse zitiert und wodurch es zu einer „Umwendung“ (Althusser, 2010, S. 88) hin zu jenem vorherrschenden Machtgefüge kommen soll. Während die soziale Ordnung außerhalb und unabhängig vom Subjekt besteht, dringt die Anrufung selbst aber erst mit dem Zeitpunkt der Subjektbildung in den Bereich des Realen vor. Sie vollzieht sich dabei ohne Handlungsmöglichkeiten des Subjekts für einen gegen die Anrufung gerichteten Widerstand. Das diskursive Machtgeflecht entzieht sich nicht nur den Einwirkungsversuchen einzelner Subjekte, sondern auch einem Bewusstsein, denn in der schieren Menge der mittels Sprechakte realisierten Anrufungen, wird die wirkende Macht verwischt und nicht erfassbar. Die Einfügung in die soziale Ordnung und die damit verbundene Konstitution der Unterwerfung geschieht mit dem Auftreten des performativen Sprechakts (Butler, 2013, S. 32).

Parallel zu Butlers Bestreben soll auch hier der Bezug zu Geschlecht und Identität hergestellt werden. Davon auszugehen, dass auch Geschlecht performativ ist, heißt nun, dass die geschlechtliche Identität als Produkt sozialen Praxen verstanden wird. Dieses Verhältnis

⁸ An dieser Stelle soll auf Butlers weiterführendes Werk „Psyche der Macht“ (2001) hingewiesen werden, in dem they auch die Materialisierung der Psyche beschreibt, die dem Subjekt die Fähigkeit des Selbstverständnisses gibt. Der Materialisierungsprozess der Psyche läuft parallel und in kongruenter Ausformung zu der des Körpers, wobei die Psyche „Körper und Macht aneinander bindet“ (Bublitz, 2003, S. 92). Diskursiv hergestellte Machtpositionen werden dem Subjekt in Form der Psyche eingeschrieben. Sie bildet die innere Repräsentation der Unterwerfung des Subjekts (Bublitz, 2003).

von Identität und Praxis wird sozusagen umgedreht: Es ist kein der Handlung vorausgehendes und schon bestehendes, geschlechtliches Subjekt, von dem aus jene Handlung oder Äußerung abgeleitet wird, sondern umgekehrt bildet sich die Geschlechtsidentität in Folge wiederholter Handlungen (Butler, 1991). Männer und Frauen sind dementsprechend nicht aus einem natürlichen Determinismus heraus auf ihr ‚eindeutiges Geschlecht‘ festgelegt und handeln von diesem Punkt aus ‚weiblich‘ bzw. ‚männlich‘. Vielmehr wird Geschlecht zu einer Grundlage konstruiert, die die scheinbare Basis der Subjektivierung bildet. Die geschlechtliche Handlung leitet sich von den Normen ab, welche sich etwa in kulturspezifischen Vorbildern von Geschlecht manifestieren und karikativ zuspitzen. Für die eigene Darstellung ahmen die Subjekte die geschlechtlichen Ideale nach. Es liegt in der Logik einer solchen Mimese, dass die Nacheiferung mit einer gewissen Unvollständigkeit bzw. Imperfektion einhergeht. Geschlecht als performativ zu verstehen, heißt auch diese Nachahmung als grundlegende Struktur – als eine „Imitationsstruktur“ (Butler, 1991, S. 202) - geschlechtlicher Identität zu begreifen. Wenn die analytischen Scheinwerfer auf diese Imitationsstruktur gerichtet sind, wird die Kontingenz aus konstruierter Natürlichkeit und Grundsätzlichkeit transparent (Butler, 1991).

Die Normstruktur, die den Fokus von „Das Unbehagen der Geschlechter“ und „Körper von Gewicht“ ausmacht, bezeichnet Butler als „heterosexuelle Matrix“ (Butler, 1997, S. 82). Damit meint sie den vorherrschenden Bezugsrahmen aus heterosexuellen Normen, der sowohl zur Ableitung der sozialen Herstellung von Geschlecht dient als auch durch den Herstellungsprozess aufrecht gehalten wird. Die Heterosexualität bildet ein Deutungs- und Handlungsraaster der sozialen Realität, auf das die Subjekte Rekurs nehmen. Eine heterosexuelle Logik strukturiert die Diskurse um Geschlecht und impliziert eine Reihe normativer Folgerungen: Das Geschlecht eines Menschen ist eine natürliche, körperliche und homogene Gegebenheit. Menschen können anhand ihres Geschlechts in ausschließlich eine von zwei Kategorien eingeteilt werden, ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ bzw. ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Von Männern und Frauen wird ein Verhalten und Darstellen erwartet, das mit dem zugewiesenen Geschlecht kongruent ist (Butler, 1997). Die Geschlechtskategorien stehen zwar in einer sozialen Beziehung zueinander, die anfallende Zuteilung zu einem der beiden Geschlechter schließt jedoch jene zu dem anderen Geschlecht für die gesamte Lebensspanne aus. Zur Kongruenz von Identität und Praxis gehört auch das exklusive Begehren des anderen Geschlechts. Es soll jedoch das Butler'sche Verständnis von Heterosexualität betont werden, die diese nicht nur als sexuelle Präferenz ansieht, sondern als strukturierendes

Normgeflecht, das reglementiert, welches Begehren bzw. welche geschlechtlich-sexuellen Praxen als legitim und lebbar gelten.

Der Homogenität der Geschlechtsideale folgt die Möglichkeit den Subjekten eine eindeutige und einheitliche Geschlechtsidentität zu verleihen. Diese Einheitlichkeit der Identität stellt eine eigene Norm dar, die der „Kohärenz und Kontinuität“ (Butler, 1991, S.38). Damit ist gemeint, dass die Merkmale der (Geschlechts-)Identität in einer spezifischen Weise zusammenhängen (Kohärenz) und dass sie auf ebenso spezifische Weise gleich auftreten (Kontinuität). Solche Eigenschaften versteht Butler aber nicht als grundlegend notwendig für die Existenz einer Identität, sondern als „gesellschaftlich instituierte und aufrechterhaltene Normen“ (Butler, 1991, S. 38). Dafür braucht es ein gesellschaftlich dominierendes Verständnis eines idealen, geschlechtlichen Prototyps, der die vorhergesehenen, geschlechtsspezifischen Erwartungen erfüllt und an denen sich die Subjekte orientieren und identifizieren können. Für die in diesem Verständnis gelagerte Fähigkeit, Geschlecht(er) gedanklich zu erfassen, zu begreifen und sich vorstellen zu können, verwendet Butler den Begriff der „Intelligibilität“ (Butler, 1997, S. 25) von Geschlecht. Die Intelligibilität innerhalb der heterosexuellen Matrix zeichnet aus, dass Körper, Identität und sexuelle Orientierung in einer spezifischen und invariablen Kombination stehen: Der Körper bildet mit seinen primären Geschlechtsorganen die natürliche Grundlage, wovon die geschlechtliche Identität eindeutig abgeleitet wird, die wiederum beinhaltet, das ‚andere‘ Geschlecht zu begehren. Dies ist der einzig lebbarer Ausgang einer heterosexuellen Logik und erst wenn Kohärenz und Kontinuität der geschlechtlichen Identität mit dieser Logik gegeben sind, wird ein Subjekt intelligibel. In der heterosexuellen Matrix ist Geschlecht und einhergehend auch die Geschlechtsidentität unhintergebar an Sexualität und sexuelles Begehren geknüpft (Butler, 1991).

Das Subjekt kommt in seiner Konstruktion nicht um das Einweben von Geschlecht als essenzielle und ‚wahrhaftige‘ Identitätskategorie umhin. Diese „Annahme“ eines Geschlechts wird mit der Frage nach der Identifizierung und den diskursiven Mitteln verbunden, durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht“ (Butler, 1997, S. 23). Geschlecht hält demnach die Identität zusammen, gibt ihr Form und lenkt entlang heterosexueller Normierung die Ausformungen zwischengeschlechtlicher Interaktion.

Die heterosexuelle Matrix fußt zugleich auf dem Ausschluss von geschlechtlichen Identitäten und Praxen, die den Normen zuwiderlaufen. Sie ist auf die fortwährende und wiederholende Abgrenzung angewiesen und erschafft hierzu antinormative Imaginationen.

Das sind Geschlechteridentitäten, die in der sozialen Wirklichkeit nicht vorstellbar bzw. verständlich gemacht werden, also nicht intelligibel sind (Butler, 1991). So wird etwa Homosexualität, also die unerwartete Verknüpfung einer Person mit z.B. weiblich zugewiesenen Körper, aber der gleichzeitigen, sexuellen Präferenz für Frauen, problematisiert, da sie eine „logische Unmöglichkeit“ (Butler, 1991, S.39) darstellen. Das Begehren des ‚gleichen‘ Geschlechts wird in der Folge die Begehrlichkeit abgesprochen (Butler, 1991). Für Identitäten des konstitutiven Außen droht die Delegitimation und das Unkenntlichmachen zu solchem Ausmaß, dass den Subjekten das Menschlich-Sein aberkannt wird. Die scheinbare Unmöglichkeit dieser Ausformungen von Geschlecht tragen dazu bei, dass lediglich heterosexuelle Subjekte intelligibel sind. Was übrig bleibt ist die vermeintlich unausweichliche Fiktion einer binären Geschlechtsstruktur. Und es ist diese Unausweichlichkeit, die die Erkennung wirkender Machtverläufe unterdrückt. Für das Individuum ist eine kritische Auseinandersetzung mit bestehenden Normen erschwert und die Akzeptanz der Normen führt zur Sicherung der heterosexuellen Matrix (Butler, 1991)

Performativität und Materialisierung

Die in Sprache eingelagerte und sich dadurch vollziehende Macht hat bei Butler die Kraft, Gegenstände gesellschaftlicher Relevanz im Zuge ihrer Benennung auch zu produzieren. Eine solche Produktion von Realitäten rückt die materiellen Grundlagen und schließlich, in Bezug auf Geschlecht, auch den Körper in den Vordergrund ihrer Auseinandersetzung. Dafür führt Butler einen „Materialisierungs“-Begriff (Butler, 1997, S.21) ein, der einer physischen Oberfläche von Körpern Rechnung trägt. Die Materie des (sexuierten) Körpers⁹ ist für Butler etwas ‚Materialisiertes‘, also in einer prozesshaften Produktion entstanden. Die Konstellation von Diskurs und Materie ist in einer sich gegenseitig konstituierenden Formierung arrangiert, weshalb das Auflösen ihrer bedingenden Verflechtung unmöglich ist. Physische und diskursive Realität entsteht gleichzeitig und muss miteinander gedacht werden (Butler, 1997).

Die materielle Ebene von Körpern ist etwas performativ Bedingtes, das in den Wiederholungen normativer Akte und Äußerungen (re-)produziert wird. Die Summe der Performanzen, gemeint sind alle möglichen sozialen Praxen, wie Sprache, Gesten oder sexuelle Präferenzen, materialisieren sich am Körper auf geschlechtsspezifische Weise (Butler, 1997). Die Produktionsbedingungen sind diskursiv hervorgebracht und in hiesige Machtverhältnisse verstrickt. Doch indem sich diese Machtverhältnisse materialisieren,

⁹ Der von Butler im Englischen verwendete Begriff „sexed bodies“ wird im Deutschen mit „sexuierten Körper“ übersetzt (Butler; 1991, S. 22).

entziehen sie sich der gesellschaftlichen Wahrnehmung und werden unkenntlich gemacht (Butler, 1997). Dabei soll jedoch Materialität nicht als „Wirkung eines ‚Diskurses‘“ (Butler, 1997, S. 345) verstanden, sondern die „Kausalbeziehung“ (Butler, 1997, S. 345) zwischen Wirkung und Macht umgedreht werden. Die zur Materialisierung zwingende „Macht wird in ihren und durch ihre Wirkungen errichtet, wobei diese Wirkungen die verborgenen Arbeitsweisen der Macht selbst sind“ (Butler, 1997, S. 345). Im Zuge dieser Verhüllung der Macht wird dem Körper nicht nur durch die Diskurse Form und Ausdruck verliehen, er wird durch sie erst (in seiner Geschlechtlichkeit) erkenn- und benennbar. Was bleibt ist demnach eine Materie, die sich in ihrem gesellschaftlichen Verständnis scheinbar jeglichen Machtformungen entwunden hat. Dabei kann laut Butler Materie und gesellschaftliche Auffassung nicht voneinander getrennt gedacht werden. Vielmehr sind sie aneinandergebunden und müssen simultan auftreten. Die Materie hat eine bestimmte „Form, Gestalt, Figur, äußere Erscheinung, Kleid, Gestik, die Figur eines Syllogismus und die grammatische Form“ (Butler, 1997, S. 59), was Butler mit Berufung auf Aristoteles als „schema“ (Butler, 1997, S. 59) bezeichnet. Daraus ergibt sich der vielzitierte Satz, dass „Materie nie ohne ihr *schema* auftritt“ (Butler, 1997, S. 59), was jene Untrennbarkeit der Form einer Materie und der Art, wie diese gesellschaftlich wahrgenommen bzw. erkannt wird, komprimiert verdeutlichen soll (Butler, 1997).

Materialisierung vollzieht sich in zwei Bahnen. Die eine meint Materialisierung im engeren Sinne, die Körper in ihrer physischen Beschaffenheit prägt und hervorbringt. Inwieweit die Normen auf die tatsächliche, physische Oberfläche eines Körpers eingreifen, zeigt etwa der geschlechtsanpassende, chirurgische Eingriff bei Säuglingen, die nicht eindeutig einem der beiden Geschlechter zugeordnet werden können¹⁰ (von Redecker, 2011). Aber auch wesentlich weniger invasive Diskurse produzieren körperliche Materie im engeren Sinne. Etwa kultur- und geschlechtsspezifische Schönheitsideale haben perpetuelle Handlungsmuster zur Folge, die sich in Diäten, dem Betreiben von Sport oder auch in Schönheits-Operationen manifestieren. Gleichmaßen sind Körperhaltung, Körperpflege, Körperschmuck und Körperbehaarung von Geschlechternormen durchzogen und besetzt. All diese Praxen haben einen direkten Einfluss auf die physische und körperliche Gestalt einer Person. Zum anderen umfasst die Materialisierung auch das in biologisches¹¹ und soziales

¹⁰ Menschen, die anhand biologischer Merkmale nicht eindeutig einem der beiden Geschlechter zugeordnet werden können, werden als intergeschlechtlich bzw. intersexuell bezeichnet. Für eine ausführliche Beschreibung des Intersex-Begriffs siehe Petersen (2021).

¹¹ An dieser Stelle soll auf den paradoxen Gebrauch von ‚biologisches Geschlecht‘ im Deutschsprachigen Raum hingewiesen werden (von Redecker, 2011). Dabei wird suggeriert, dass es ein durch die Biologie

Geschlecht eingeteilte, generelle Verständnis vom Körper als geschlechtlich. Der Prozesscharakter der Materialisierung stellt damit die Verbindung zur performativen Herstellung von Geschlecht dar (von Redecker, 2011). Dies verdeutlicht Butler anhand des Verhältnisses von konstativen und performativen Äußerungen. Dazu nimmt they Bezug auf die Sprechakttheorie von John L. Austin, dessen Überlegungen den Performanzbegriff für die Theoretisierung von diskursiven Fertigungsprozessen fruchtbar gemacht haben. Ein „performativer Sprechakt“ (Austin, 2019, S. 23) ist in der Lage das, was er bezeichnet, auch umzusetzen. Der Sprache und Worten kommt dabei eine andere Funktion als die der Festhaltung der Wirklichkeit und ihrer Dinge zu. Sie impliziert eine auffordernde Komponente, deren Bezug stets auf eine Handlung verweist, die wiederum (soziale) Wirklichkeiten schafft. Hierdurch schimmert schon der produktive Charakter der Performativität bzw. der performativen Sprachhandlung durch. Butler misst der Sprache demzufolge eine wirklichkeitskonstruierende Wirkung bei (Bublitz, 2021b).

Butler unterstellt der konstativen Äußerung eine gewisse Performativität und meint damit die wirklichkeitskonstruierende Funktion dieser konstativen Äußerung. Genauso wie die konstative Äußerung ‚Es zieht!‘ den performativen Akt, das Fenster zu schließen, zum Effekt hat, so ist im vom Butler angeführten Beispiel der Hebamme, die konstatiert: „Es ist ein Mädchen“ (Butler, 1997, S. 318), der performative Charakter entscheidend.¹² Eine Vergeschlechtlichung geschieht hier im Sprechakt der Hebamme, die das Kind als Mädchen kennzeichnet und somit die Weichen stellt, dass die soziale Umwelt mit dem Kind in geschlechtsspezifischer Weise interagiert. Doch es soll nicht der Eindruck entstehen, dass das Vergeschlechtlichen ein willentlicher Akt der Hebamme oder des Kindes sei. Es ist „die Matrix, durch die alles Wollen erst ermöglicht wird, sie ist die kulturelle Bedingung seiner Möglichkeit“ (Butler, 1997, S. 29) Das Kind wird also „durch die Anrufung des sozialen Geschlechts in den Bereich von Sprache und Verwandtschaft“ (Butler, 1997, S. 29) gebracht und gilt seitdem in seinem Wesen als „mädchenhaft“ (Butler, 1997, S.29).

eindeutig feststellbares Geschlecht gäbe. Ob es lediglich zwei Geschlechter gibt, ist in der Biologie jedoch umstritten (Voß, 2015).

¹² Austin erweitert seinen Spezifizierungsgrad von performativen Sprechakten um eine Ebene, indem er „illokutionäre“ (Austin, 2019, S. 10) von „perlokutionären Sprechakten“ (Austin, 2019, S. 10) trennt. Illokutionäre Sprechakte trifft die Aussage zugleich mit dem Ausgesagten auf. Die angesprochene Handlung wird mit Tätigkeit der Aussage realisiert (z.B. ‚Ich eröffne hiermit das Meeting‘ in einer Konferenz). Dafür muss die aussagende Person zumeist autorisiert sein (Manager einer Firma, der die Sitzung leitet). Illokutionäre Sprechakte speisen sich demnach aus der Macht der Konventionen, die bestimmte Personen mit bestimmten Autoritäten versieht. Dahingegen kommt es bei perlokutionären Sprechakten zu Aussage-Wirkungs-Latenzen, wobei die Wirkung nicht willentlich geschehen muss. Ähnlich wie Austin macht Butler solche Akte an beleidigenden Aussagen fest (Butler, 2006).

Die Feststellung selbst ist mit einer großen Bandbreite an kulturellen Annahmen konnotiert, die „von verschiedensten Autoritäten“ (Butler, 1997, S. 29) andauernd und perpetuell bestätigt und gewährt werden. Dies umfasst etwa die Eltern, die das Kind den Normen eines Mädchens entsprechend großziehen oder auch Institutionen, in denen das Kind etwa nur in der Frauenfußball-mannschaft spielen darf. Gleichzeitig reproduziert das Kind seine Identität als Mädchen in sozialen Situationen, wobei den hierbei wirkenden Normen eine Doppelfunktion zukommt. Auf der einen Seite bilden sie eine stete Referenzfolie, auf die sich die performative Herstellung des Geschlechts bezieht. Sie sind eine notwendige und hinreichende Orientierungshilfe, wonach das Mädchen sein Verhalten, in Form wiederholender Akte, strukturiert (Butler, 1997). Andererseits bieten die Normen ein Deutungsschema, womit die Praxen der Subjekte hinsichtlich Geschlecht verstanden und eingeordnet werden können.

Für die soziale Umwelt des Mädchens sind Normen demnach essenzieller Bestandteil um ihre Handlungen als geschlechtlich zu erkennen. Solche sich wiederholenden Akte, die zwar nie dem Ideal einer perfekten Normzitation entsprechen, aber dennoch einer Geschlechternorm zugeordnet werden können, beschreibt Butler als „iterabel“ (Butler, 2006, S. 51). Aus der Iterabilität von Akten ergibt sich auch die Schwierigkeit, sich Normen zu entziehen, bzw. deren Zitation bewusst zu steuern. Denn, wie der Ausruf der Hebamme symbolisch festhält, stabilisiert sich jede Ausformung einer sozialen Praxis ab der Geburt in anhaltender Repetition und stets vor einem normativen Hintergrund (Butler, 1997; Butler, 2006). Somit hat die Äußerung, ‚Es ist ein Mädchen‘, die nur als ‚beschreibend‘ erscheint, einen nachhaltigen Einfluss auf die soziale Wirklichkeit einer Person und ihren sozialen Kontext. Jedoch muss erwähnt werden, dass es nicht ein einzelner, einschneidender Moment ist, wie hier die Äußerung der Hebamme, der die Körper produziert, sondern dass die Produktion mit jeder (vergeschlechtlichten) Anrufung des Körpers und jeder Handlungsschleife aufs Neue stattfindet (Butler, 1997). Der Hebamme wird dieser autorisierende Posten nur zuteil, weil sie ihrerseits in ein gesellschaftliches Normgeflecht eingebunden ist, das in seinen prozesshaften Wiederholungsvorgängen der Norm-Zitation, die Effektivität des Postens überhaupt erst ermöglicht. Die Einhaltung, Stabilisierung und Permanenz der Normen generieren sich also aus der Summe ihrer Wiederholungen. An dem Erfordernis der ständigen Wiederholung wird sichtbar, „daß [*sic*] die Materialisierung nie ganz vollendet ist“ (Butler, 1997, S. 21). Zusätzlich kann die Hebamme ihrer ‚Aufgabe‘ der Geschlechtsbenennung nur nachkommen, weil sie die kulturellen Techniken ihrer konstativen Funktion als Hebamme kennt. Dabei steht sie in der Tradition zahlreicher

anderer Hebammen, deren geschlechtsbestimmende Äußerungen gesellschaftlich normiert und somit akzeptiert sind (von Redecker, 2011).

Biologisches und soziales Geschlecht

In der Auseinandersetzung mit biologischem Geschlecht und sozialem Geschlecht gewinnt auch das Verhältnis von Körper (biologisch) und Identität (sozial) an Bedeutung. Dafür bedient sich Butler bei Lacans Psychoanalyse. Demzufolge kann ein Kind durch die Betrachtung des eigenen Körpers im Spiegel, die zuvor als lose wahrgenommene Erfahrungen eine einheitliche und kohärente Form verleihen. Die verschiedenen selbstreferentiellen Erlebnisse können zu einem ganzheitlichen Selbst bzw. einer Identität konsolidiert werden (Lacan, 1973, zit. nach Redecker, 2011).

Wird nun die Geschlechtlichkeit sexuierter Körper als Ausdruck der performativen Praxen verstanden, verliert der Körper seine Reputation als natürliche und vorgelagerte Grundlage geschlechtlicher Ableitungen (Butler, 1991). Das heißt nicht, dass Butler in their Werken einer physischen Oberfläche bzw. einer materiellen Ebene des Körpers widerspricht. Vielmehr höhlt they die Vorstellung einer prädiskursiven, biologisch-anatomischen Grundlage aus. Die Herstellung dieser biologischen Grundlage ist „ein Prozeß, bei dem regulierende Normen das ‚biologische Geschlecht‘ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen“ (Butler, 1997, S. 21).

Mit dem Körper im Rampenlicht their kritischen Durchleuchtung, verweist Butler darauf, dass der Körper nicht nur durch die Existenz sprachlicher Beschreibungen (wissenschaftlich) erschlossen und eingeordnet werden kann, sondern dass er im Zuge diskursiver Verschränkungen selbst erst hergestellt wird (Bublitz, 2021b). Aus dieser Logik umfasst Butlers Kritik auch die Trennung von biologischem Geschlecht (sex) und sozialem Geschlecht (gender). Nach dieser Theoretisierung gäbe es eine physikalische Ebene des Körpers, die zum einen besonders über die Naturwissenschaften (Biologie/Medizin) begreifbar und, nachgereiht, objektiv erfassbar ist. Mit Referenz zum foucaultschen Macht-Wissen-Komplex, sucht auch Butler die formierenden Machtbedingungen und ihre Verschränkungen mit den diskursiv hervorgebrachten, dominierenden Wissenssystemen, die den Gebrauch eines ‚Wahrheits‘-Begriffs zur Folge haben. Die Erzeugung von Wissen ist somit unweigerlich eine Erzeugung von Macht, wodurch im Umkehrschluss die gerade zirkulierenden Wissenssysteme Repräsentanten und Ausführende vorhandener Machtverhältnisse sind.

Die biologisch-anatomische Beschreibung (des geschlechtlichen) Körpers erhält sich den Status der Unantastbarkeit und des absoluten Wahrheitsanspruchs. Korrekturen des dominierenden Körperwissens können nur in den Feldern der Biologie bzw. Medizin geschehen. Zum anderen bildet die jeweilige spezifisch-biologische Ausformung des Körpers eine zentrale Einheit, die das Leben eines Menschen fundamental bestimmt. Die zweiteilige Taxonomie von Geschlecht fällt dabei ebenso unter den Wissenshorizont der Biologie. Das bedeutet, dass Menschen einen ‚männlichen‘ oder ‚weiblichen‘ Körper besitzen, der spezifische Konsequenzen für Wahrnehmung und Verhalten mit sich bringt (Butler, 1997, S. 60-63). Da der betrachtete Körper aber keine Leerstelle ist, die mit ‚objektivem‘ Anatomiewissen gefüllt wird, sondern bereits in der pränatalen Phase kulturell aufgeladen ist, verweben sich normative Vorstellungen in die Struktur der Identität. Das Wissen und die Normen um den Körper, die für das einzelne Subjekt unmöglich zu vermeiden sind, hüllen sich in den Deckmantel jenes ‚objektiven‘ Anatomiewissens. Doch das Gegenteil einer Objektivität ist der Fall, denn jeder Verweis auf eine natürliche Realität ist bereits ein von Normen durchzogener Akt (Butler, 1997).

Gerade den primären Geschlechtsorganen Penis und Vulva/Vagina wird eine formierende Aufladung zuteil. Sie sind nicht nur bedeutsamer Anhaltspunkt binärer Kategorisierung, sondern stehen auch im „Zentrum sexueller Phantasien und Praktiken“ (von Redecker, 2011, S. 73). Um das zu demonstrieren, bringt von Redecker (2011) die Schieflage um das Wissen der Sexualorgane ins Spiel. Demnach sei die Vulva/Vagina viel mehr von diffusen Wissensvorräten gezeichnet, als der Penis, insbesondere in Bezug auf sexuelle Praktiken. Die Paradoxie besteht auch hier in der irrtümlichen Bezugnahme auf ein unhintergebares, biologisches Geschlecht, welches im Rahmen kulturspezifischer Normen in seiner Unhintergebarkeit konstruiert wird (von Redecker, 2011).

Für eine Einordnung in den Diskurs um Geschlecht soll mit einem kurzen Vermerk auf den historischen Kontext Butlers Arbeiten hingewiesen werden. Jene Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht war in den 1990er Jahren¹³ – und auch davor – ein zugrundeliegender Bezugspunkt feministische Theorien (Wetterer, 2010; Rubins, 2011), an die sich Butler mit their Kritik ebenso gewandt hatte. Die Entkoppelung von biologischem und sozialem Geschlecht diente zunächst emanzipativen Narrativen feministischer Theorien. Es sollte sich von den Vorstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts gelöst werden, die eine Hierarchisierung der Geschlechter in deren medizinischen-biologischen Beschaffenheit sah.

¹³ Die 1990er Jahre waren auch der Zeitraum, in dem die beiden Werke „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1990) und „Körper von Gewicht“ (1995) erstmals publiziert wurden.

Männer wurden als höherwertig betrachtet und sie wurden als Wesen der Öffentlichkeit, der Rationalität und Ökonomie theoretisiert. In Schriften wie „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ (Möbius, 2000) aus dem Jahr 1900 wurden Frauen mit minderwertigen Eigenschaften versehen und die Bereiche des Privaten und Fürsorglichen zugesprochen. Die Unterscheidung einer biologischen und sozialen Komponente von Geschlecht sollte den hierarchisierenden Konzeptionen in dem Sinne entgegenwirken, als das biologische Unterschiede zwar anerkannt wurden, eine Ableitung auf Verhalten, Kompetenzen und soziale Positionierung jedoch nicht zulässig sei. Vielmehr sei das geschlechtsspezifische Verhaltensrepertoire ein Ergebnis gesellschaftlicher Erwartungen. Dadurch erscheint das soziale Geschlecht in seiner Konstruiertheit und Veränderbarkeit, woran ein emanzipatorisches Potenzial geknüpft ist. Es ist dennoch jene Differenzierung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, die Butler einer kritischen Perspektive unterwirft (Butler, 1997). Zum einen wäre durch die soziale Konstruiertheit von Geschlecht zwar eine Erschütterung geschlechtlicher Subjektivierungen denkbar, die feministischen Theorien würden in ihrer dekonstruktiven Arbeit die konventionell-binäre Geschlechterordnung dennoch nicht transzendieren. Unintelligible Kombinationen aus biologischem und sozialem Geschlecht wären in vielen feministischen Theorien (der 1990er Jahre) ebenso wenig vorgesehen, wie das Aufheben einer binären Geschlechtstrennung im sozialen Geschlecht. Zum anderen wendet sich in der Sex-Gender-Trennung der kritische Blick von der fortwährenden Dichotomie des ‚biologischen‘ Geschlechtskörpers (Butler, 1997). Statt von einer prädiskursiven Einteilung des Körpers in ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Körper auszugehen, sieht Butler bereits das biologische Geschlecht diskursiv hervorgebracht. Zwar können Körper auf der materiellen Ebene voneinander verschieden sein, etwa anhand von Geschlechtsorganen, die Weise wie diese Unterscheidung vollführt und ausgetragen wird, wie sie sich schließlich in zwei Kategorien manifestiert, ist jedoch normativ durchzogen und diskursiv produziert. Damit dreht they ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis, von Redecker (2011) nennt dies auch „Ableitungsverhältnis“ (von Redecker, 2011, S. 68) entscheidend um: Nicht die Existenz von genau zwei Ausformungen der sexuierten Körper führen zur Konstruktion des biologischen Geschlechts, sondern die herrschaftlichen Normen und Diskurse um Geschlecht gestalten die soziale Realität inklusive binärem Geschlechtsverständnis, das auf Körper übergestülpt wird und sie gewaltsam in eine der beiden Kategorien drückt (Butler, 1997). Dieses Eintreten passiert mit solcher Vehemenz, dass für zunächst nicht zuordenbare Körper das Schicksal eines anpassenden, chirurgischen Eingriffs droht (Büchler et al., 2005; Wright et al., 2023)

Das konzeptionelle Einfangen von biologischem Geschlecht macht aber nicht an der bloßen Zuteilung in ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ halt. Das Leben als geschlechtliches Subjekt ist zutiefst von der gesellschaftlichen Einordnung geprägt. Anhängend an das medizinisch bestimmte, biologische Geschlecht treffen auf das Individuum eine Fülle von sozialen Erwartungen, Zuschreibungen und Feststellungen (Wetterer, 2010). Das nimmt die Form der vorher benannten geschlechtsspezifischen Assoziationsstrukturen – Frauen sind zuständig für das Private und Fürsorge, Männer für Öffentlichkeit und Rationalität – an, die ohne den ständigen Rückbezug auf anatomische Gegebenheiten nicht fortbestehen können. Die machtförmige Vorstellung einer dichotomen Geschlechtskategorie durchzieht ein gesellschaftliches Deutungsrastrer entlang normativer Linien, das alle Alternativen unmöglich erscheinen lässt. In dieser Anerkennung des biologischen Geschlechts als sozial hervorgebracht, zielt Butler auf eine Unterminierung des Ableitungsverhältnisses auf, die dem Körper seine Präzedenz in der sozialen Deutungslogik versagt (Butler, 1997). Die Theoretisierung des Körpers und seiner Anatomie bleibt letztlich menschengemacht und trägt die Anschauungen ihres soziohistorischen Kontexts, inklusive Normen und Geschlechterordnung, mit sich. Laut Butler ist die Aufrechterhaltung des Konstrukts biologisches Geschlecht dahingehend obsolet:

Wenn das soziale Geschlecht aus den Bedeutungen besteht, die das biologische Geschlecht annimmt, dann wachsen dem biologischen Geschlecht nicht soziale Bedeutungen als zusätzliche Eigenschaften zu, sondern es wird vielmehr durch die sozialen Bedeutungen ersetzt, die es aufnimmt; das biologische Geschlecht wird im Zuge dieses Aufnehmens preisgegeben und das soziale Geschlecht tritt hervor, und zwar nicht als ein Begriff, der sich auf das biologische Geschlecht als Gegensatz weiterhin bezieht, sondern als derjenige Begriff, der das ‚biologische Geschlecht‘ absorbiert und ersetzt [...]. (Butler, 1997, S. 26)

Die Trennung des Biologischen vom Sozialen hat auch methodologische Implikationen: gemäß Derridas „Supplement“-Begriff (Butler, 1997, S. 66) kann eine Dekonstruktion des Geschlechtsverhältnisses mithilfe der Ausarbeitung hierarchischer Begriffskombinationen, etwa Natur/Kultur, erfolgen. Dabei wird ein Begriff, hier Natur, als höherwertig und vorgereicht konstruiert, aus dem das minderwertige Supplement, Kultur, schlussgefolgert wird. Butler vermutet, dass diese Konstellation von Natur und Kultur mit „dem Aufkommen technischer Mittel der Naturbeherrschung“ (Butler, 1997, S. 25) zusammenhängt. Das Ziel der Dekonstruktion ist dieses Gefüge zu destabilisieren, indem ausfindig gemacht wird, inwiefern das Verhältnis umgekehrt verstanden werden muss.

Die Bruchstellen der Begriffspaare zeigen sich dort, wo das Supplement als Bedingung und Bezugspunkt des dominanten Begriffs hervortritt und wodurch eine Neubewertung der konventionellen Ordnung geschafft werden kann (Butler, 1991). In der Trennung von biologischem und sozialem Geschlecht wird dieses dominierende Verständnis der Natur-Kultur-Beziehung deutlich. Demnach gäbe es eine Natur außerhalb kultureller Praxen, die in ihrem Wesen lediglich existiert und „‘vor‘ der Intelligibilität liegt“ (Butler, 1997, S. 25). Alles kulturell Entstandene, menschlich Vollbrachte und Lebendige inskribiert sich in diese passive Natur und vereinnahmt somit die Position einer antagonistischen Erhöhung. Wenn die Natur zwar als Grundlage sozialer Ableitungen dient, aber in Abhängigkeit eines kulturellen Urteils steht, ist sie automatisch vom Kulturellen in ihrer Unterwerfung konstruiert. Die Natur wird anschließend vollkommen von der Kultur erfüllt bzw. „ausgestrichen“ (Butler, 1997, S. 25) wodurch ihr das Antlitz des Kulturellen verliehen wird. Bei der Konstruktion der Natur als Teil der Kultur wird sie in ihrer Konstruiertheit jedoch unkenntlich gemacht. Ebenso wird „das Konzept des biologischen Geschlechts [...] überdeckt [...] von der Figur des Orts oder der Oberfläche der Einschreibung“ (Butler, 1997, S. 25). Die Natur steht fortan für ein präkulturelles und der sozialen Wirklichkeit vorgereihtes Gesetz, das zwar begriffen und erschlossen, nie aber in seinen Grundlagen verändert werden kann.

Ausgrenzung und Subversion

Um das Kapitel abzuschließen, soll noch einmal in intensiverem Maße auf Handlungspotenziale des Widerstands bei Butler verwiesen werden, die sich aus their theoretischen Überlegungen ergeben. Hierzu sei erwähnt, dass die eigene Handlungspraxis so lange unbedroht ist, wie sich im Varianzbereich gemeiner Normen bewegt wird. Die Entfaltung eines Selbst inklusive individueller Darstellungsweisen und Handlungsgewohnheiten wird innerhalb des normativen Standards autorisiert und verleiht dem Subjekt Ansehen und Bestätigung. Bedrohlich wird das Geschehen erst, wenn sich die Entfaltung anteilig am konstitutiven Außen bedient und in seine soziale Praxis integriert. Es läuft damit Gefahr diszipliniert, bestraft oder sogar verbannt zu werden. Butler verdeutlicht, dass eine subversive Praxis kein gänzlich von Normen befreiter Akt ist, der mit gesellschaftlichen Konventionen nichts mehr gemein hat. Vielmehr bildet eine unvorhergesehene Vermengung oder Aneignung von untypischen Praxen bestehender Normen den Zielpunkt der Desidentifizierung. Subversion ist also nicht der Entzug von allem normativ Bestehenden, sondern dessen immanente Zuwiderhandlung (Butler, 1997).

In Bezug auf Geschlecht bedeutet eine subversive Praxis zur „Geschlechter-Verwirrung anzustiften“ (Butler, 1991, S. 61), also eine Übernahme von Handlungsweisen, die für das zugewiesene Geschlecht unerwartet sind. Das könnte etwa die Verbindung von besonders ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ angesehenen Darstellungen und Praxen sein. Das queere-Subjekt vereint somit geschlechtliche Charakteristika, die von ihm erwartet werden und solche, die als untypisch empfunden werden, wodurch es in den Bereich des scheinbar Unmöglichen vordringt. Die herrschaftliche Normstruktur konstituiert sich in Abgrenzung zu diesem konstruierten Unmöglichen, dass den Bezug herstellt zu dem, was es nicht geben kann bzw. was als nicht lebenswert gilt. Wenn das in Normen eingelassene Machtgefüge darauf basiert, dass nur Männer ‚männlich‘ sind und nur Frauen ‚weiblich‘, bedroht das Subjekt den hegemonialen Zusammenhalt, insofern, dass es in seinem Entwurf das Spektrum der geschlechtlichen Identität erweitert und ihm eine gewisse Legitimität zuweist (Butler, 1991). Für Butler ist es dementsprechend nicht die Auflösung einer Geschlechtlichkeit als solche. They erkennt their subversives Ziel in der Ausweitung des Möglichen herrschender Normstrukturen. Der unterdrückerische Charakter der binären Geschlechtsidentitäten kann durch die Erweiterung dessen, was als geschlechtlich gilt bzw. anerkannt wird, bedroht und eingeschränkt werden. Normimmanente Renitenz ist dort möglich, wo Auslassungen und Widersprüchlichkeiten sichtbar werden (Butler, 1991).

Das dekonstruktive Potenzial kritischer Arbeiten, zu denen auch diese Arbeit zählt, besteht darin, die illusorische Wirkung der binären Geschlechtsidentität zu enttarnen, indem diejenigen Normen und Regeln in ihrer Konstruiertheit demaskiert werden, die den binären Geschlechtskategorien ihre rigide Form geben. Ein ‚Mann‘ oder eine ‚Frau‘ zu ‚sein‘, steht demnach nicht mehr am Anfang einer Geschlecht begreifenden Logik, sondern stellt den Effekt dar, den die ständigen und normativen Handlungswiederholungen bewirken. Wenn etwa nachgewiesen werden kann, dass soziale Praxen eine Historizität besitzen und der jeweiligen Geschlechterordnung angepasst waren, bricht es damit die Unabänderlichkeit der derzeitigen Verhältnisse auf (Butler, 1991).

Historische Diskurse der Geschlechterdifferenz

Der Diskurs um die Geschlechtsunterschiede beginnt nicht in erst in der Differentiellen Psychologie, sondern ist historisch gewachsen und hat einen soziopolitischen Hintergrund. Daher soll an dieser Stelle kurz¹⁴ auf die historischen Bedingungen und Diskursverläufe eingegangen werden, die den modernen Diskurssträngen vorausgesetzt sind,

¹⁴ Eine umfassende Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht im historischen Verlauf würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Siehe dafür Laqueur (1992)

sie erzeugt haben und sie teilweise noch immer durchziehen. Eine solche historische Einordnung ermöglicht die (Re-)Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit, die sich aus biologischen ‚Wahrheiten‘ speist und das moderne Geschlechtsverhältnis konstituiert. Damit wendet sich diese Arbeit von einer natürlichen Emergenz der Zweigeschlechtlichkeit ab und versteht die „Geschichtlichkeit als Wesensmerkmal der Geschlechtsbeziehung, als anti-natürliche Repräsentation der Differenz“ (Fraisie, 1996, S. 68). Erst wenn die Differenz der Geschlechter in Anbetracht dessen gedacht wird, was Männer und Frauen zu einem historischen Zeitpunkt ausgemacht hat, bröckelt die Vorstellung eines universellen und zeitlosen Geschlechtsunterschieds.

Ein wichtiger Anhaltspunkt für die geschichtliche Rahmung der Geschlechtsunterschiede liegt im 18. und 19. Jahrhundert. Einerseits war laut Laqueur (1992) die Französische Revolution und die mit ihr durchgesetzten Werte und Weltbilder der Aufklärung in Europa eine Zäsur für die Stellung der Geschlechter. Wurde die Frau nun als zweites Geschlecht anerkannt und ihr auf der Oberfläche nach und nach politische Teilhabe in Form von Rechten zu Teil, so durchziehen die tiefliegenden Strukturen der neuen Gesellschaftsform doch weiterhin grundlegende Ausschluss- und Unterdrückungsgefüge (Fraisie, 1996). Andererseits formten sich in Folge der Industrialisierung die Gesellschaften um das aufkommende Bürgertum herum. Die Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft und der kapitalistischen¹⁵ Produktionsweise hatte die umfassende Trennung von Privatem und Öffentlichem zur Folge. Diese Sphären ergaben sich wiederum aus der Trennung der Produktions- und Reproduktionsstätten, also dem Ort der Kapitalakkumulation und der „Familie als Keimzelle des Staates“ (Bublitz, 2021a, S. 38), die die Wiederherstellung der Arbeitskraft sicherte. Damit ging auch die Separation der Lebenswelten von ‚Männern‘ und Frauen einher. Dem ‚männlichen Geschlecht‘ kamen als Ernährer und Erwerbsarbeiter die Bereiche der Öffentlichkeit und es Allgemeinen zu, während Frauen dem Privaten, der Familie, der Haus- und Sorgearbeit zugewiesen wurden (Rosenfield & Smith, 2009). Mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren dominanten Diskursen wurde der Geschlechtsunterschied gefestigt, während sich gleichzeitig die stereotypischen Zuschreibungen für ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ hervortaten, die seit dem 18. Jahrhundert weitgehend gleichblieben (Eder, 1996).

¹⁵ Mit Leidinger (2008) verstehe ich Kapitalismus „nicht bloß als Wirtschaftssystem, sondern auch als Gesellschaftsmodell, das auf dem Streben nach Profit sowie der Vermehrung hierfür eingesetzter Mittel durch Produktion, Kauf und Verkauf von Waren beruht. Die Marktwirtschaft bildet dabei die Basis, in unterschiedlichen Deutungs-zusammenhängen auch der Begriff ‚Privateigentum‘“ (Leidinger, 2008, S. 20).

Diese materiellen Verschiebungen waren durch wissenschaftliche Entwicklungen begleitet. Im medizinischen und sozialwissenschaftlichen Diskurs entspann sich die von Thomas Laqueur (1992) benannte Ablösung des „Ein-Geschlecht-Modells“ (Laqueur, 1992, S. 10) durch das „Zwei-Geschlechter-Modell“ (Laqueur, 1992, S. 10). Ersteres bezeichnet die von der Antike bis zum 18. Jahrhundert vorherrschende Vorstellung, dass ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Geschlechtsorgane im Kern ähnlich sind. Trotzdem wurde Weiblichkeit im Ein-Geschlechter-Modell als fehlerhafte Ableitung von Männlichkeit verstanden, wodurch das männliche Geschlecht als eigentliches und einziges Geschlecht galt. Eine patriarchale Hierarchisierung war also gegeben, wenngleich die Begründung nicht in biologischen Grundlagen, sondern in einer „kosmischen und kulturellen Ordnung“ (Laqueur, 1992, S. 39) lag, die dem männlichen Geschlecht die Dominanz des weiblichen Geschlechts zuschrieb. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzte sich dann das Zwei-Geschlechter-Modell durch, das hingegen den Unterschied männlicher und weiblicher Geschlechtsorgane anerkannte. Der Verweis auf die Biologie der Geschlechter als grundlegender Argumentationsstrang der Zweigeschlechtlichkeit dominiert fortan den diskursiven Verlauf. Laqueur betont in der Herausarbeitung dieses Paradigmenwechsels, dass die Konzeption von Geschlecht, wie sie auch in aktuellen Diskursen noch stark vertreten ist, sich keineswegs durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht. Vielmehr ist sie das Produkt von gesellschaftlichen Normierungen, von diskursiven Verläufen und Machtgefügen. Dies wird auch in Laqueurs Auseinandersetzungen deutlich, die sich mit jenen biologischen Forschungsergebnissen beschäftigten. Er zeigt, dass selbst die Biologie keine einheitlichen und eindeutigen Fakten liefert, sondern teilweise widersprüchliche Aussagen trifft und vielmehr ein Ergebnis verschiedener Deutungsweisen darstellt (Laqueur, 1992).

Von der unterschiedlichen anatomischen Ausstattung der Geschlechter wurden auch die Geschlechtscharaktere abgeleitet, denn „der weibliche und männliche Organismus und daraus auch die Natur der Geschlechter gelten als grundlegend verschieden“ (Bublitz, 1998, S. 39 Geschlecht der Moderne). Diese geschlechtlichen Wesensarten traten besonders in den Diskursen der Medizin und Sozialwissenschaften hervor, die ein Näheverhältnis von Weiblichkeit und Natur konstruierten, während der Mann als vernunftbegabtes und kulturelles Geschlecht dem gegenübersteht (Bublitz, 2021a). Auch diese ‚Natürlichkeit‘ der Frau wurde über die Anatomie legitimiert. Die reproduktiven Aufgaben wurden aus der Gebärmutter bzw. aus der Gebärfähigkeit abgeleitet. Es ist dieser Zusammenhang zwischen der Natürlichkeit und Fähigkeit zur Reproduktion, der die gesellschaftliche Stellung der

Frau, ihre Reproduktionsaufgaben für die Familie und bürgerlich-kapitalistischen Staat, logisch erscheinen lässt (Bublitz, 2021a).

Die Frau ist seit dem 18. und 19. Jahrhundert ihrer eigenen Natur also vollständig unterworfen. Die patriarchalen Machtverhältnisse zeigen sich, indem die Gebundenheit an die Natur pathologisiert und dem männlichen Geschlecht unterlegen konstruiert wird. So wurde etwa die Sexualität der Frau als hemmungslos und böse verstanden. Hingegen konnte der Mann als vernunftbegabtes Geschlecht die eigene Sexualität beherrschen (Eder, 1996). Obwohl mit dem Zwei-Geschlechter-Modell fortan beide Geschlechter anerkannt wurden, erhielt sich das Verhältnis einer allgemeinen, menschlichen und bürgerlichen Männlichkeit in Abgrenzung zu einer defizitären, privaten und natürlichen Weiblichkeit (Eder, 1996). Während der Mann als vollkommenes bürgerliches Subjekt gilt, kann die Frau den Subjektstatus nie erreichen (Bublitz, 2021a). Die Repräsentation und Reproduktion der soziopolitischen Konstellation von Mann und Frau im wissenschaftlichen Diskurs wurde im 19. Jahrhundert durch die Wissenschaften der Gynäkologie und Sexualpathologie sichergestellt. Indem Frauen auf ihre Natur reduziert, pathologisiert und objektiviert wurden, konnten die Ausschlüsse an der tatsächlichen politischen Teilhabe legitimiert und durchgesetzt werden. Vermeintlich ohne Vernunftbegabung wurden sie zusätzlich aus den wissenschaftlichen Institutionen und somit den Produktionsorten hegemonialen Wissens, exkludiert (Bublitz, 2021a).

Laqueurs (1992) Nachzeichnung der Wissensgeschichte endet mit der Prominenz der Psychoanalyse zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Psychoanalyse verstärkte den Fokus auf das Wesen der Geschlechter, allen voran Freuds 1905 erschienene „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ (Freud, 2009). Wenngleich die biologisch-anatomische Erörterung in Verbindung mit psychischen Energien gebracht wurde, blieb der Körper doch Zentrum der theoretischen Ableitungen. Die Erforschung der Geschlechtsunterschiede und ihrer natürlichen Grundlagen hatte gleichzeitig Hochkonjunktur in den Humanwissenschaften, wie der Psychologie, Philosophie und Soziologie. Es war kein Zufall, dass sich zum gleichen Zeitpunkt auch die Differentielle Psychologie als Teilbereich der immer populärer werdenden Psychologie formierte. Auf einige wichtige Diskursverläufe soll daher im anschließenden Kapitel eingegangen werden (Laqueur, 1992).

Der historische Diskurs um Geschlecht in der Differentiellen Psychologie

Die Differentielle Psychologie untersucht die inter- und intraindividuellen Unterschiede von Menschen und Gruppen. In fast jedem Lehrbuch der Differentiellen Psychologie wird der deutsche Philosoph und Psychologe William Stern (1871-1931) als

Begründer der Differentiellen Psychologie hervorgehoben. Stern beschäftigte sich intensiv mit der sog. Intelligenz bzw. entwarf das Konzept eines Intelligenzquotienten. Außerdem propagierte er eine Variations- und Korrelationsforschung, die zum Ziel hat, die systematischen Differenzen zwischen Individuen und Gruppen durch standardisierte Messungen ermitteln zu können und ihre Ursprünge zu theoretisieren (Lamiell, 2006). Neben Stern zählt auch Francis Galton zu den frühesten und prominentesten Figuren der Differentiellen Psychologie. Seine bedeutungsvolle Rolle erhielt er durch Testungen an menschlichen Schädelknochen, über die er Persönlichkeits- und Intelligenzeigenschaften ableitete. Diese Verfahrensweise wird als Phrenologie (Stemmler et al., 2016) bezeichnet.

Die von Galton und Stern vorangetriebene Differentielle Psychologie passte somit zu den vorherrschenden psychophysiologischen Verfahrensweisen, die Charakter- und Leistungsmerkmale anhand biologischer Grundlagen feststellen (Fancher, 1987). Die sich abzeichnende Epistemologie zeigte sich als Reaktion auf die sich massiv vergrößernden Bevölkerungen europäischer Industriestaaten (Bublitz, 2021a). Die Bevölkerungsmassen anhand universeller Maße zu erfassen, sie einzuordnen, Rangreihen zu bilden und sie somit einer kapitalistischen Verwertungslogik zu unterwerfen, kann als Machtmechanismus der Biomacht verstanden werden (Foucault, 1995.). Gerade die Ausschöpfung von Leistungspotenzialen für eine nach Profitmaximierung strebende Gesellschaft, bestärkte die psychophysiologischen Bestrebungen der Differentiellen Psychologie (Lange, 2019).

Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts durchzogen die Differentielle Psychologie auch sozialtheoretische Ansätze, wie etwa Banduras Theorie des sozialen Lernens der 1960er Jahre. Bandura nahm an, dass Jungen und Mädchen unterschiedlichen Entwicklungswegen folgen, da sie für ihre Lernprozesse jeweils unterschiedliche Vorbilder bzw. Modelle hätten und die Umwelt auf ihr Verhalten unterschiedlich reagiere. Da sich die Kinder an ‚gleichgeschlechtlichen‘ Modellen orientieren würden, würden Jungen eher männliches und Mädchen eher weibliches Verhalten lernen. Gleichzeitig würden sie für Verhalten, das typisch für ihr zugewiesenen Geschlecht sei, bestärkt (Bandura, 1979).

In den 1960er Jahren fand auch die von Robert Stoller getroffene Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ (Stoller, 2020) immer mehr Anklang in der (Differentiellen) Psychologie. Im deutschsprachigen Raum wurden seit jeher die Begriffe des ‚biologischen Geschlechts‘ für sex und des ‚sozialen Geschlechts‘ für gender übernommen (Alfermann, 1977). Diese Auffassung einer biologischen Grundlage von Geschlecht, die im Zusammenspiel mit sozialen Einflussfaktoren eine Geschlechtsidentität begründet, hält sich bis in aktuelle Auseinandersetzungen der (Differentiellen) Psychologie (Cameron & Stinson,

2022). Nennenswert ist auch das Aufkommen des Androgynie-Konzepts in den 1970er Jahren (Bem, 1981), das implizierte, dass Maskulinität und Feminität mittels quantitativer Erhebungsverfahren in zwei entgegengesetzten Dimensionen darstellbar seien. Menschen, die besonders maskulin und feminin seien, wurden folglich als androgyn bezeichnet. Das Androgynie-Konzept brachte sowohl Euphorie als auch Kritik ein. Während hoffnungsvolle Theoretisierungen eine Loslösung von tradierten Geschlechterverhältnissen sahen, attestierten Kritiker*innen, dass genau diese Geschlechterverhältnisse damit gefestigt würden (z.B. Bock, 1988).

Dass die biologischen Zugänge weiterhin von großem Gewicht sind, zeigt sich etwa in den Untersuchungen von Baron-Cohen zu Menschen mit Autismus, der dafür große Bekanntheit erlangt und deren Ergebnisse den heutigen Umgang mit und die Diagnostik von Autismus beeinflusst. Baron-Cohen machte vor allem Hirnstrukturen für Autismus verantwortlich, die sich geschlechtlich einteilen ließen. Autismus äußere sich durch den Mangel an Empathie und sei eine „extreme Variante des männlichen Gehirns“ (Baron-Cohen, 2004, zitiert nach Schütt, 2022), die sich somit von empathischen weiblichen Gehirnen unterscheiden würden (Resch, 1999).

Forschungsfragen

Ausgehend von meinen eigenen Irritationen mit der Darstellung von Geschlecht in der Differentiellen Psychologie, beschäftigte ich mich in dieser Arbeit mit dekonstruktivistischen Theorien, die das Modell einer Zweigeschlechtlichkeit kritisieren und in Zusammenhang mit patriarchalen Machtverhältnissen stellen. Vor dem Hintergrund historischer Diskursverläufe sowohl der Differentiellen Psychologie und der Zweigeschlechtlichkeit, ergeben sich für mich folgende Forschungsfragen, die in der Analyse der Lehrbücher der Differentiellen Psychologie beantwortet werden sollen: Das Hauptinteresse gilt der Frage, wie die Zweigeschlechtlichkeit in den Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie konstruiert und legitimiert wird. Dabei interessiert mich zum einen, welche Annahmen über eine allgemeine Konstitution von Geschlecht dabei zugrunde liegen und zum anderen welche soziopolitischen Aspekte dafür behandelt werden. Weiterhin soll geklärt werden, welche sprachlichen und rhetorischen Mittel für die Konstruktion einer Zweigeschlechtlichkeit verwendet werden und wie diese dabei helfen, Geschlecht zu Naturalisieren. Mit Bezug auf Butlers Arbeiten interessiert mich außerdem, wie Formen und Praxen von Geschlecht, die außerhalb der heteronormativen Matrix liegen, dargestellt und verhandelt werden.

Methodik

Die verwendete Methode dieser Arbeit bildet die KDA, die im Anschluss näher beschrieben wird. Für die Klärung meiner Fragestellung halte ich mich an die methodologischen Überlegungen und praktischen Anwendungen der KDA vom Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, insbesondere an die Arbeiten von Siegfried Jäger. Jägers Arbeiten zur KDA basieren auf bzw. sind in Zusammenarbeit mit den Auseinandersetzungen von Margarete Jäger sowie Jürgen Link entstanden (S. Jäger, 2015).

Die Kritische Diskursanalyse

Die KDA bildet die Synthese der hermeneutische Wissenssoziologie und der auf Foucault aufbauenden Diskursforschung. Jäger sagt, das „Ziel der wissenssoziologischen Diskursforschung sei es, Prozesse der sozialen Konstruktion von Deutungs- und Handlungsstrukturen auf der Ebene von Institutionen, Organisationen bzw. kollektiven Akteuren zu erforschen und deren gesellschaftliche Wirkungen offen zu legen“ (Jäger, 2015, S. 16). Diese Deutungs- und Handlungsstrukturen finden sich in den Diskursen wieder und werden durch sie konstituiert (Jäger, 2015).

Es sei gesagt, dass die Geschichte der Diskursforschung und der KDA geprägt ist von verschiedenen Herangehensweisen und Auffassungen. Es existiert eine breite Palette von Verfahrenssuggestionen, die hier nicht vollständig beschrieben werden können. Stattdessen sollen für diese Arbeit relevante Vorannahmen und Deutungen umrissen werden, die wiederum mit einem bestimmten Instrumentarium, einer „Werkzeugkiste“ (Jäger, 2015, S. 8), verknüpft sind. Diese Werkzeugkiste bildet die Grundlage für die praktisch-empirische Analyse des Materials und ermöglicht das Aufzeigen von Machtsystemen und ihren Wirkweisen. Dabei ist wichtig, dass die verwendeten Analyseinstrumente auf einem präzisen theoretischen Fundament basieren (Jäger, 2015). Daher gehe ich zur Einführung in die KDA genauer auf den theoretischen Hintergrund ein, insbesondere zum Verhältnis mit der foucaultschen Diskurstheorie. Des Weiteren erläutere ich zentrale Begriffe der KDA, die weitere Aspekte der Diskurse beleuchten und für ein produktives Arbeiten nützlich sind. Schließlich zeichne ich das von S. Jäger vorgeschlagene Vorgehen der Analyse nach, indem ich die beiden zentralen Methoden der Struktur- und Feinanalyse beschreibe. Für letztere stütze ich mich zusätzlich auf die diskursanalytischen Arbeiten von Reisigl und Wodak (2001) sowie auf die von van Leeuwen (2008). Beide Quellen komplementieren den oben benannten Werkzeugkoffer um eine Vielzahl an sprachtheoretischen Applikationsvorlagen, die für die Interpretation von sprachlichen Argumentations- und Legitimationsweisen wertvoll sind.

Der theoretische Rahmen der KDA

Die KDA bildet nicht nur ein Konzept qualitativer Sozial- und Kulturforschung, sondern auch eine Schnittstelle zwischen sozial- und humanwissenschaftlichen Theorien sowie linguistischen Analyseformen. Diese Analysemethode geht über die bloße Betrachtung linguistischer Phänomene hinaus, sondern integriert auch gesellschaftstheoretische Perspektiven und berücksichtigt somit bestehende Machtverhältnisse. Das heißt, dass sie Wissensbestände und deren Produktionsbedingungen in ihrer historischen Verfasstheit sucht, den Regeln und Normen des Sagbaren nachgeht und schließlich einer kritischen Perspektive unterwirft. Folglich kann die KDA nur als transdisziplinäre Methode mit Anleihen aus den Sozial- und Naturwissenschaften verstanden werden (Jäger, 2015).

Das Verständnis von Diskurs nach Foucault, wie von Link & Link-Heer (1990) herausgearbeitet, liefert zentrale Aspekte für die Auffassung von Diskurs in dieser Arbeit. Die der KDA inhärente Vorstellung von Diskurs versteht diesen als „sprachlich[e] Seite einer ‚diskursiven Praxis‘“ (Link/Link-Heer, 1990, S. 90). Die diskursive Praxis umfasst dabei „das gesamte Ensemble einer speziellen Wissensproduktion und -verarbeitung [...] bestehend aus Institutionen, Verfahren der Wissenssammlung und -verarbeitung, autoritativen Sprechern bzw. Autoren [...] Regelungen der Versprachlichung, Verschriftlichung, Medialisierung“. (Link & Link-Heer, S. 90). Diese historische Wissensproduktion innerhalb der Diskurse weist einen Formationscharakter auf, der sich auf der einen Seite durch eine zeitlich-überdauernde Stabilität auszeichnet. Diskurse ziehen sich durch Gesellschaften über historische Zeitspannen und konstituieren diese. Demnach können sich aktuelle diskursive Praxen über Jahrzehnte hinweg gehalten und Gesellschaften mitgeformt haben. Eine Untersuchung des historischen Verlaufs der Diskurse erlaubt die Beschreibung, wie sich soziale Realitäten zusammengesetzt und gehalten haben. Andererseits besitzen Diskurse eine Bruchhaftigkeit. Sie stehen in Abhängigkeit von anderen diskursiven Verläufen, sozialen Zäsuren und den Machtbewegungen, die sich daraus ergeben. Folglich können Diskurse verebben oder andere Formen und Direktiven einnehmen. In der Konsequenz sind auch die resultierenden Neuzusammensetzungen und -formationen Gegenstand der Diskursforschung (Link & Link-Heer, 1990). Diese historische Perspektive ermöglicht es, nicht nur die stabilen Elemente, sondern auch die Veränderungen und Umformungen innerhalb von Diskursen zu untersuchen (Jäger, 2015).

Die KDA arbeitet mit Foucaults Macht-Wissen-Komplex. Sie unterliegt der Prämisse, dass gesellschaftlich akzeptiertes Wissen sich einerseits innerhalb definierter Sagbarkeitsgrenzen befindet, die von spezifischen Normen und Vorschriften geprägt sind.

Andererseits ist die Ausübung von Macht auf die Einbindung in Wissenssysteme angewiesen (Foucault, 1992, S.33). Laut Jäger (2015) bietet die KDA die notwendige Methodik, um diese Sagbarkeitsfelder aufzuspüren und zu analysieren. Sie ist in der Lage zu erfassen, welche Machtverhältnisse akzeptiertes Wissen durchziehen und durch welche Regeln und Normen diese Macht akzeptabel wird. Folglich läuft die Formulierung von Kritik in der KDA auf doppeltem Wege ab. Erstens wohnt der empirischen Analyse an sich schon kritisches Potenzial inne, da sie über das Deskriptive hinaus das Spektrum des Sagbaren sowie des Unsagbaren absteckt und historisch einordnet. Daraus ergibt sich welche Machtverläufe akzeptiertes Wissen durchziehen und durch welche Regeln und Normen diese Macht wiederum akzeptabel wird. Zweitens werden die sichtbar gewordenen hegemonialen Machtverhältnisse durch die Übertragung ethischer Standards aufgedeckt und kritisiert (Ruoff, 2009).

Mit Bezug auf Foucault, verknüpft die KDA Diskurs und Materialität, indem sie Diskurse als Orte der Materialproduktion versteht. Es existieren demnach keine dem Diskurs vorgelagerten Gegenstände bzw. Materialitäten, die erst durch den Diskurs wahrnehmbar werden (Link & Link-Heer, 1990). Wie bereits im vorigen Kapitel erwähnt, schreiben sich die Diskurse auf den Körpern der Subjekte ein und konstituieren deren Identitäten. In der Analyse der Diskurse in ihrem soziohistorischen Kontext steckt dementsprechend auch eine Analyse der Subjektivierungsformen, die damit erfassbar werden (Foucault, 1978).

Foucault (1978) warnt davor, Wissenschaftler*innen einen ideologischen Impetus zu unterstellen, da dies zu einer Verzerrung der zugrundeliegenden Ideologien führen kann. Vielmehr geht es darum, die regulierenden Mechanismen und Normen, die auf die Wissenssuche einwirken, aufzudecken. Auf diese Weise wird der scheinbare Wahrheitsgehalt von Aussagen im Diskurs obsolet, da es die Regeln und Normen sind, die wissenschaftlichen Aussagen ihre Zuschreibung von 'wahr' oder 'unwahr' verleihen. Versteht man somit die Suche nach einer dahinterliegenden Wahrheit als Illusion wissenschaftlicher Diskurse, so rückt der Kampf um die Deutung der Wirklichkeit und das Politische der Wissenschaft in den Mittelpunkt der Betrachtung. Die KDA verbleibt bei der Bewertung von Wissen nicht in neutraler Haltung oder gar außerhalb des Diskurses, sondern nimmt durch das Anlegen ethischer Standards und ideologischer Werte aktiv am diskursiven Kampf teil (Jäger, 2015).

Dass die KDA Teil des Diskurses ist, impliziert auch, dass die Position der Analysierenden im Diskurs verstrickt ist (Ruoff, 2009; Jäger, 2015). Dies geschieht aber nicht unbewusst. Für Dietrich Busse (1987) gilt die Reflexion der Vorannahmen als notwendige Voraussetzung für die Filterung von Willkür aus der Interpretation der

behandelten Diskurse bzw. ihrer Texte. Durch die Inklusion der diskursiven Position der Analysierenden in die Diskursanalyse, findet das ideologisch-theoretische Fundament in reflexiven Auseinandersetzungen Einzug. Wenn Diskurse sich durch einen spezifischen soziohistorischen Kontext auszeichnen, heißt das auch, dass die Perspektiven und Ansichten der Analysierenden und die daraus resultierenden wissenschaftlichen Aussagen eine unabdingbare Historizität tragen. Die Aussagen, die in einer KDA getätigt werden, sind daher durch den entsprechenden soziohistorischen Kontext bedingt und können nur vor diesem Hintergrund analysiert werden (Brieler, 1998).

Terminologie

Die KDA untersucht Diskurse anhand eines konkreten Materials, das in den Diskurs eingelassen ist. Das sind einzelne Texte bzw. Textexzerpte, die sich inhaltlich um ein Thema drehen und „Diskursfragmente“ (Jäger, 2015, S. 80) genannt werden. Während die Themen den „inhaltlichen Kern einer Aussage“ (Jäger, 2015, S. 80) darstellen, bilden die geballten Diskursfragmente in ihrer Gesamtheit den „Diskursstrang“ (Jäger, 2015, S. 80). Untersucht man einen Diskursstrang zu einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt, Jäger nennt dies einen „synchronen Schnitt“ (Jäger, 2015, S. 80), ergibt sich „eine gewisse qualitative Bandbreite“ (Jäger, 2015, S. 80) des Sagbarkeitsfelds. Diskursstränge umfassen auf ihrer synchronen Ebene also das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt zu einem bestimmten Thema gesagt wurde. Betrachtet man die Diskursstränge jedoch hinsichtlich ihres geschichtlichen Verlaufs, der diachronen Ebene, zeigen sie sich als „thematisch einheitliche Wissensflüsse durch Zeit und Raum“ (Jäger, 2015, S. 81). Das heißt sie erscheinen als chronologische Sequenz von in Diskursfragmenten gespeichertem Wissen eines bestimmten Themas. Dabei sind verschiedene Diskursstränge nie voneinander unabhängig zu begreifen, da sie ineinander ragen, den weiteren Kurs mitbestimmen können und somit unvorhergesehene „diskursive Effekte“ (Jäger, 2015, S. 81) erzeugen.

Mit diesem Fluss der Diskursstränge werden die Regeln und Normen transportiert, die das gesellschaftliche Miteinander strukturiert haben und strukturieren. Aus ihnen werden die alltäglichen Praxen abgeleitet, die die „Faktizität physikalischer und sozialer Realitäten“ (Keller et al., 2011, S. 12) konstituieren. Die KDA kann diese Regeln und Normen anhand konkreter empirischer Arbeit herausdestillieren, sie beschreibbar und bewusst machen (Jäger, 2015).

Da ich mich in dieser Arbeit vorrangig den wissenschaftlichen Diskursen um Geschlecht zuwende, kommen diesen eine erhöhte Bedeutung zu. Wissenschaftliche Diskurse werden auch „Spezialdiskurse“ (Jäger, 2015, S. 80) genannt und sind von den

alltäglichen, nicht-wissenschaftlichen „Interdiskursen“ (Jäger, 2015, S. 80) zu unterscheiden. Dennoch sollten beide Diskursarten im kontinuierlichen Austausch miteinander verstanden werden (Jäger, 2015).

Unter „diskursiven Kontext“ (Jäger, 2015, S. 82) versteht man „den umfassenden epistemisch-kognitiven Hintergrund, der das Verstehen einzelner sprachlicher Zeichen(ketten) oder Kommunikationsakte überhaupt erst möglich macht“ (Busse, 2012, S. 82). Die Analyse des diskursiven Kontextes ermöglicht die gesellschaftliche Bedeutung eines Diskursstrangs zu ermitteln, ihn in Beziehung zu setzen und inhaltlich zu bewerten (Jäger, 2015).

Im zeitlich-geschichtlichen Verlauf eines Diskurses kommt es regelmäßig zu mehr oder weniger prägenden diskursiven Momenten, bei denen soziale und bzw. oder Naturgeschehnisse mehr oder weniger stark in den Diskurs hineinragen. Abhängig vom soziopolitischen Umfeld und den momentanen Macht- und Herrschaftsgefügen, kann ein solcher Moment zu einem einschneidenden „diskursiven Ereignis“ (Jäger, 2015, S. 82) werden, das bei der Klärung des diskursiven Kontexts unbedingt berücksichtigt werden muss. Diese Ereignisse zeichnen sich zumeist durch eine starke mediale Präsenz und eine breite gesellschaftliche Rezeption aus. Rezente Beispiele für solche Ereignisse sind die Thematisierung von sexualisierter Gewalt gegenüber Frauen durch die Me-Too-Bewegung (Kantor & Twohey, 2020) oder die polizeiliche Tötung von George Floyd und der daraus erstarkenden Black-Lives-Matter-Bewegung (McClure et al, 2023).

Diskurse bewegen sich auf unterschiedlichen Ebenen, den „Diskursebenen“ (Jäger, 2015, S. 83), je nachdem welche*r soziale Akteur*in (Individuen, Gruppen, Institutionen, etc.) in welchem Kontext des Diskurses ‚spricht‘. Diese Ebenen beschreiben die „sozialen Orte“ (Jäger, 2015, S. 84) einer Gesellschaft, „von denen aus jeweils ‚gesprochen‘ wird“ (Jäger, 2015, S. 85), wie etwa den Ebenen der Politik, der Wissenschaften oder des Alltags. Sie sind miteinander verwoben und stehen in einer wechselseitigen Beziehung, in der Fragmente einer Ebene den Verlauf des Diskurses auf einer anderen mitbestimmen können und umgekehrt (Jäger, 2015).

Wie bereits beschrieben, sind in der foucaultschen Subjekttheorie die Individuen von den Diskursen durchdrungen und durch sie konstituiert (Bublitz, 2020). Das betrifft folgerichtig auch Gruppen und Institutionen, in denen die Subjekte organisiert sind und teilnehmen (Jäger, 2015). Dabei bildet das Subjekt eine Art fluiden Kreuzungspunkt in sich verwobener Diskursstränge, die u.a. seine soziopolitischen Ansichten und Einstellungen konstituieren. Wenn geklärt wird, welche Diskursstränge sich im einzelnen Subjekt und in

den Kollektiven verschränken, können sie im Diskurs verortet werden. Aus einer solchen „Diskursposition“ (Jäger, 2015, S. 85) heraus, nehmen die Individuen, Gruppen und Institutionen wiederum an den diskursiven Auseinandersetzungen teil (Jäger, 1996). Zwar ergibt sich aus der schieren Anzahl der Diskurse, die sich im Subjekt verschränken können, eine große Variationsbreite von Diskurspositionen, doch gleichzeitig, sind „Diskurspositionen innerhalb eines herrschenden bzw. hegemonialen Diskurses sehr homogen [...], was bereits als Wirkung des jeweils hegemonialen Diskurses verstanden werden kann.“ (Jäger, 2015, S. 85). Dementsprechend haben die Autor:innen der Lehrbücher der Differentiellen Psychologie ebenso eine Diskursposition inne, wie ich. Das verdeutlicht einmal mehr, dass die hier verfasste Analyse und Kritik sich keiner objektiven Deutungshoheit verschreibt, sondern, ausgehend meiner eigenen soziopolitischen Weltanschauung und der mich durchziehenden Diskurse, das Anlegen ethischer Standards und Überzeugungen darstellt. Gleiches gilt für die Arbeiten anderer Diskursforscher*innen.

Diese Arbeit fokussiert sich aus forschungsökonomischen Gründen lediglich auf den Diskursstrang der Geschlechterdifferenz bzw. der geschlechtlichen Binarität auf wissenschaftlich-psychologischer Ebene. Das In-Beziehung-Setzen zu anderen diskursiven Ebenen, wie etwa der Politik oder den Medien, und deren Verzahnungen ist unbedingt erforderlich und laut Jäger (2015) Voraussetzung für die Rekonstruktion eines gesamtgesellschaftlichen Diskurses rund um dieses Thema. Erst vor dem Wissenshorizont der gesamten Gesellschaft, unter Einbindung aller Diskursstränge der Geschlechterdifferenz bzw. Zweigeschlechtlichkeit, könne eine eingehende Kritik formuliert werden. Über die Verwicklung dieses Themas bei der Aufrechterhaltung hegemonialer Macht- und Herrschaftsverhältnisse kann dementsprechend nur spekuliert werden und erfordert weiterreichende Analysen, insbesondere des Dispositivs. Das würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit übersteigen. Jäger merkt an, dass „die Leitlinien des gesamtgesellschaftlichen Diskurses [...] auch in den einzelnen Diskurssträngen wirken und diesen prägen“ (Jäger, 2015, S. 88) und schließt daraus, dies „kann bei der Analyse einzelner Diskursstränge immer bereits der Versuch gemacht werden, vorsichtige Rückschlüsse auf diese ‚Leitlinien‘ vorzunehmen.“ (Jäger, 2015, S. 88). Unter der Annahme entfaltet diese Arbeit ihre diskursrelevante Funktion, nämlich, vermittelt über den psychologisch-wissenschaftlichen Diskurs, vorsichtige Rückschlüsse auf den Zustand des Geschlechtsverhältnisses im gesamtgesellschaftlichen Diskurs zuzulassen.

Methodologisches Vorgehen

Der Prozess der KDA fängt mit der Klärung des Analyseziels und des konkreten Untersuchungsgegenstands an. Dabei sind die Gründe für die Wahl des Untersuchungsgegenstands darzulegen, um auf den „kritischen und damit den politischen Hintergrund“ (Jäger, 2015, S. 90) zu verweisen. Darauf aufbauend folgt die Feststellung der Materialgrundlage, anhand derer der Diskursstrang untersucht werden soll. Es soll deutlich gemacht werden, dass die vorläufige Auswahl des Analysematerials zwar auf Vorüberlegungen und einer begründeten zeitlich-räumlichen Einschränkung basiert, doch keineswegs starr und unveränderbar ist, da sie stets an die Entwicklungen und Erkenntnisse aus der Analyse anzupassen ist. Um den Korpus in seiner „qualitativen Vollständigkeit“ (Jäger, 2004, S.90) darzustellen, werden zunächst alle Diskursfragmente gewonnen, die sich zu dem zu untersuchenden Diskursstrang vereinen. Da diese Diskursfragmente bei der nachfolgend beschriebenen Strukturanalyse nach ihren Aussagen untersucht werden, kommt es zu einer Verringerung des Materialumfangs.

Strukturanalyse

Die Strukturanalyse dient der ersten inhaltlichen Ordnung und Zusammenfassung der vorliegenden Diskursfragmente. Im ersten Schritt werden die Diskursfragmente eines Diskursstrangs nach Themen und Unterthemen geordnet. Darauf aufbauend werden die Aussagen des Diskurses aus den Diskursfragmenten herausgeschält und hinsichtlich ihrer Häufungen untersucht. Dabei wird auch die Fülle an Äußerungen bestimmt, aus denen die Aussagen extrahiert werden. Somit erhält die KDA ein quantitatives Bestimmungselement, anhand dessen der Verwendungs- und Bedeutungsgrad der Aussagen im Diskurs eingeschätzt und die „Schwerpunkte der diskursiven Wirkung“ (Jäger, 2015, S. 95) bestimmt werden können. Eine zeitliche Einordnung der Aussagen ermöglicht zusätzlich einen Zusammenhang mit diskursiven Ereignissen und dem diskursiven Kontext herzustellen. Jäger (2015) schlägt dafür eine Legende (siehe Anhang) zur Kategorisierung der Diskursfragmente vor, deren einzelne Kategorien an das Material angepasst und begründet sein müssen. Die geordneten und kategorisierten Aussagen gleichen Inhalts können anschließend analytisch sortiert werden, um deren Bedeutung in Hinblick auf die Diskursposition bzw. die soziopolitische Haltung des herausgebenden Mediums zu erfassen. Diese Materialaufbereitung dient daher als Fundament der Diskursanalyse und ermöglicht die Auswahl eines oder mehrerer repräsentativer Diskursfragmente für die Feinanalyse. Letzteres ist u.a. dadurch begründet, dass eine tiefgehende Analyse aller in Frage kommenden Diskursfragmente aus forschungsökonomischer Sicht nicht umsetzbar ist.

Feinanalyse

In der Feinanalyse wird das in der Strukturanalyse ausgewählte, repräsentative Diskursfragment eingehend und umfassend analysiert. Dazu postuliert Jäger (2015) eine Rahmen gebende Abfolge von Teilschritten, an die sich in dieser Arbeit weitestgehend gehalten wird.

Zunächst soll der „institutionelle Kontext“ (Jäger, 2015, S. 98) beschrieben werden. Dieser zeichnet sich durch das Medium aus, in dem es erscheint, die Textsorte, Rubrik, die*den Autor:in, adressierte Leser:innenschaft, das ausschlaggebende Ereignis, die Motivation für das Verfassen des Fragments usw.

Die „Text-,Oberfläche“ (Jäger, 2015, S. 98) umfasst das graphische Design inklusive des Layouts und die durch graphische Markierungen charakterisierten Sinneinheiten bzw. Sinnabschnitte.

Im nächsten Schritt werden die sprachlich-rhetorischen Mittel beschrieben, um die Erfassung der Texte zu erleichtern und analytischen Tiefgang zu ermöglichen. Dabei ist auf die Komposition des Textes, die Struktur der Argumente, die Funktion der Abschnitte, „sprachlichen Routinen“ (Jäger, 2015, S. 103), Kollektivsymbole, Metaphern, Redensarten, Anspielungen auf Vorwissen, Duktus, Bedeutung der Substantive, angeführte Akteure, Syntax etc. zu achten. Anschließend soll der Text etwa anhand seines durchscheinenden Menschenbilds, seiner Weltanschauung, Auffassung von Gesellschaft und prognostizierter Zukunftsaussicht auf die „inhaltlich-ideologischen Aussagen“ (Jäger, 2015, S. 98) untersucht werden (Jäger, 2015).

Erst dann erfolgt die Interpretation der zuvor erarbeiteten Ergebnisse. Dies gelingt, indem die Teilaspekte aufeinander bezogen werden und ihr Zusammenspiel in der Deutung des Fragments berücksichtigt wird. Diese Deutung impliziert die Botschaften, die Wirkungsmittel und eine Einordnung des Fragments innerhalb des diskursiven Kontextes. Obwohl es bei der Interpretation um die Wirkung des Textes geht, also wie er bei der Leser*innenschaft ankommt, ist zu beachten, dass nicht das einzelne Fragment wirkt, sondern der sich in beständiger Wiederholung herstellende Diskurs, dessen Variante das Fragment darstellt (Jäger, 2015).

Methodologische und methodische Ergänzungen der Feinanalyse

Für die empirische Auseinandersetzung mit dem Material ergänze ich meinen analytischen Werkzeugkoffer um die Instrumente von van Leeuwen (2008) und Reisigl und Wodak (2001). Damit die konkreten Analyseinstrumente in Beziehung zu dieser Arbeit

gesetzt werden können, umreißt ich zunächst kurz beide Theorierahmen und erläutere zentrale Begriffe.

Van Leeuwens Charakterisierung der Realität und alles, was in ihr passiert, basiert auf einem Ausdruck von „social practices“ (van Leeuwen, 2008, S. 23). Sie stellen einerseits den Filter dar, durch den gesellschaftliche Verhältnisse betrachtet werden, andererseits sind sie das Ergebnis jener Verhältnisse. Daher lassen sich auch Diskurse bzw. die in ihnen gebrauchte Sprache und Texte als Zusammenkunft und Ausdruck sozialer Praxen interpretieren. Dabei besteht zwischen der Abstraktheit von Sprache und wie die Subjekte einer Gesellschaft sie verstehen, immer eine Übersetzung durch die Erfahrungen, die die Subjekte in ihrem Alltag machen. Van Leeuwen verdeutlicht dies am Beispiel der*des Physiker*in bzw. der*des Mathematiker*in, die ihre theoretischen Überlegungen und Abstrahierungen auf lebensweltliche Erfahrungen stützen, wie Laborexperimente oder das Zählen von Geld und Gegenständen (van Leeuwen, 2008). Sprache und ihr Bedeutungsgehalt unterliegen also der Ableitung aus einem „practical handling of matter“ (van Leeuwen, 2008, S. 6). Diese Interpretation von Wissen, Sprache und Gesellschaft vor dem Hintergrund sozialer Praxen, nennt van Leeuwen „Recontextualization“ (van Leeuwen, 2008, S. 5).

Van Leeuwen versteht unter soziale Praxen „socially regulated ways of doing things“ (van Leeuwen, 2008, S. 7). In welcher Weise die Handlungen reguliert werden, kann unterschiedliche Formen und Intensitäten annehmen, wie etwa Gesetzestexte, drohende Strafen, Traditionen, Normen, prominente Vorbilder usw. (van Leeuwen, 2005). Für die Ausführung von Handlungen braucht es Ausführende (van Leeuwen, 2008), die verschiedene Positionen und Funktionen beim Handeln haben, wie etwa ein „instigator, agent, affected, or beneficiary“ (van Leeuwen, 2008, S. 8). Die soziale Praxis von einzelnen Subjekten oder Gruppen setzt sich nun aus einer Serie von sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungen zusammen, die hinsichtlich der Menge an Handlungen und ihrer Teilnehmerzahl variieren kann (van Leeuwen, 2008). Eine soziale Praxis ist gebunden an und basiert auf Wissensbeständen, die für ihre Ausführung notwendig sind. Durch das Rekontextualisieren können die sozialen Praxen sowie die Wissenssysteme um sie herum expliziert werden, die sonst für Teilnehmende und Beobachtende in den Gewohnheiten der Alltagshandlungen untergehen können.

Für diese Arbeit sind insbesondere drei Fokuspunkte aus Van Leeuwens Arbeit relevant, nach denen er seine Auseinandersetzungen mit sozialen Praxen strukturiert. Das sind die Darstellungen von „social actors“ (van Leeuwen, 2008, S. 22) und der „social

actions“ (van Leeuwen, 2008, S. 9) sowie die „discursive construction of legitimation“ (van Leeuwen, 2008, S. 105). Für diese Darstellungs- und Konstruktionsformen können konkrete sprachliche Repräsentationen ausgemacht werden, die van Leeuwen in seinen Auseinandersetzungen systematisiert hat.

Die zweite wichtige Quelle für den analytischen Werkzeugkoffer, ist die Arbeit von Ruth Wodak und Martin Reisigl (2001). Auch diese setzen sich mit soziopolitischen Themen, wie Rassismus oder Antisemitismus, auseinander. Ihre Arbeitsweise beschreiben sie dabei als „triangulatory approach“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 40), der vier verschiedene Kontexte der Diskursfragmente berücksichtigt. Das ist der Kontext der „immediate language“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 41), also all das, was in den Worten, Wortgruppen und Aussagen an Bedeutung steckt. Der „intertextual and interdiscursive“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 41) Kontext meint das Verhältnis von „utterance, texts, genres and discourses“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 41). Dies wird vom „context of situation“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 41) ergänzt. Letzterer ist der soziopolitische Kontext, der durch die diskursiven Verläufe hergestellt wird und der einen Text bzw. seine Autor*innen oder die dahinterliegenden Institutionen durchzieht und prägt. Der letzte Kontext ist der „broader sociopolitical and historical context“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 41), der die Herstellung von Zusammenhängen mit gesellschaftlichen Verhältnissen über den Verlauf der Zeit ermöglicht.

Im Folgenden werde ich mich an die von van Leeuwen vorgegebene Struktur für die Rekontextualisierung von sozialen Praxen halten. Dafür beschreibe ich wichtige linguistische und semantische Merkmale von der Darstellung sozialer Akteur*innen, ihren Handlungen und die Konstruktion für jene sozialen Praxen. Um Redundanzen zu vermeiden, ergänze ich die Aspekte van Leeuwens um die Konzepte, Ideen und konkreten Werkzeug von Reisigl und Wodak (2001).

Für die Darstellung der sozialen Akteur*innen benutzt van Leeuwen ein „sociosemantic inventory“ (van Leeuwen, 2008, S. 23). Damit meint er, Instrumente, die beschreiben, wie soziale Akteur*innen vor dem Hintergrund einer „sociological and critical relevance“ (van Leeuwen, 2008, S. 23) repräsentiert werden. Das ist der vorrangige Zugang, der bei der Analyse von Diskursfragmenten berücksichtigt wird. Erst im Anschluss wird die linguistische Umsetzung davon in die Arbeit integriert. Er begründet dieses Vorgehen darin, dass soziologische Darstellungsweisen der Akteur*innen von linguistischen abweichen können und somit der Sinn verloren gehen könnte. Ähnlich wie van Leeuwen, liegt bei Reisigl und Wodak (2001) ein starker Fokus auf der Repräsentation der sozialen Akteur*innen. Sie analysieren diese anhand von zwei Strategien. Die erste Strategie umfasst

die „referential strategies“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45), oftmals realisiert durch den Ausdruck von Zugehörigkeiten oder Kategorisierungen (Reisigl & Wodak, 2001). Dazu ergänzend kann die zweite Form sprachlicher Strategien, „predicational strategies“ (Wodak & Reisigl, 2001, S. 45), verstanden werden, die sich ebenso auf soziale Akteur*innen bezieht, aber auf die ihnen zugeschriebenen Prädikationen basiert. Beide Strategien können nicht immer klar voneinander unterschieden werden, da mit einigen Referenzen auch Prädikationen assoziiert werden können. Solche Prädikationen können etwa „stereotypical, evaluative attributions of negative and positive traits“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45) sein, die die Akteur*innen dementsprechend in einem positiven oder negativen Licht, „deprecatorily or appreciatively“ (Wodak & Reisigl, 2001, S. 45) erscheinen lassen.

Eine Weise, wie soziale Akteur*innen realisiert werden, ist, ob sie in der sozialen Praxis ein- oder ausgeschlossen sind. „Exclusions“ (van Leeuwen, 2008, S. 28) umfassen verschiedene Techniken die Akteur*innen aus der sozialen Praxis auszuschließen. Die können mehr oder weniger beabsichtigt, mehr oder weniger den soziopolitischen Interessen der Autor*innen unterliegen. Werden die Akteur*innen ausgeschlossen, erschwert das etwa Perspektivübernahmen und Einfühlungsvermögen seitens der Leser*innen. Des Weiteren können sie mit Irrelevanz versehen oder gar nicht erst mitgedacht werden (van Leeuwen, 2008). Sollten soziale Akteur*innen exkludiert werden, steht das oft in Verbindung mit einem diskriminierenden Gehalt der Texte, wie etwa bei der sexistischen Nicht-Nennung von Frauen und Queers oder der „linguistic underrepresentation of ethnic minorities [...] by not reporting about them to an adequate extent“ (Wodak & Reisigl, 2001, S. 47). Falls der untersuchte Text oder die Passage keine Erwähnung oder Darstellung der Akteur*innen aufweist und diese auch aus dem Kontext nicht erschließbar sind, handelt es sich um eine „Suppression“ (van Leeuwen, 2008, S. 29). Die Frage, wer die soziale Praxis ausgeübt bzw. an ihr beteiligt war, kann nicht beantwortet werden. Ausgedrückt wird dies etwa über Passivierungen, einen infiniten Satzbau oder auch Handlungen, die als Adjektive, Substantive oder Nominalisierungen übersetzt werden. Wenn beispielsweise eine Situation als ‚erwartbar‘ gilt, kann gefragt werden, um wessen Erwartungen es sich hier handelt bzw. wer erwartet. Gibt es dagegen Verweise auf Akteur*innen im Text, die aber bei der Beschreibung der sozialen Praxis nicht einbezogen wurden, wird von „Backrounding“ (van Leeuwen, 2008, S. 29.) gesprochen. Die Akteur*innen werden mit letzterer Methode „not so much excluded as deemphasized, pushed into the backround“ (van Leeuwen, 2008, S. 29), was darauf hindeuten kann, dass die Autor*innen das Wissen, wer gemeint ist, voraussetzen.

Bei der „Indetermination“ (van Leeuwen, 2008, S. 39) werden die Akteur*innen zwar nicht exkludiert, sind aber dennoch unbekannt. Anonyme Akteur*innen werden für gewöhnlich mit unbestimmten Pronomen ausgedrückt, wie ‚jemand‘ oder ‚man‘ und scheinen dadurch für die Aussage bzw. die soziale Praxis unbedeutend. Dem gegenüber steht die „Differentiation“ (van Leeuwen, 2008, S. 39), die die zu beschreibenden Akteur*innen in ein abgegrenztes Verhältnis zueinander setzt. Typischerweise werden dafür In-Group und Out-Group Beziehungen herangeführt (van Leeuwen, 2008). Ein Beispiel dafür lautet: ‚im Gegensatz zu anderen, legen wir höchsten Wert auf Sorgfalt‘. Weitere Formen, Akteur*innen zu benennen, sind die „Nomination“ (van Leeuwen, 2008, S. 40) und die „Categorization“ (van Leeuwen, 2008, S. 40). Bei der Nomination handelt es sich um eine Repräsentation anhand der „unique identity“ (van Leeuwen, 2008, S. 40), etwa anhand von Namen. Categorization tritt auf, wenn sich stattdessen auf kollektiv geteilte Identitätsmerkmale, („Identification“, van Leeuwen, 2008, S. 42) oder Funktionen („Functionalization“, van Leeuwen, 2008, S. 42), wie z.B. Berufe bezogen wird. Van Leeuwen (2008) legt nahe, dass es von Bedeutung sein kann, welche Akteur*innen nominiert und welche kategorisiert werden. Die Identification wird wiederum in drei Unterkategorien unterschieden. Das sind „Classification, relational Identification, and physical Identification“ (van Leeuwen, 2008, S. 42). Die Classification meint eine Identifizierung entlang gesellschaftlicher Machtlinien, wie Geschlecht, Herkunft, Klasse usw. Eine besondere und für diese Arbeit bedeutsame Form der Classification ist das „engendering“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 49), also die Referenzierung von Akteur*innen über ihr Geschlecht. Beim engendering handelt es sich außerdem um eine „Somatisation“ (Wodak & Reisigl, 2001, S. 48), da die Bestimmung der geschlechtlichen Referenzierung auf körperlichen Charakteristiken basiert (Reisigl & Wodak, 2008). Die Relational Identification bezieht sich auf eine bestimmte Beziehung, in der die Akteur*innen stehen, z.B. ‚Eltern‘, ‚Angehörige‘ usw. Die Physical Identification basiert auf äußerlichen Merkmalen von Akteur*innen, mit denen sie referenziert werden, z.B. ‚Blondine‘ oder ‚der*die Hochgewachsene‘ (van Leeuwen, 2008).

Soziale Akteur*innen können auch mit Hilfe einer Synekdoche referenziert werden, die sich oftmals in zwei Ausprägungen zeigt. Das ist zum einen „pars pro toto“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 57), was bedeutet, dass ein Teil oder eine Einzelheit für das Gesamte bzw. das Allgemeine steht. Durch diese rhetorische Figur können Stereotype oder Essentialisierungen wirksam werden und ganze Gruppen betreffen. Zum anderen ist das „totum pro parte“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 57) eine Synekdoche, die die Einzelnen mit den Mitteln einer Gesamtheit bezeichnen (Reisigl & Wodak, 2001).

Zur Darstellungsweise der sozialen Akteur*inne gehört auch, welche Rollen ihnen zugewiesen wird, die „role allocation“ (van Leeuwen, 2008, S. 32). Sind etwa mehrere Akteur*innen in eine soziale Praxis involviert, kann analysiert werden, wer in der aktiven und wer in der passiven Rolle dargestellt wird. Damit geht einher, welche Akteur*innen priorisiert werden, welche Handlungsfähigkeit ihnen zugeschrieben wird, wer dominiert und wer unterworfen ist.

Wird den sozialen Akteur*innen die Qualität des ‚Mensch-Seins‘ verliehen oder entzogen, spricht van Leeuwen demnach von einer „personalization“ (van Leeuwen, 2008, S. 46) bzw. einer „impersonalization“ (van Leeuwen, 2008, S. 46). Impersonalizations unterscheidet van Leeuwen in „abstraction“ (van Leeuwen, 2008, S. 46) und „objectivation“ (van Leeuwen, 2008, S. 46). Erstere meint die Bezeichnung von sozialen Akteur*innen anhand zugeschriebener Qualitäten, wofür van Leeuwen ein Beispiel gibt, in dem Migrant*innen als ‚Problem‘ referenziert werden. Objektifications können über verschiedene Arten realisiert werden. „spatializations“ (van Leeuwen, 2008, S. 46) stellen Akteur*innen in Form von Orten und Räumen dar, „utterance autonomization“ (van Leeuwen, 2008, S. 46) hingegen in Form von der Art und Weise, wie sich die Akteur*innen äußern, etwa wenn statt konkreten Personen etwa eine ‚wissenschaftliche Studie‘ die Akteur*innen umschließt. Werden die Akteur*innen als Individuen benannt, liegt eine „individualization“ (van Leeuwen, 2008, S. 37) vor. Werden sie als Gruppe beschrieben, wird von einer „assimilation“ (van Leeuwen, 2008, S. 37) gesprochen. Weiterhin unternimmt van Leeuwen eine Unterteilung der Assimilation in „aggregation“ (van Leeuwen, 2008, S. 37) und „collectivization“ (van Leeuwen, 2008, S. 37). Bei der Aggregation erfolgt die Darstellung der Gruppen als Statistiken, als numerischer Ausdruck oder als ‚Mehrheit‘. Bei der Collectivization werden die Gruppen aufgrund von spezifischen Qualitäten, wie etwa Bürger*innen eines bestimmten Staates, zusammengefasst (van Leeuwen, 2008).

Die zweite Gewichtung von Darstellungsweisen kommt den sozialen Handlungen zu. Hier soll der Ausschnitt aus den ausführlichen Überlegungen van Leeuwens vorgestellt werden, der für diese Arbeit relevant ist. Die erste Unterscheidung, die er vornimmt, ist, ob eine Handlung eine „action“ (van Leeuwen, 2008, S. 55) oder eine „reaction“ (van Leeuwen, 2008, S. 56) ist. Eine Handlung kann dahingehend charakterisiert werden, ob sie eine Antwort bzw. Entgegnung auf die Handlungen und Praxen anderer Akteur*innen ist. Reaktionen können die Form von „cognitive and perceptive [...], affective“ (van Leeuwen, 2008, S. 58) Reaktionen annehmen. Van Leeuwen sieht eine Korrelation zwischen zugeschriebener Machtlosigkeit der Akteur*innen und der Häufigkeit mit der sie reagieren,

wobei affektive Reaktionen weniger Macht ausdrücken als kognitive oder perzeptive Reaktionen (van Leeuwen, 2008).

Ähnlich wie soziale Akteur*innen können auch ihre Handlungen objektiviert werden. Diese „objectivation“ (van Leeuwen, 2008, S. 63) der Handlung tritt typischerweise durch die Nominalisierung von Verben zu Tage, die das grammatikalische Subjekt bilden. Objektivierungen können Ausdrücke von starren Praxen sein, die Aufmerksamkeit auf andere sozialen Praxen lenken oder legitimierende Aussagen verstärken (van Leeuwen, 2008).

Ein wichtiges Analysemerkmal von Handlungen ist die Weise in der sie „agentialized“ (van Leeuwen, 2008, S. 66) bzw. „deagentilized“ (van Leeuwen, 2008, S. 66) sind. Das bezieht sich darauf, inwiefern menschliche Akteur*innen an der Handlung partizipieren oder sie ohne konkrete Akteur*innen, „through natural forces, unconscious processes, and so on“ (van Leeuwen, 2008, S. 66) auskommt. Van Leeuwen teilt die Deagentialization in drei Ausprägungen ein: „eventuation, existenzialisation and naturalization“ (van Leeuwen, 2008, S. 66). Bei einer Eventuation hat die Handlung im Mittelpunkt einen Ereignischarakter. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie ohne menschliches Zutun und somit ohne konkrete Akteur*innen „just ,happens““ (van Leeuwen, 2008, S. 66) ist. Bei einer Handlung, die schon vor langer Zeit passierte und seitdem Bestand hat, spricht van Leeuwen von einer Existentialisierung. Es kann nicht gefragt werden, wer dafür verantwortlich ist, denn die Dinge waren schon immer so da. Im Falle der Naturalization nimmt die Natur die semantische Position der sozialen Akteur*innen ein. Letztere werden dadurch unkenntlich gemacht. Dies geschieht „by the means of abstract material processes, such as ,vary‘, ,expend‘, ,develop‘, etc.“ (van Leeuwen, 2008, S. 68). Gleichzeitig bedienen sie Symbole von Natur, wie „rise and fall, ebb and flood; of birth and death, growth and decay; of change and development and evolution“ (van Leeuwen, 2008, S. 68).

Der letzte Aspekt aus der Arbeit von van Leeuwen (2008) ist die Konstruktion von Legitimationen, die mit der rekontextualisierenden Frage, warum eine soziale Praxis besteht, begegnet werden kann. Die Legitimationen beinhalten die Gründe für die Ausführung sozialer Praxen bzw. Teile dieser und warum die Praxis bestimmte Handlungen umfasst. Hieran wird ersichtlich, dass es sich bei Texten nicht bloß um eine sprachliche Abbildung der sozialen Realität handelt, sondern dass deren Funktion ebenso die (De-)Legitimation jener Realität einschließt. Die Legitimationen unterteilt van Leeuwen wiederum in vier Untertypen: „Authorization“, „Moral Evaluation“, „Rationalization“ und „Mythopoesis“

(van Leeuwen, 2008, S. 105-106). Welche Form die Legitimationen letztlich annehmen, ist abhängig von der zu legitimierenden sozialen Praxis, da letztere sich in unterschiedliche Argumentationslogiken und Normgeflechte einfügt. Das Wissen darum hat „specific distributions across recontextualizing practices“ (van Leeuwen, 2008, S. 20) und steht in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Machtlinien, wie Geschlecht, Klasse, Alter, Herkunft, Sprache, usw. (van Leeuwen, 2008).

Eine Legitimation durch Autorisierung liegt vor, wenn die soziale Praxis durch Instanzen, die über eine Autorität verfügen, begründet wird. Das können konkrete Personen, Institutionen oder auch abstrakte Normen und Regelungen sein (van Leeuwen, 2008). Beruft sich die Argumentation für eine soziale Praxis darauf, dass sie durch eine oder mehrere konkrete Personen begründet wird, wird von einer „Personal Authority“ (van Leeuwen, 2008, S. 106) gesprochen. Die Begründung könnte darin liegen, ‚weil eine bestimmte Person das sagt‘ oder genau so macht. Dabei wirkt zusätzlich die soziale Rolle, die diese konkreten Personen einnehmen und mit denen sie referenziert werden, wie etwa Lehrer*innen, Arbeiter*innen, Eltern, Kinder, Männer, Frauen usw. Eine eigenständige Autorisierung vollzieht sich, wenn die Legitimation durch eine*n Expert*in kommuniziert wurde, die „Expert Authority“ (van Leeuwen, 2008, S. 107). Den Expert*innen werden hohe Glaubwürdigkeit und Objektivität zugesprochen und dass sie sich besonders gut in der behandelten sozialen Praxis auskennen. Mitunter ist keine weitere Beweisführung für eine soziale Praxis notwendig. Expert*innen können durch ihre jeweilige Position (Forscher*innen, Professor*innen usw.) oder durch ihren Bekanntheitsgrad referenziert werden. Bei der „Role Model Authority“ legitimieren Vorbilder oder charismatische Personen, die hohe gesellschaftliche Bekanntheit haben, die sozialen Praxen. Doch Autorisierung ist nicht zwingend an konkrete Personen gebunden, sondern kann auch über die „Impersonal Authority“ (van Leeuwen, 2008, S. 108) geschehen. Das sind etwa „laws (the rules, the policies, the guidelines, etc.)“ (van Leeuwen, 2008, S. 108), die als solche sprachlich hergestellt werden. Zu den unpersönlichen Autoritäten gehört die „Authority of Tradition“ (van Leeuwen, 2008, S. 108), die meint, dass soziale Praxen vollzogen werden sollen, weil sie Teil einer kulturellen Tradition sind und weil tradierte Praxen ausreichend Legitimationsbasis bieten. Die Authority of Tradition demaskiert van Leeuwen, indem die Antwort auf das ‚Warum‘ lautet, „because this is what we always do“ (van Leeuwen, 2008, S. 108). In ähnlicher Weise wirkt die „Authority of Conformity“ (van Leeuwen, 2008, S. 109), da die Legitimation darüber funktioniert, „because that’s what everybody else does“

(van Leeuwen, 2008, S. 109). Die geltende Norm wird also darüber realisiert, dass eine Mehrheit die soziale Praxis ausübt und sie deswegen legitim ist.

Die zweite Art von Legitimationen sind moralische Bewertungen. Sie funktionieren über die Zuschreibung von gesellschaftlichen bzw. moralischen Werten. Offensichtliche Zuschreibungen, wie ‚gut‘ und ‚schlecht‘ gehören genauso zu den moralischen Bewertungen, wie implizite Bewertungen, die etwa auf Normalitäten, Gesundheit oder Nützlichkeit von sozialen Praxen abheben und zum gesamtgesellschaftlichen Wissen zählen. Diese Werte stehen in starkem Zusammenhang mit dem, was in der Gesellschaft als ‚gut‘ oder ‚richtig‘ gilt, ohne dass sie zwingend als solche Bewertungen erkennbar sind (van Leeuwen, 2008). Eine solche Bewertung, die auf der Oberfläche nicht als Teil von Moralität und Gesellschaft verstanden wird, ist die „Naturalisation“ (van Leeuwen, 2008, S. 111). Soziale Praxen sind legitim, wenn sie als ‚natürlich‘ gelten, was ihre kulturelle und menschengemachte Hervorbringung verschleiert. Van Leeuwen schlägt zur Erkennung von Naturalisations die Überlegung vor, „whether we are dealing with something that can, in principle be changed by human intervention“ (van Leeuwen, 2008, S. 111) und erkennt gleichzeitig die Schwierigkeit einer Beantwortung dessen an. Eine weitere Form der Bewertung ist die „Abstraction“ (van Leeuwen, 2008, S. 111). Abstractions verbinden konkrete und reale Handlungen mit abstrakten Werten, die somit der Handlung zugeschrieben werden und sie legitimieren. Exemplarisch könnte für ‚die Anwendung physischer Gewalt unter jungen Männern‘ die abstrakte Form von ‚seinen Mann stehen‘ verwendet werden.

Eine weitere Möglichkeit, wie sich Legitimationen ausdrücken können, sind „Rationalizations“, die in „Instrumental Rationalizations“ und „Theoretical Rationalizations“ (van Leeuwen, 2008, S. 113) unterschieden werden können. Die Instrumental Rationalization zeichnet sich dadurch aus, dass soziale Praxen einer Form der Rationalität folgen, die gleichzeitig eine Zweckgebundenheit besitzen. Solche Zwecke können etwa Rechtmäßigkeit, Effizienz, Erfolg usw. sein (van Leeuwen, 2008). Falls die Legitimation auf eine ‚Wahrheit‘ abzielt, also eine soziale Praxis deswegen vollzogen werden soll, weil sie ‚wahr‘ ist, wird von einer Theoretical Rationalization gesprochen. In Abgrenzung zur Naturalization stellen Theoretical Rationalizations „explicit representations of ‚the way things are‘“ (van Leeuwen, 2008, S. 116). Theoretical Rationalizations können unterteilt werden in „Definition“, die Objektivierung und Verallgemeinerung einer moralischer Handlungen durch eine weitere Handlung, in „Explanation“, die Begründung aufgrund von Eigenschaften oder Charakterisierungen der praktizierenden Akteur*innen und die

„Scientific Rationalization“, Legitimationen über institutionalisierte und „systematic bodies of knowledge“ (van Leeuwen, 2008, S. 116.), zu der auch die moderne Wissenschaft zählt (van Leeuwen, 2008).

Die letzte Form der Legitimation ist die Mythopoesis. Damit ist die Verwicklung von sozialen Praxen in moralische Erzählungen gemeint. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass es eine*n Protagonist*in gibt, die*der durch die (Nicht-)Ausübung sozialer Praxen gesellschaftliche bzw. moralische Konsequenzen erfährt (van Leeuwen, 2008).

Die von Reisigl und Wodak (2001) beschriebenen „argumentation strategies“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45) sind ähnlich zu van Leeuwens Darstellung von Legitimationen, als dass sie der Rechtfertigung von sozialen Praxen oder von der positiven bzw. negativen Darstellung von sozialen Akteur*innen, ihres Ein- oder Ausschlusses dienen. Folglich soll eine Auswahl von relevanten Argumentation Strategies beschrieben werden.

Das „argumentum ad hominem“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 72) stellt eine argumentative Strategie dar, die auf Eigenschaften und Persönlichkeitsanteile von sozialen Akteur*innen abzielt, statt auf deren Argumente. Demnach werden die Aussagen von Akteur*innen legitimiert bzw. delegitimiert, weil diese besonders kompetent, glaubhaft, integer usw. sind (Reisigl & Wodak, 2001). Bei der „petitio principii“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 73) handelt es sich um einen argumentativen Zirkelschluss. Damit ist gemeint, dass das zu beweisende Argument bereits in der Voraussetzung für die Beweisführung enthalten ist und sich somit selbst legitimiert. Eine weitere Argumentationsstrategie, ist die „straw man fallacy“, die Reisigl und Wodak als „ignoring the counter-proof or counter argument“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 73) beschreiben. Das kann etwa damit geschehen, dass den Akteur*innen des Gegenarguments „a totally different and irrelevant“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 73) Argument zugeschrieben wird, das anschließend mit den eigenen Argumenten falsifiziert wird. Eine letzte argumentative Strategie, die mit Bezug auf Reisigl und Wodak beschrieben werden soll, ist der „topos of reality“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 79). Dieser bezeichnet eine Argumentationsstruktur, in der die Realität, weil sie ist, wie sie ist, als Legitimationsgrund herangezogen wird. Exemplarisch zeigen Reisigl und Wodak den topos of reality beim Thema Asylrecht. Es könnte etwa für die Änderung des Asylrechts angeführt werden, dass sich die „economical and political realities“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 79) geändert haben. Die eine weitere Strategie nennen Reisigl und Wodak „perspectivation, framing or discourse representation“ (Reisigl & Wodak, 2008, S. 45) und verweisen damit auf die Diskursposition, die die Autor*innen innehaben, die sich explizit oder implizit in der Beziehung zum Text darstellt. Es geht um die Perspektiven auf und das eigene

Eingebundensein mit den diskursspezifischen Aussagen. Im Falle von „intensifying strategies“ bzw. deren Gegenstück, „mitigation strategies“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 45), handelt es sich um linguistische Methoden den eigenen Aussagen durch Verstärkungen oder Abschwächungen Gewicht zu verleihen. Eine mitigation strategy stellt die „strategy of detachment“ (Reisigl & Wodak, 2001, S. 82) dar, die eine Distanzierung der Autor*innen zu einer getätigten Aussage oder die Abgabe von Verantwortung für jene Aussage ausdrückt. Als „hasty generalisation“ (Reisigl & Wodak, S. 2001, S. 72) werden diejenigen Argumentationen bezeichnet, die nicht repräsentative Ergebnisse auf größere Bevölkerungsgruppen generalisiert.

Empirie

Im Folgenden werden die empirischen Prozesse der Arbeit beschrieben. Dafür beschreibe ich zunächst den gesamten Materialkorpus, der mittels Strukturanalyse bearbeitet werden soll. In letzterer stelle ich die Häufungen der ermittelten Themen dar, was die Grundlage für die Auswahl des repräsentativen Diskursfragments für die Feinanalyse bildet. Die Feinanalyse setzt sich wiederum aus Textoberfläche und sprachlicher Feinanalyse zusammen.

Materialkorpus

Ausgehend von meiner eigenen Irritation über Lehrinhalte der Differentiellen Psychologie setze ich universitäre Lehrbücher in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit dem Diskurs. Da diese Lehrbücher meist im institutionellen Rahmen der Universitäten produziert werden und Anwendung finden, erhalten sie ihre eigene Machtposition, die von institutionellen Normen und Praxen durchzogen ist (Blahna et al., 2021). Die Lehrbücher haben auf der einen Seite einen gesellschaftlich relevanten Einfluss auf die Wissensvermittlung und stellen auf der anderen Seite ein repräsentatives Abbild des jeweiligen Spezialdiskursstrangs dar. Lehrbücher sind oftmals der zentrale Bezugspunkt für Studierende zum universitär gelehrteten Wissen einer bestimmten Lehrveranstaltung. Durch ihre institutionelle Einlassung, ihre spezifische Produktionsweise und ihre breite Rezeption unter Studierenden sind sie Träger und Verbreiter hegemonialen Wissens und somit Gegenstände jener Hegemonie (Blahna et al., 2021).

In Anschluss an meine Forschungsfrage, wie eine Zweigeschlechtlichkeit in den Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie konstruiert wird, wählte ich als grobe Einschränkung meines Materialkorpus alle Lehrbücher, die aktuell an österreichischen Universitäten für das Fach der Differentiellen Psychologie empfohlen und verwendet werden. Die geografische Eingrenzung ergibt sich zum einen aus meiner eigenen Verortung

an der Universität Wien, zum anderen, da dadurch Aussagen über den aktuellen (differential-)psychologisch-wissenschaftlichen Diskurs von Geschlecht und Geschlechtsdifferenzen in Österreich getätigt werden können. Dennoch sind vorsichtige Generalisierungen des Diskursstrangs für den deutschsprachigen Raum denkbar, denn die Lehrbücher sind auch an deutschen Universitäten populär (Neyer & Asendorpf, 2018).

Die Lehrveranstaltung, die im Bachelor-Curriculum aller österreichischen Universitäten vorkommt und somit von allen Studierenden der Psychologie bewältigt werden muss, ist eine Vorlesung zur Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitspsychologie. Daher fokussiere ich mich auf Lehrbücher, die in dieser Vorlesung explizit verwendet bzw. empfohlen werden. Zu erwähnen ist, dass von den Universitäten, die das Bachelorstudium der Psychologie in Österreich anbieten, die Karl-Landsteiner Privatuniversität für mich keinen ersichtlichen Zugang zur verwendeten Literatur ihrer Lehrveranstaltung, noch Informationen zur abhaltenden Person geboten hat, wodurch keine Kontaktaufnahme zur*zum Referent*in zu Stande kam. Aus dem Lehrveranstaltungsverzeichnis oder durch Korrespondenz mit den Referent*innen der Lehrveranstaltung im Juli 2022 setzte sich schließlich eine Sammlung von zwölf Büchern zusammen.

Um die Aktualität meiner Untersuchung zu gewährleisten, überprüfte ich die verwendete Literatur nochmals im April 2023. Dass es eine eher kleine Stichprobe an Diskursfragmenten ist, deutet bereits auf die starke Präsenz und Dominanz dieser Lehrbücher hin (Keller, 2011). Das Lehrbuch von Larsen und Buss (2018) war mir nicht ohne finanziellen Aufwand zugänglich, weswegen es von der Analyse ausgeschlossen wurde. Das restliche Material durchsuchte ich nach Inhalten zu Geschlecht und Geschlechtsdifferenzen. Ich beschloss ebenso diejenigen auszuschließen, die keine Kapitel zum Thema Geschlecht oder Geschlechtsdifferenzen enthielten. Der Grund dafür ist, dass ohne eigenständiges Kapitel die Erwähnungen von Geschlechtsunterschieden durchaus vorkommen, aber meist nur als Randbemerkungen erscheinen. Somit fehlt diesen Abschnitten sowohl inhaltliche Tiefe als auch Breite. Letztlich exkludierte ich ebenso das Lehrbuch von Asendorpf (2019), da dieses Buch die großteils idente, aber kürzere Fassung des ebenso verwendeten Lehrbuchs von Asendorpf und Neyer (2018) ist und ich somit Redundanz vermeiden konnte. Letztlich entstand ein Korpus aus vier Büchern, die das Material meiner Strukturanalyse bilden und die im Anhang separat aufgelistet werden.

Strukturanalyse

Um die Inhalte im Zuge der Strukturanalyse zu sortieren, habe ich die Kapitel der Lehrbücher untersucht, die sich explizit mit Geschlecht bzw. Geschlechtsdifferenzen beschäftigen. In der Anordnung bzw. der Verortung der Kapitel zu Geschlecht treten insbesondere zwei Ausführungen hervor. Diese Formen sind zum einen die eines eigenen Kapitels, das die differentialpsychologische Forschung um Geschlecht und Geschlechtsdifferenzen umfassend bündelt, sodass Geschlecht das verbindende Element der Unterkapitel darstellt. Zum anderen bildet Geschlecht oftmals ein Unterkapitel der Kapitel zu Intelligenzdiagnostik und Persönlichkeitsforschung. Um alle relevanten Darstellungsformen von Geschlecht zu berücksichtigen, habe ich mich dazu entschieden, beide Anordnungsformen in meine Analyse miteinzubeziehen. Um eine Übersichtlichkeit zu gewährleisten, wurden die Themen und Unterthemen in einer Liste angeordnet und im Folgenden angeführt. Themen sind durch fette und diskursive Schrift markiert, während häufig vorkommende Unterthemen fett geschrieben sind. Weiterhin sind Themen, die ich für die Feinanalyse ausgewählt habe, unterstrichen. Die Zahlen, die hinter den Themen angefügt sind, stehen für die Anzahl an Lehrbüchern, in denen sie vorkommen.

Themen und Unterthemen

- ***Merkmale des biologischen Geschlechts:*** Zusammensetzung des biologischen Geschlechts (3), chromosomales Geschlecht (2), hormonelles Geschlecht (3), neuronales Geschlecht (3), Entwicklungsphasen des biologischen Geschlechts (2), Geschlechtsunterschiede im biologischen Geschlecht, Divergenzen/Anomalitäten des biologischen Geschlechts (2)
- ***Geschlechtsbewusstsein und Geschlechtsstereotyp:*** Verhältnis von Geschlechtsstereotyp und empirischen Geschlechtsdifferenzen (2), biologisches vs. kulturelles Geschlecht (2), Entwicklung des Geschlechtsverständnisses (3), Übernahme und Entwicklung von Geschlechtsstereotypen/Geschlechtsrollen (3), sozialer Kontext geschlechtsbezogener Einstellungen (3), Maskulinität vs. Feminität vs. Androgynie (2), geschlechtstypisches Verhalten vs. geschlechtsuntypisches Verhalten (3), Verhältnis von Geschlechtsstereotyp und Schule, stereotype threat, Geschlechtsstereotyp als selberfüllende Prophezeiung, Einfluss von Technologien und sozioökonomischem Status
- ***sexuelle Orientierung:*** Heterosexualität/Homosexualität/Bisexualität, Entwicklung der sexuellen Orientierung, Verhältnis von geschlechtstypischem Verhalten und sexueller Orientierung
- ***psychometrische Untersuchung/Größe der Geschlechtsunterschiede:*** historische vs. aktuelle Forschung der Geschlechtsdifferenzen (2), **methodische Implikationen und der Wert von Effektgrößen (3)**, Überlegenheits-Hypothese vs. Hypothese der Geschlechtsgleichheit
- ***Geschlechtsunterschiede in kognitiven Fähigkeiten:*** **Geschlechtsunterschiede in allgemeiner Intelligenz/räumliche Fähigkeiten/verbale Fähigkeiten/mathematische Fähigkeiten (3)**, Geschlechtsunterschiede in emotionaler Intelligenz, Ursachen und Erklärungen für kognitive Unterschiede zwischen den Geschlechtern (2), testinterne und -externe Einschränkungen, historische vs. aktuelle Befunde (2), **geschlechtsspezifische Varianzunterschiede (3)**
- ***Geschlechtsunterschiede in beruflichen Interessen:*** naturwissenschaftlich-technische Berufe vs. soziale Berufe
- ***Aggressivität:*** Beziehungsaggression/partnerschaftliche Aggression, Selbsteinschätzung vs. Fremdeinschätzung, Ursachen für unterschiedliche Aggressivität (2)
- ***Sexualität:*** Anzahl an Sexualpartner*innen, Ursachen für Einschätzungsverzerrungen, emotionaler vs. nicht-emotionaler sexueller Kontakt
- ***Partner*innenwahl:*** Merkmale des*der idealen Partner*in, Geschlechtsunterschiede in der Partner*innenwahl bzw. -bewertung, körperliche vs. nicht-körperliche Attraktivität (2)
- ***Persönlichkeitsbeurteilungen:*** Geschlechtsunterschiede in den Big-Five-Dimensionen (2), Selbsteinschätzung vs. tatsächliches Verhalten, Ängstlichkeit (2), Methodik der Forschung um Geschlechtsunterschiede
- ***Kulturvergleichende Forschung der Geschlechtsunterschiede:*** Universalität von psychologischen Geschlechtsunterschieden, kulturübergreifende Geschlechtsstereotype, kulturübergreifende Geschlechtsegalität, kulturübergreifende kognitive/soziale Geschlechtsunterschiede
- ***Erklärungsansätze für Geschlechtsunterschiede:*** klassische Psychoanalyse, Neopsychoanalyse, Lerntheorie, Kognitive Erklärungsansätze, Kulturpsychologie, Evolutionspsychologie, Integration aller Erklärungsansätze zu einheitlichem Modell
- ***Evolutionspsychologischer Erklärungsansatz:*** Eifersucht in der Partner*innenwahl, Ungewissheit über Vaterschaft, Geschlechtsunterschiede in der Bewertung von sexueller vs. emotionaler Untreue (2), **Geschlechtsunterschiede in den Paarungsstrategien (Langzeit- vs. Kurzzeitpartner*innenschaft) (3)**, Kriegsführung unter Männern, Unterschiede in der Nahrungssuche

Themen aus der Strukturanalyse

Aus der Themensammlung treten quantitative Verdichtungen des Diskursstrangs um Geschlecht und Geschlechtsdifferenzen hervor (Jäger, 2015). Der Aufbau der Kapitel, bei denen Geschlecht die übergeordnete Struktur bildet, können folgendermaßen unterteilt werden: 1. Die Erklärung und Beschreibung von Geschlecht als sozio-biologisches Phänomen und 2. die Erforschung der Geschlechtsdifferenzen. Ersteres geht dabei oftmals Letzterem voraus. In der Eruierung, was Geschlecht sei, häufen sich vor allem biologische Erklärungsmuster, die Geschlecht anhand neuronaler, hormoneller und chromosomaler Merkmale identifizieren. Darauf aufbauend werden vermehrt soziale Aspekte, wie Geschlechtsstereotype, Geschlechtsrollen und ihre Einflüsse auf die Geschlechtsdifferenzen beleuchtet. Sowohl bei biologischen wie sozialen Erklärungen bündeln sich entwicklungspsychologische Perspektiven, die geschlechtliche Merkmale im Laufe eines menschlichen Lebens beschreiben. Weiterhin liegt ein Themenschwerpunkt auf der statistisch-psychometrischen Analyse der Geschlechtsdifferenzen, wobei die Sammlung von Unterschieden in kognitiven Fähigkeiten häufiger vorkommt als persönlichkeitsbezogene Dimensionen. Dass dennoch beide Bereiche sehr präsent sind, ist insofern nicht verwunderlich, als dass sie die prominentesten Forschungsbereiche der Differentiellen Psychologie bilden (Herzberg & Roth, 2014). Die theoriegeleiteten Erklärungen akkumulieren sich in evolutionspsychologischen Ansätzen, die die Gründe für Geschlechtsunterschiede besonders häufig auf Unterschiede im Paarungsverhalten und in der Partner*innenwahl sehen.

Die Art und Weise, wie sich die Themen in den Lehrbüchern verdichten, deutet bereits darauf hin, dass die Biologie die dominierende Verständnisgrundlage von Geschlecht und seinen beiden Ausprägungen ist. Doch die Themensammlung ermöglicht des Weiteren eine erste Bearbeitung von dem, was nicht gesagt wird. Diejenigen Kapitel, die sich mit sozialen Komponenten, wie den Geschlechtsstereotypen, auseinandersetzen, gehen nicht darauf ein, wie es zunächst zu solchen Phänomenen kommt. Indem sie die a priori Bedingungen einer Beschäftigung mit Geschlechtsdifferenzen bilden, wird ihre Entstehungsgeschichte verwischt und ihre soziale Bedeutung entpolitisiert. Obwohl explizit auf soziale Merkmale (Sexualität, sexuelle Orientierung, berufliche Interessen, etc.) und Kontexte (Erziehung, Bildung, etc.) von Geschlecht eingegangen wird, bleiben soziologische Theorien oder Theorien der Genderforschung weitgehend unerwähnt.

Nicht nur die Einteilung der Geschlechter in die Kategorien von ‚Mann‘ und ‚Frau‘, die sich als grundlegende Binarität durch alle Kapitel zieht, sondern auch die

Auseinandersetzungen mit geschlechtsspezifischen Inhalten sind häufig in antagonistische Dichotomien eingelassen. So stehen sich etwa biologisches und kulturelles Geschlecht, persönlichkeitsbezogene und kognitive Fähigkeiten, naturwissenschaftlich-technische und soziale Interessen, körperliche und nicht-körperliche Attraktivität oder sexuelle und emotionale Untreue gegenüber. Dass diese Dichotomie kein Zufall ist, kann daran festgemacht werden, dass oftmals eine Parallele zu den binären Geschlechtskategorien gezogen wird (z.B. Männer legen eher mehr Wert auf körperliche Attraktivität, Frauen eher auf nicht-körperliche Attraktivität). Die Präsentation der Inhalte sind also ständiger Bezugspunkt einer binären Zweigeschlechtlichkeit, die sie somit untermauern. Zusätzlich setzt sich die Opposition aus Natur und Kultur ab, was Fragen aufwirft, inwiefern dieses Verhältnis theoretisiert und mit welchen (symbolischen) Bedeutungen es versehen wird.

Mit der Biologie als Schwerpunkt der differentialpsychologischen Epistemologie wird eine Kopplung von biologischem Determinismus, Geschlecht und Menschsein zentral für das Verständnis von Geschlecht. Der Effekt ist eine biologisierende bzw. naturalisierende Anschauung, in der die binären Geschlechtskategorien in der Natur des Menschen verwurzelt sind und umgekehrt sich die Natur des Menschen aus den beiden Geschlechtern ergibt. Doch auch abseits dieser explizit biologischen Zugänge werden naturalisierende Argumentationsstrategien auffällig. Wie vorher erwähnt bildet die Abklärung entwicklungsspezifischer Ausprägungen der untersuchten Bereiche (z.B. kognitive Fähigkeiten) eine häufige und wiederkehrende Form der Inhaltsdarstellung. Wenn geschlechtsspezifische Unterschiede an Entwicklungsphasen gekoppelt sind, entsteht der Eindruck, dass sie menschlichen Biografien inhärent seien, je nachdem welchem ‚biologischen Geschlecht‘ sie zugeordnet werden. Geschlecht wird insofern naturalisiert, als dass diese Zuordnung zum männlichen bzw. weiblichen Geschlecht ein typisches Sammelsurium von Ausprägungen und Eigenschaften mit sich bringt.

Eine weitere strukturelle Auffälligkeit ist die kontinuierliche Beschreibung von biologischen, verhaltens- oder fähigkeitsbezogenen Divergenzen. Demnach zeichnen sich die Kapitel zum chromosomalen bzw. hormonellen Geschlecht dadurch aus, dass sie Ausprägungen, die nicht den binären Geschlechtern zugeteilt werden können, als anormal darstellen und pathologisieren. In ähnlicher Weise werden die sozialen Praxen einer Person vor dem Hintergrund, ob sie geschlechtstypisch oder -untypisch sind, eingestuft, also ob die erwarteten Verhaltensweisen aufgrund der biologischen Zuteilung mit den tatsächlichen Praxen übereinstimmen. Beide Formen kreieren zum einen ein anormales und untypisches Außen, das gegen die normalen und typischen Ausformungen von Geschlecht abgegrenzt

werden muss, und zum anderen findet das Geschlecht in der Erwähnung von Ausnahmen seine Regel.

Zuletzt soll darauf eingegangen werden, wie wissenschaftliche Qualität abgebildet wird. Das zeigt sich an der häufigen Nicht-Benennung von konkreten Wissenschaftler*innen, die immer dann hervortritt, wenn nicht explizit auf konkrete Studien verwiesen wird, in denen die Studienautor*innen angeführt werden. Sonst ist etwa von einer Wissenschaft als Ganzes oder einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise die Rede. Durch den Verzicht konkreter Personen wird die Wissenschaft selbst zur Akteurin und menschliche Fehleranfälligkeit umgangen. Die Kapitel, die Geschlechtsunterschiede zum Inhalt machen, stellen zumeist historische Auseinandersetzungen mit den Geschlechtsunterschieden aktuellen Forschungsergebnissen gegenüber. Somit speist sich die Objektivität der Untersuchungen aus ihrer Aktualität. Dabei zieht sich über die Lehrbücher hinweg die Diskussion um die ‚tatsächliche‘ Größe der Geschlechtsunterschiede, die in der Darlegung von Effektgrößen mündet. Zu erwähnen ist jedoch der mit Berufung auf wissenschaftliche Objektivität und Genauigkeit einhergehende Verweis auf die größere Ähnlichkeit zwischen Männern und Frauen, was u.a. Geschlechtsstereotypen gegenübergestellt wird. Die Objektivität und wissenschaftliche Güte der Lehrbücher soll durch die konsequente Referenz auf statistische Rechnungen und Größen hergestellt werden.

Auswahl des Diskursfragments für die Feinanalyse

In Anschluss an meine Strukturanalyse habe ich mich für die feinanalytische Untersuchung des Kapitels 7 „Geschlechtsunterschiede“ aus dem Lehrbuch von Neyer und Asendorpf (2018) „Psychologie der Persönlichkeit“ entschieden. Das Buch liegt mir in der sechsten und somit neuesten Auflage vor. Die Auswahl dieses Lehrbuchs war nicht schon im Vorhinein festgelegt, sondern entstand erst nach der Sichtung relevanter Themen in der Strukturanalyse. Darauf aufbauend erschien mir das Buch besonders geeignet, da sich hier die Argumentationsstrategien der Forschung um Geschlechtsdifferenzen, die diskurstypische Konstruktion von Geschlecht und die Epistemologie der differentialpsychologischen Wissenschaft verdichten. Das untersuchte Kapitel umfasst die Mehrheit an typischen Unterthemen des Diskursstrangs, wie die Biologie von Geschlecht, den Einfluss der sozialen Umwelt sowie die überblicksweise Bündelung zur Forschung von Geschlechtsunterschieden. Dabei wird diskurstypisch ein Schwerpunkt auf kognitive bzw. soziale Fähigkeiten und persönlichkeitsbezogene Unterschiede gelegt. Darüber hinaus habe ich mich für dieses Lehrbuch entschieden, weil es Geschlechtsunterschiede in weiteren Themenbereichen ausmacht, die eine soziopolitische Bedeutungsebene haben. Das sind Themen, wie

berufliche Segregation, Gewalt in Partner*innenschaften oder Sexualität bzw. sexuelle Orientierung.

Weiterhin stellt das Kapitel neben dem Kapitel zu Geschlechtsunterschieden von Maltby et al. (2011) mit einem Umfang von 38 Seiten inklusive 23 Unterkapitel das umfangreichste dar, was eine hinreichende Fülle an Analysematerial bereithält. Der große Umfang deutet darauf hin, dass das Thema Geschlecht am ausführlichsten behandelt wurde und somit die facettenreichste Darstellung der Geschlechtskonstruktion beinhaltet. Die arbeitsökonomische Konsequenz ist jedoch die begründete Fokussierung auf einzelne, besonders diskurstypische Abschnitte des Kapitels, die in der Feinanalyse genauer untersucht werden.

Zusätzlich verzeichnet das Lehrbuch die österreichweit größte Rezipient*innenschaft, da es an allen größeren Universitäten (Universität Wien, Karl-Franzens-Universität Graz, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Paris-Lodron-Universität Salzburg, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) verwendet wird. In meiner Recherche benutzten drei Viertel der von mir untersuchten Universitäten dieses Lehrbuch in ihren Lehrveranstaltungen zur Differentiellen Psychologie. Somit ist davon auszugehen, dass nicht nur die meisten Psychologiestudierenden mit dem Lehrbuch von Neyer und Asendorpf (2018) in Kontakt kommen, sondern dass sie mit diesem Werk überhaupt erst an die Geschlechtskonstruktionen der Differentiellen Psychologie herangeführt werden. Die Prominenz des Werks kann als Zeichen der Diskursverknappung verstanden werden, die zur Dominanz hegemonialen Wissens beiträgt. Das Lehrbuch erscheint dementsprechend repräsentativ, da der Diskurs nicht nur von der geringen Anzahl an Lehrbüchern, sondern, in dieser kleinen Auswahl, auch von der Prävalenz bestimmter Exemplare gezeichnet ist (Parr, 2020).

Kontextanalyse

Um die Wirkweisen und den Verlauf des Diskurses zu analysieren, ist es notwendig, die kontextualen Produktionsbedingungen der Diskurselemente zu untersuchen. Dieser Analyseschritt geschieht vor dem textnahen Arbeiten am Diskurselement. Dabei soll geklärt werden, unter welchen soziopolitischen Voraussetzungen die zu analysierenden Texte geschrieben wurden, wie diese institutionell verankert sind, welche soziopolitische Ereignisgeschichte sie umgibt, welchem medialen Genre sie untergeordnet werden, was die Herstellungsmodalitäten dieses Genres auszeichnet, in welchen Diskurssträngen die Autor*innen und Rezipient*innen verstrickt sind und vor welchen Machtkonstellationen sich der Diskurs vollzieht (Keller, 2011). Keller schlägt dafür eine Kontextanalyse dreigliedriger Ausführung vor. Der diskursspezifische Rahmen unterteilt sich in „historisch-

sozialer, zeitdiagnostischer Kontext“, „institutionell-organisatorischer Kontext“ und „situativer Kontext“ (Keller, 2011, S. 100). Der historisch-soziale, zeitdiagnostische Kontext beschreibt den „zeitgeschichtlichen und gesellschaftlichen Kontext“ (Keller, 2011, S. 100) in Form von Gesellschaftssystemen und politisch formierenden Ereignissen, die für die Produktion der zu untersuchenden Texte bzw. Daten relevant sind (Keller, 2011). Beim institutionell-organisatorischen Kontext richtet sich der Blick auf die strukturelle Einbettung und die Produktionsregeln des Texts. Welche organisatorisch-formalen Normen sind typisch für die jeweiligen Institutionen und was sind die Modalitäten ihrer Publikationen? Dabei ist von Interesse, in welcher Iteration das Werk erschienen ist, wer die Adressat*innen sind und welche sprachlichen Muster typisch für den institutionellen Hintergrund sind (Keller, 2011). Der situative Kontext umfasst die Charakteristiken der Autor*innen. Im Fokus steht ihre Diskursposition, die in Abhängigkeit institutioneller, sozialer, und politischer Verstrickungen den „Zusammenhang von Produktions- und Rezeptionskontext“ (Keller, 2011, S. 100) bestimmen.

Historisch-sozialer, zeitdiagnostischer Kontext

Für die Klärung des historisch-sozialen Kontexts ist zunächst ein Verweis auf den Entstehungsrahmen der behandelten Lehrbücher notwendig. Diese sind für die erste Auflage im Zeitraum von 1981-2010 produziert worden, halten sich aber in aktualisierten Auflagen 2011-2020¹⁶ bis heute. Dass daraus eine diachrone Betrachtung sozialhistorischer Kontexte über die letzten 50 Jahre bei gleichzeitiger Adressierung auflagenbedingter Anpassungen resultiert, kann an dieser Stelle nur angeführt, forschungsökonomisch jedoch nicht einbezogen werden. Daher folgt lediglich ein kurzer Rückblick auf wissenssoziologische Einflussgrößen, insbesondere des 20. Jahrhunderts.

Wie schon im Kapitel zu den Historischen Diskursen um Geschlecht erwähnt, trägt sich die Vorstellung einer zweigeschlechtlichen Kategorisierung auf Grundlage biologischer Determinanten durch die psychologische Wissenschaft und somit auch durch die Differentielle Psychologie seit ihren Anfängen im 18. Jahrhundert (Wooley, 1910). Dies fällt zusammen mit der Emergenz kapitalistischer Gesellschaftsstrukturen, deren patriarchale Reproduktionselemente sich in geschlechtlicher Arbeitsteilung und der Hegemonie bürgerlicher Familienmodelle manifestierten (Fraisie, 1996). Laut Bublitz (2021a) kann das binäre Geschlechtsmodell erst vor diesem Hintergrund als grundlegender

¹⁶ Das Lehrbuch „Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung“ liegt in der 8. und somit vorletzten Auflage (2016) vor, welche auch zum Zeitpunkt meiner Analysen an österreichischen Hochschulen gelehrt wird. Zu vermerken ist, dass eine aktuelle 9. Auflage (2023) im Zuge eines Autor*innenwechsels einige Kapitel zu Geschlecht geändert hat.

Deutungszusammenhang verstanden werden, der sich sowohl in wissenschaftlichen Diskursen als auch in den sozialen Realitäten der Menschen etablierte. In der Psychologie nahm die Erforschung der Geschlechter verschiedene Formen an. Signifikante Einschnitte sind etwa die Einführung eines Maskulinität-Femininität-Konzepts (Terman & Miles, 1937), das darauf aufbauende mit dem Fokus auf Geschlechtsungleichheit besonders von feministischen Strömungen (Maccoby & Jackling, 1974) vorangetriebene Androgynie-Konzept (Bierhoff-Alfermann, 1977), bevor mittels inferenzstatistischer Verfahren die Geschlechtsunterschiede zum dominanten Mittelpunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung avancierten (Deaux, 1985). In den Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie findet keine kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Bedingtheiten ihrer eigenen Wissenschaftsmodalitäten statt. Soziokulturelle Umstände, wie geschlechtliche Arbeitsteilung, werden nicht als Ursache, sondern als Folge der Geschlechtsunterschiede verstanden.

Während andere Fachbereiche der Psychologie, etwa die Sozialpsychologie, sich für soziologische oder queere Theorien öffneten (Knapp, 2020), scheinen diese für die Differentielle Psychologie irrelevant. Aber auch Kritik an der Vorstellung einer Zweigeschlechtlichkeit aus direkten Nachbardiskursen findet keine Berücksichtigung. So bleiben etwa Ergebnisse oder Ansätze der Neuropsychologie, Neuroendokrinologie oder der Entwicklungspsychologie, die das Modell der Zweigeschlechtlichkeit anfechten, unerwähnt (Hyde et al., 2019).

Wie der differentialpsychologische Diskurs um Geschlechtsunterschiede mit anderen Anschlussdiskursen verschränkt ist, zeigt die Testpsychologie, deren sozialdemografische Erhebungsinstrumente stark auf Zweigeschlechtlichkeit gepolt sind, oder auch der klinisch-diagnostische Diskurs. Die differenzialdiagnostische Alltagspraxis ist auf die Binarität von Geschlecht abgestimmt und auf die Abklärung von Abweichungen dieser Binarität angewiesen (Schütt, 2022). Darüber hinaus stellt das Diagnostikmanual ICD-10 (WHO, 2019) unter Kapitel F64. noch immer Pathologisierungen für sog. „Störungen der Geschlechtsidentität“ (WHO, 2019) zur Verfügung. Damit sind Identitäten gemeint, die von der normativen Zweigeschlechtlichkeit abweichen, etwa „Transsexualismus“ (WHO, 2019), „Transvestismus“ (WHO, 2019) oder „[s]onstige Störungen der Geschlechtsidentität“¹⁷ (WHO, 2019). Für die Anschlussfähigkeit zum Interdiskurs kann etwa die Popularität von sich auf wissenschaftliche Ergebnisse berufende Literatur, wie der Bestseller „Warum

¹⁷ Für eine ausführliche Analyse des Diskurses um „Störungen der Geschlechtsidentität“ in Lehrbüchern der Klinischen Psychologie siehe Rott (2014).

Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ (Pease & Pease, 2008), verstanden werden. Ein anderes Beispiel ist die über den Gender-Pay-Gap entbrochene mediale Diskussion der geschlechtlichen Arbeitsmarktsegregation. In dieser nehmen Gegner*innen der Maßnahmen, die die Gehaltslücke schließen sollten, auf in der Natur begründete Unterschiede zwischen ‚Männern‘ und Frauen Rekurs (Lakotta et al., 2008).

Institutionell-organisatorischer Kontext

Die Lehrbücher der Differentiellen Psychologie sind mit Ausnahme von Stemmler et al. (2016) in der neuesten Auflage verwendet worden. Das adressierte Publikum sind dabei vorrangig Studierende der Psychologie, doch werden laut Selbstbeschreibung auch fachverwandte Disziplinen angesprochen, wie „Pädagogik, Soziologie und Betriebs- bzw. Wirtschaftswissenschaft“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. V). Der diskursive Wirkungsbereich ragt demnach über das Fach der Differentiellen Psychologie hinaus. Die Lehrbücher sind nicht nur Leseempfehlungen, die die Lehrveranstaltungen zur Differentiellen Psychologie begleiten und den Wissenshorizont der Studierenden fachspezifisch ergänzen, sondern bilden mitunter die Basis, auf derer die Lehrveranstaltungen ihre Einheiten und Inhalte aufbauen. Dazu kommt der implizierte Prüfungscharakter, der die Studierenden dazu auffordert, das Wissen geballt abrufen zu können, während der begleitende Zeit- und Leistungsdruck kritische Reflexion des gelernten Wissens erschwert (Tegeler, 2010). Die Studierenden als Rezipient*innen stehen in einem untergeordneten Verhältnis zu den Wissensproduzent*innen und Lehrenden, da sie auf positive Prüfungsergebnisse angewiesen sind. Zwischen Studierenden und Lehrenden besteht oftmals keine Interaktionen auf Augenhöhe, sondern sie ist von Hierarchisierung durchzogen (Reinmann & Rhein, 2022).

In einem Interview für „Zeit Online“ gibt der Geschäftsführer der UTB-Verlagskooperation, Bertram Salzmann, wichtige Einblicke in die Produktionsbedingungen der Hochschullehrbücher (Deuber, 2014). Auffällig sind marktlogische Mechanismen, die bestimmen, wie und welche Lehrbücher hergestellt werden. Meist kommen die Konzepte von lehrenden Professor*innen, die sich mit einem Thema beschäftigen. Ob ein Verlag das Konzept eines Lehrbuchs akzeptiert und folglich produziert, hängt u. a. davon ab, ob das Thema eine Marktlücke bedient. Gemessen am Bekanntheitsgrad und der Qualität der Autor*innenwerke, ist der anteilige Gewinn an den Lehrbüchern für die Autor*innen lukrativ, während die Verlage mit der ersten Auflage kaum bis keinen Gewinn erzielen. Daher setzen sie auf Autor*innen mit Potenzial auf eine langjährige Zusammenarbeit, die sich über mehrere Auflagen zieht und somit auch für die Verlage Gewinn einbringt.

Eine zentrale Argumentationslogik des analysierten Materials lässt sich mit den Ergebnissen von Smyth (2001) gut beschreiben. Laut Smyth zeichnet sich der Stil psychologischer Lehrbücher durch das Fehlen von „autonomous scientific fact statements“ (Smyth, 2001, S. 610) aus. Solche autonomen Tatsachenbehauptungen sind verallgemeinernde Faktenaussagen, die auf Literaturangaben, konkrete Akteur*innen oder andere sprachliche Mittel, die einschränkende Differenzierungen suggerieren, verzichten, um somit den getätigten Behauptungen eine Objektivität zu verleihen. Stattdessen werden allgemeingültige Behauptungen aufgestellt, die jedoch von exemplarischer Forschung belegt werden. Die Generalisierbarkeit und Gültigkeit der Aussagen basiert auf der Logik, dass sich diese Aussagen in besonders typischen Studienergebnissen ausdrücken (Smyth, 2001). Smyth merkt außerdem an, dass die angeführten Studien oftmals ohne bestimmte statistische Größen präsentiert werden, die auf die Datensätze zurückgehen. Vielmehr soll die bloße Angabe von beispielhaften Forschungsergebnissen eine hinreichende Beweisführung für die Faktenaussagen sein (Smyth, 2001).

Typisch für den Stil der Lehrbücher ist eine distanzierte, auf Fakten berufende Schreibweise, die sich somit von populärwissenschaftliches oder journalistischen Stilen abgrenzt. Hochtrabende oder mit Gefühlen versetzte Äußerungen werden vermieden und der Satzbau ist durch kurze, prägnante Formulierungen markiert. Abgesehen von dem Fehlen autonomer Tatsachenbehauptungen werden Urheber*innen von Wissen teilweise unkenntlich gemacht. Die Autor*innen verzichten auf Bemerkungen und Satzstrukturen, die sie selbst als unmittelbar in die Wissensgenerierung verstrickt darstellen.

Situativer Kontext

Das in der Feinanalyse untersuchte Lehrbuch „Psychologie der Persönlichkeit“ erschien erstmals 1996 im Springer Verlag (Asendorpf, 1996) und war zunächst ausschließlich von Jens Asendorpf verfasst. Ab der 5. Auflage (2012) wurde das Buch in Zusammenarbeit mit dem Co-Autor Franz J. Neyer herausgegeben. Für die aktuelle Auflage (6., 2018) entschieden sich die beiden Autoren die Reihenfolge der Namen zu ändern, Franz J. Neyer zuerst und Jens Asendorpf anschließend, was repräsentativ dafürsteht, dass „nicht nur die Kontinuität des Lehrbuchs, sondern auch seine Aktualität und Innovation“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. VI) gewährleistet wird. Da anzunehmen ist, dass beide Autoren das behandelte Kapitel über psychologische Geschlechtsunterschiede co-produzierten, habe ich mich entschieden, beide Autoren in meine Analyse des situativen Kontexts aufzunehmen. Beide Autoren sind bzw. waren Professoren für Differentielle und Persönlichkeitspsychologie. Mit Geschlecht im Mittelpunkt meiner Analyse soll an dieser

Stelle auf das Geschlecht der Autoren hingewiesen werden. Aus der sprachlichen Verwendung maskuliner Berufsbezeichnungen und Artikel ist anzunehmen, dass beide sich dem männlichen Geschlecht zugehörig fühlen.

Jens Asendorpf studierte Psychologie an der Philipps-Universität Marburg und Justus-Liebig-Universität Gießen (1974-1978). Nach seiner Promotion im Jahr 1981 im Fach Psychologie an der Universität Gießen und der Yale University arbeitete er ab 1982 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für psychologische Forschung (1982-1994). Daraufhin erhielt er 1994 seine erste Professur für Persönlichkeitspsychologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, an der er von 2008 bis 2010 das Institut für Psychologie geschäftsführend leitete. Asendorpf emeritierte im Oktober 2014. Weiterhin ist er Mitglied der Fachgruppe Differentielle Psychologie, Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik (DPPD) der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs) sowie der European Association of Personality Psychology (EAPP). Von letzterer war er zwei Jahre lang Präsident (2010-2012). Von 2005 bis 2008 war er Herausgeber des wissenschaftlichen Magazins „European Journal of Personality Psychology“.

Franz J. Neyer studierte von 1983-1989 Psychologie an der LMU in München, wo er 2002 auch promovierte. Im Zuge seiner wissenschaftlichen Laufbahn arbeitete er u. a. als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Jugendinstitut in München (1989-1994) und am Max-Planck-Institut für psychologische Forschung (1994-1997). Darauf folgte eine Assistenz an der Humboldt-Universität Berlin (1997-2002) bei Jens Asendorpf, wo er anschließend habilitierte (2002). 2006 arbeitete er ein Jahr in seiner ersten Professur für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Vechta, woraufhin er ab 2007 Professor für Differentielle und Persönlichkeitspsychologie wurde, zunächst für die Universität Potsdam (2007-2009) und ab 2009 für die Friedrich-Schiller-Universität Jena. Zusätzlich ist er auch seit 2014 Direktor des Instituts für Psychologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Neyer ist ebenso wie Asendorpf Mitglied in der DPPD sowie in der EAPP.

Textoberfläche

Für die Aufbereitung der analysierten Abschnitte orientiere ich mich an Jäger (2015). Demnach wurden die Texte zeilenweise nummeriert. Die Überschriften der Kapitel wurden mit übernommen insofern sie vorhanden waren. Falls graphisch markierte Abschnitte im Text vorkamen, wurden diese kurz zusammengefasst und mit einer Überschrift gekennzeichnet. Wenn ich aus den analysierten Abschnitten direkt zitiere, verwende ich zur Kennzeichnung kursive Schrift. Alle Abschnitte des feinanalysierten Materials finden sich im Anhang.

Sprachliche Feinanalyse

Die sprachliche Feinanalyse bezieht sich auf das Lehrbuch „Psychologie der Persönlichkeit“ von Neyer und Asendorpf (2018) und insbesondere auf das Kapitel 7 „Geschlechtsunterschiede“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 349-385). Das Kapitel erstreckt sich über 35 Seiten und strukturiert sich über diverse Unterkapitel, die auch den Ablauf der Feinanalyse beeinflussen. Da sich diese Themen punktuell über das Kapitel „Geschlechtsunterschiede“ ziehen und es mir aus forschungsökonomischen Gründen nicht möglich war, das gesamte Kapitel zu analysieren, baut die Feinanalyse nicht auf einer einzigen zusammenhängenden Passage auf. Vielmehr ist sie eine punktuell zusammengetragene Kumulation signifikanter Abschnitte, die somit eine Analyse von thematischer Breite ermöglicht. Die Auswahl der analysierten Kapitel erfolgte aufgrund von zwei Faktoren, die mir wichtig erschienen. Erstens ist es die Repräsentativität der Diskursfragmente für den Gesamtdiskurs, weshalb ich diejenigen Fragmente ausgewählt habe, die ich mit Hinblick auf die Strukturanalyse als besonders typisch erachtete bzw. die in den anderen Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie ebenfalls präsent waren. Damit soll auch betont werden, dass ich mich nicht schon im Vorhinein auf bestimmte Abschnitte fokussiert habe, welche womöglich durch meine persönlichen Interessen beeinflusst werden. Mit Rücksicht auf Themenhäufungen ließ ich mich gleichzeitig durch den Text leiten, um Inhalte zu gewichten, die ich als epistemologisch relevant einschätzte. So entschied ich mich für Abschnitte, die entweder eine konkrete Auseinandersetzung mit Geschlecht implizieren, also der Frage nachgehen, was Geschlecht überhaupt sei, oder für Textabschnitte, die gesellschaftspolitische Themen rund um den Begriff ‚Geschlecht‘ behandeln und somit darlegen, wie diese Themen aus Sicht der Differentiellen Psychologie betrachtet werden (sollten). Das sind vor allem Geschlechtsstereotyp, sexuelle Orientierung, geschlechtliche Arbeitsteilung und geschlechtsspezifischer Gewalt. Die untersuchten Kapitel des Lehrbuchs von Neyer und Asendorpf umfassen die Einleitung von Kapitel 7 „Geschlechtsunterschiede“ (2018, S. 350), Kapitel 7.1 „Geschlecht und Geschlechtsstereotyp“ (2018, S. 350), Kapitel 7.2.6 „Entwicklung der sexuellen Orientierung“ (2018, S. 357-359), Kapitel 7.3 „Die Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede“ (2018, S. 359) mit den Unterkapiteln 7.3.1 „Geschlechtsunterschiede in kognitiven Fähigkeiten“ (2018, S. 360-365) und 7.3.2 „Soziale Geschlechtsunterschiede“ (2018, S. 365-369).

Feinanalyse Kapitel 7.1 Geschlecht und Geschlechtsstereotyp

An die Einleitung schließt sogleich das erste Unterkapitel an, in dem es vor allem darum geht, was Geschlecht eigentlich ist. Für die Analyse ist dies besonders interessant,

weil hier die theoretischen Hintergründe beschrieben werden, die zentral für das Geschlechtsverständnis der Autor*innen und im weiteren Sinne der Differentiellen Psychologie sind. Die Fokusse des Textteils liegen auf biologischen und kulturellen Einflüssen:

25 Das Geschlecht ist ein biologisches Faktum. Ob jemand ein
 26 Junge oder ein Mädchen, ein Mann oder eine Frau ist, lässt
 27 sich meist sehr genau aus den äußeren Geschlechtsorga-
 28 nen schließen (Scheide oder Penis), deren Beschaffenheit
 29 fast perfekt mit dem chromosomalen Geschlecht (XX oder
 30 XY) korreliert.

Das Kapitel startet mit der Feststellung, dass „*Geschlecht [...] ein biologisches Faktum*“ ist. Die Bestimmung des Geschlechts, „*[o]b jemand ein Junge oder ein Mädchen, ein Mann oder eine Frau ist*“, wird durch die Beurteilung der „*äußeren Geschlechtsorgane*“, „*Scheide und Penis*“ möglich. In der Prädikation des ersten Satzes wird der Gegenstand „*Geschlecht*“ mit der Kategorie „*biologisches Faktum*“ definiert. Eine solche theoretical rationalization (van Leeuwen, 2008) in Form einer Definition gibt „the way things are“ (van Leeuwen, 2008, S. 116) wieder. An dieser Stelle wird die Aussage dadurch legitimiert, dass „*Geschlecht*“ per Definition in die Kategorie der „*biologischen Fakt[en]*“ gehört und eine weitere Hinterfragung dessen nicht notwendig ist.

Abgeleitet vom lateinischen Wort ‚factum‘, das Gemachte, beschreibt die Verwendung im Deutschen einen tatsächlichen, nachweisbaren und unumstößlichen Sachverhalt. Interessanterweise widerspricht die Etymologie von „*Faktum*“ seiner Verwendung, schließlich impliziert das Gemachte, dass es (von Menschen) hergestellt wurde und somit keine objektive Tatsache darstellen kann. Die Kopplung von Biologie und Faktum hat dabei, wie schon bei „*psychologisch*“ und „*Geschlecht*“, einen Doppelcharakter. Zum einen suggeriert das Begriffspaar, dass Fakten im Rahmen biologischer Wissensgenerierung gewonnen werden können. Zum anderen erhält ein „*Faktum*“ dann besonders hohe Aussagekraft bzw. ihm wird Tatsächlichkeit zugesprochen, wenn es aus dem biologischen Fachbereich stammt. Das biologische Faktum grenzt sich somit von anderen Disziplinen ab.¹⁸

Sowohl das Verb „*ist*“ als auch das Auslassen sozialer Akteur*innen unterstreicht dabei die epistemische Modalität¹⁹ der Aussage. Die Fragen, wer biologische Wissenschaft

¹⁸ Für eine soziologische Perspektive auf Fakten siehe Behrendt & Henkel (2018).

¹⁹ bezeichnet die „Faktizitätsbewertung eines dargestellten Sachverhalts“ (Diewald, 1993, S. 218).

betreibt und wer innerhalb dessen „*Geschlecht*“ als „*biologisches Faktum*“ charakterisiert, können nicht beantwortet werden. Diese Deagentialisierung in Form einer Existentialisierung beschreibt eine Handlung, in diesem Fall die Zuweisung von Geschlecht in die Sphäre der biologischen Fakten, als würde sie ohne das Zutun konkreter Personen existieren. Interessant ist auch die Position der Aussage im Text. Als erster und einführender Satz des gesamten Kapitels wirkt sie wie eine Prämisse, von der alle weiterführenden Überlegungen abgeleitet werden können. Die einleitende Konjunktion „*[o]b*“ im Satzgefüge „*[o]b jemand ein Junge oder ein Mädchen, ein Mann oder eine Frau ist*“ klammert die Frage aus, ob ein Mensch überhaupt einem Geschlecht zugeordnet werden muss und macht sie obsolet, da lediglich zu klären ist, in welche der beiden Geschlechtskategorien eine Person eingeordnet wird. Die Benennung der Personen des Satzes erfolgt mittels Classification (van Leeuwen, 2008) anhand des Geschlechts bzw. engendering (Reisigl & Wodak, 2001) denn sie sind entweder „*Junge*“ oder „*Mädchen*“ bzw. „*Mann*“ oder „*Frau*“. Personen zu klassifizieren, ruft bei den Leser*innen nicht nur ein gesellschaftliches Bild von Männern und Frauen ab, es erschwert zugleich eine kritische Hinterfragung, ob diese Kategorisierung adäquat ist. Mittels betonter Faktizität durch das Verb „*ist*“ wird das Geschlecht einer Person essenzialisiert. Statt ein Geschlecht zu ‚haben‘, füllt es die Identität einer Person vollständig aus, deren Referenz folglich mit Hilfe jener Kategorie erfolgen kann. Zusätzlich stellt das ‚Mann- und Frausein‘ keine freie Entscheidung dar, sondern einen gegebenen Zustand in Abhängigkeit von der Bewertung Dritter. Diese Dritten bleiben jedoch gänzlich unerwähnt, deutlich gemacht durch das Modalverb „*lässt*“, das als Passiversatzform und somit der Verschleierung eines*einer konkreten Akteurs*Akteurin dient. Die inhaltliche Konsequenz unbenannter Bestimmer*innen resultiert in der Unangreifbarkeit der Geschlechtsbestimmung.

„*[A]us*“ etwas „*schließen*“ bezeichnet eine kognitive Reaktion (van Leeuwen, 2008) und legitimiert die Existenz von Geschlecht, denn wenn etwas durch den mentalen Prozess des „*[S]chließen[s]*“ bestimmt werden kann, dann muss es in dieser Form auch in der Wirklichkeit vorkommen. Eine innerhalb der biologischen Wissenschaft beschriebene Eigenschaft bietet also genug Beweismaterial, dass eine Ableitung geschlechtlicher Identität möglich ist. Diese „*sehr genau[en]*“ Aussagen können auch aufgrund der „*fast perfekt[en]*“ Korrelation getroffen werden. Das statistische Maß der Korrelation wird hier mit einem glorifizierenden Adjektiv, „*perfekt*“ verbunden. Zusammen mit der ebenfalls intensivierenden Adverb-Adjektiv-Verbindung „*meist sehr genau*“ wird die große Genauigkeit der Geschlechtsbestimmung unterstrichen. Es soll keinerlei Zweifel darüber

herrschen, dass die Erkennung und Zuteilung von Menschen entlang fast fehlerfreier Methoden ablaufen. Die Praxis, aus den Geschlechtsorganen „*sehr genau*“ das Geschlecht zu „*schließen*“, stellt eine Intensivierungsstrategie (Reisigl & Wodak, 2001) dar, denn obwohl es nur zwei mögliche Ausprägungen gibt, soll betont werden, dass mit großer Exaktheit auf diese beiden Ausprägungen geschlossen werden kann.

Das Wort „*meist*“ bezieht sich auf die starke Frequenz von Aussagen hoher Genauigkeit. Gleichzeitig impliziert es eine Anzahl an Fällen, in denen keine „*genauen*“ Auskünfte über das Geschlecht einer Person getätigt werden können. Korrelationen können „*fast perfekt*“ sein und werden somit positiv bewertet, da sich daraus mit größerer Sicherheit Ergebnisse ableiten lassen. Hier wird die Verbindung zum „*[S]chließen*“ hergestellt. Die Bewertung der Korrelation bildet einen weiteren Teil des mentalen Prozesses.

Die in Klammern gesetzte Spezifizierung der Geschlechtsorgane „*Scheide oder Penis*“ beinhaltet in ihrer Kategorisierung als äußere Geschlechtsorgane eine Ungenauigkeit. Mit „*Scheide*“ wird herkömmlich die Vagina beschrieben, bei der es sich jedoch um ein inneres Geschlechtsorgan handelt. Das wohl gemeinte äußere Geschlechtsorgan ist die Vulva. Darüber hinaus erläutern die Autor*innen eine weitere Verbindung von „*Scheide und Penis*“, da „*deren Beschaffenheit fast perfekt mit dem chromosomalen Geschlecht (XX oder XY) korreliert*“. Der Wahrheitsgehalt der Aussage, dass Geschlecht ein biologisches Faktum ist, wird zunächst mit der „*Beschaffenheit*“ der äußeren Geschlechtsorgane begründet und daraufhin mit der Korrelation von „*äußeren Geschlechtsorganen*“ und „*chromosomalen Geschlecht*“ unterstrichen. Dieser Zusammenhang fungiert als Legitimation der Geschlechtsbestimmung in folgendem Sinne: Wenn Geschlecht anhand der „*äußeren Geschlechtsorgane*“ eingeteilt werden kann und diese mit den Ausprägungen des „*chromosomalen Geschlechts*“ „*fast perfekt*“ korrelieren, dann muss die binäre Einteilung richtig sein.

Durch die Kopplung im Terminus „*chromosomales Geschlecht*“ wird impliziert, dass Geschlecht durch verschiedene Modalitäten, hier durch die Chromosomen, beschreib- und verstehbar ist. Die in Klammern gesetzten Buchstabenpaare „*XX*“ und „*XY*“ bezeichnen nicht nur die dichotomen Kategorien, in die das „*chromosomale Geschlecht*“ aufgeteilt werden kann, sondern stehen stellvertretend für das gesamte Konzept des „*chromosomale[n] Geschlecht[s]*“. Der Verzicht auf genaue Erklärungen, welches Buchstabenpaar welchem „*äußeren Geschlechtsorga[n]*“ zugeordnet werden kann, zeigt die Erwartung, dass die Leser*innen die Zuweisung schon kennen. Auffällig ist außerdem die sprachliche Betonung

eines begrifflichen Dualismus durch die vierfache Paarung „Junge“ – „Mädchen“, „Mann“ – „Frau“, „Scheide“ – „Penis“ und „XX“ – „XY“.

30 Das Geschlecht eines Menschen ist zumindest ab der
 31 Geburt aber auch kulturell geprägt. Um das zu unterstrei-
 32 chen, wird im Englischen oft ein Unterschied zwischen „sex“
 33 (biologisches Geschlecht) und „gender“ (Geschlechtsrolle,
 34 kulturell geprägtes Geschlecht) gemacht.

Der Text ergänzt im weiteren Verlauf den biologischen Aspekt des „Geschlecht[s] eines Menschen“ um den Einfluss der Kultur, da das Geschlecht „zumindest ab der Geburt auch kulturell geprägt“ ist. Die „kulturelle Prägung“ komplementiert das Geschlechtsverständnis der Autor*innen. Demzufolge gibt es die, im vorherigen Abschnitt benannte, klar feststellbare biologische Komponente, die jeden Menschen prädisponiert und darüber hinaus den Einfluss von Kultur, was an dieser Stelle aber nicht näher beschrieben wird. Das Natur-Kultur-Verständnis der Autor*innen ist auch sprachlich repräsentiert. So bildet das biologische Geschlecht die reale Grundlage, denn es wird durch die Verwendung des Wortes „ist“²⁰ existenzialisiert, während das Geschlecht durch die Kultur ‚nur‘ „geprägt“ wird.

Im Gegensatz zum vorherigen Absatz und seiner Beschreibung, ein Geschlecht²¹ zu ‚sein‘, indiziert der Genitiv des unbestimmten Artikels „eines“, dass „Menschen“ ein „Geschlecht“ ‚haben‘. Durch die Passivform „ist [...] geprägt“ wird den Personen, um deren Geschlecht es geht, eine passive Rolle zugeteilt, während der Kultur die aktive, prägende Funktion zugesprochen wird. Konkret handelnde Personen werden jedoch unter dem vagen und umfassenden Begriff der Kultur subsumiert. Die Vermeidung sozialer Akteur*innen bleibt stilistische Kontinuität. Mit „der Geburt“ eines Menschen kommt es schon zu ersten Prägungsprozessen, wobei die Geburt stark symbolische Aufladungen von Natur und Fortpflanzung trägt, die somit in ein Näheverhältnis mit Geschlecht und Kultur gebracht werden.

Anschließend verweisen die Autor*innen auf die „[e]nglisch[e]“ Sprache, da hier im Gegensatz zum Deutschen „oft ein Unterschied zwischen ‚sex‘ (biologisches Geschlecht) und ‚gender‘ (Geschlechtsrolle, kulturell geprägtes Geschlecht) gemacht“ wird. Besonders interessant ist die Übersetzung von „gender“ mit „Geschlechtsrolle“ bzw. „kulturell geprägtes Geschlecht“. Das Konzept der „Geschlechtsrolle“ leitet sich von der Rollentheorie

²⁰ „Das Geschlecht ist ein biologisches Faktum“

²¹ in Form von „Mann“ und „Frau“

(Dahrendorf, 1964) ab und erlangte besonders in den 1970er/80er Jahre Popularität. Es bezeichnet einen in der Sozialisation vorangetriebenen und gesellschaftlich vorgegebenen Aufgaben- und Erwartungskomplex, dem Subjekte ausgesetzt sind und nach dem sie ihr geschlechtliches Handeln und Denken strukturieren (Burkart, 2008). Die in der feministisch-soziologischen Literatur gängigere Übersetzung und Deutung der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht (z.B. Wetterer, 2003) findet keine Berücksichtigung. Dass die Begriffe „sex“ und „gender“ „im Englischen“ unterschieden werden, um den kulturellen Einfluss zu berücksichtigen, dient laut den Autor*innen der Veranschaulichung jener Kultur²². Diese Darstellung ignoriert politisch-gesellschaftliche Einflüsse und Zäsuren sprachhistorischer Prozesse. Die verschiedenartige Verwendung der Signifikanten²³ erscheint als Charakteristikum der englischen Sprache. Dass die semantische Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ maßgeblich in feministischen Schriften (etwa bei Beauvoir, 2011) vorangetrieben wurde und so ihren Weg in den breiten Sprachgebrauch fand (Edwards, 1989), bleibt unerwähnt. Interessant ist außerdem die fehlende Positionierung der Autor*innen hinsichtlich dieser Unterscheidung. Indem sie erwähnen, dass jene Unterscheidung im „Englischen“ zwar gemacht wird, sie jedoch über die Adäquanz von „sex“ und „gender“ oder einem notwendigen Äquivalent im Deutschen keine Aussage treffen, distanzieren sie sich von dieser Differenzierung (Reisigl & Wodak, 2001).

35 Rubin, Proven-
 36 zano und Luria (1974) interviewten Eltern am Tag nach der
 37 Geburt ihres Kindes. Väter und Mütter schätzten ihr Kind
 38 wesentlich kleiner ein, wenn es ein Mädchen war, obwohl
 39 sich die Mädchen und Jungen weder in ihrer Größe noch
 40 in ihrem Gewicht unterschieden. Eltern verfügen über ein
 41 ausgeprägtes Geschlechtsstereotyp, ein kulturell geprägtes
 42 Meinungssystem über Eigenarten der beiden Geschlechter,
 43 das von früh an ihre Erwartungen prägt und dadurch ihre
 44 Wahrnehmung beeinflusst. Dieses Geschlechtsstereotyp ist
 45 primär ein Merkmal der Kultur, kann sekundär aber auch
 46 individuelle Züge aufweisen.

Der folgende Textteil bezieht sich auf die *kulturelle Prägung* und ihre nähere Charakterisierung. Dies geschieht prototypisch anhand der Ergebnisse von „Rubin, Proven

²² artikuliert durch „[u]m das zu unterstreichen“

²³ meint die Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens; das Bezeichnende

und Luria (1974)“, die „*Eltern am Tag nach der Geburt ihres Kindes*“ die „*Größe*“ ihrer Kinder einschätzen ließen. Dabei „*schätzten*“ (Z...) die Eltern „*ihr Kind wesentlicher kleiner ein, wenn es ein Mädchen war*“. Hiermit wird ersichtlich, worauf die Autor*innen abzielen, nämlich auf die Einführung des „*Geschlechtsstereotyps*“, über das die „*Eltern verfügen*“. Sie verstehen es als „*ein kulturell geprägtes Meinungssystem über Eigenarten der beiden Geschlechter, das von früh an ihre Erwartungen prägt und dadurch ihre Wahrnehmung beeinflusst*“. Die Verbindung zum vorausgegangenen Abschnitt wird deutlich, denn das Geschlechtsstereotyp ist „*primär ein Merkmal der Kultur, kann sekundär aber auch individuelle Züge aufweisen*“. Die hier angewandte Argumentationsweise hat eine treppenförmige Erklärungslogik: Die Kultur prägt die Meinungen über Geschlechter, welche die die Erwartungen beeinflussen, die wiederum die Wahrnehmung verändert. Und diese veränderte Wahrnehmung wird damit legitimiert, dass „*Väter und Mütter*“ ihre Töchter „*wesentlich kleiner ein[schätzen]*“. Die Körpergröße von Menschen bzw. Neugeborenen ist ein gut bekanntes und somit leicht zugängliches Merkmal, dass wohl bei allen Leser*innen auf Vorwissen stößt. Die Erklärung des Geschlechtsstereotyps als kulturell geprägtes Meinungssystems zeigt sich stellvertretend anhand eines Beispiels, das auf elementaren Wissensbeständen basiert.

Die herangezogenen Akteur*innen, die „*Eltern*“, sind eine symbolisch und gesellschaftlich aufgeladene Personengruppe. Da viele Personen über elterliche Beziehungen verfügen und das Elternsein einen großen gesellschaftlichen Stellenwert hat, ist auch diese Bezugnahme leicht zugänglich. Die Autor*innen machen gleichzeitig deutlich, dass Eltern für sie aus „*Väter[n] und Mütter[n]*“ bestehen. Die Angabe von Akteur*innen als Väter und Mütter befindet sich laut van Leeuwen (2008) an der Schnittstelle zwischen *relationaler Identifizierung* und *Funktionalisierung*. Das ruft ein breites Set an Assoziationen bei den Leser*innen ab, die sich auf das Elternsein beziehen. Dadurch werden für die Leser*innen die Akteur*innen nicht nur im Zuge ihrer Familienbeziehungen dargestellt, sondern auch assoziierte Handlungssymboliken wie Erziehung und Zeugung aktiviert. Diese repräsentieren eine im heteronormativen Sinne vergeschlechtlichte Natursymbolik, nämlich die der Reproduktion. Insbesondere durch die Kombination einer geschlechtsbinären Referenz („*Mütter*“ und „*Väter*“) mit der Erläuterung des kulturell gerahmten Geschlechtsstereotyps koppeln die Autor*innen bekannte Symbole von Fortpflanzung und Erziehung an ihre Aussagen.

Menschen „*verfügen*“ über ein Geschlechtsstereotyp, was an dieser Stelle bedeutet, dass die Eltern mit dem Stereotyp ausgestattet sind. Das versetzt die für Menschen

repräsentativen „*Eltern*“ in eine eingeschränkte Handlungsposition, da sie dem Stereotyp passiv ausgesetzt sind. „*[I]hre Erwartungen*“ werden „*von früh an geprägt*“ und ihre „*Wahrnehmung beeinflusst*“. Die Passivität der betroffenen Personen wird im nächsten Satz betont, indem das Geschlechtsstereotyp die Eltern als grammatikalisches Subjekt ablöst. Der Geschlechtsstereotyp wird als eigenwillig handelnde Entität dargestellt, die personenunabhängig auf die Wahrnehmung und Erwartungen von Menschen einwirkt. Der vage Verweis auf die nachgeschalteten „*individuellen Züge*“ des Stereotyps geschieht ohne weitere Erklärung und wird dem Interpretationsvermögen der Leser*innen überlassen. Zwar werden die beiden Schauplätze des Geschlechtsstereotyps hierarchisiert, ausgedrückt mit „*primär*“ und „*sekundär*“, doch inwiefern zwischen Kultur und Individuum unterschieden werden kann oder wie genau die „*individuellen Züge*“ aussehen, bleibt unklar. Interessant ist auch die Benutzung des Modalverbs „*kann*“, durch das Fälle aufgezeigt werden, in denen der Geschlechtsstereotyp lediglich kulturell markiert und von Individuen losgelöst ist.

Innerhalb der Argumentation dieses Abschnitts, das Geschlechtsstereotyp anhand einer Studie zu exemplifizieren, findet sich eine Strategie, die von Wodak und Reisigl als *hasty generalisation* (Reisigl & Wodak, S. 2001) beschrieben werden kann. Diese meint die Übertragung von Ergebnissen nicht repräsentativer Stichproben auf eine in der Bevölkerung vorkommende Gesamtheit. Die Verallgemeinerung wirkt hier im doppelten Sinne. Zum einen wird das Vorhandensein eines Geschlechtsstereotyps bei „*Eltern*“ bzw. „*Väter[n]*“ und „*Mütter[n]*“ auf eine ganze „*Kultur*“ generalisiert. Somit trifft der Umstand auch auf Menschen zu, die keine Eltern sind. Zum anderen kann von der Einschätzung der Körpergröße neugeborener Kinder auf das gesamte „*kulturell geprägt[e] Meinungssystem über Eigenarten der beiden Geschlechter*“ geschlossen werden.

54 Wie im Folgenden deutlich werden wird, sind die im
 55 Geschlechtsstereotyp enthaltenen Meinungen über
 56 Geschlechtsunterschiede selten völlig falsch. Meist enthalten
 57 sie einen wahren Kern an tatsächlichen Geschlechtsunter-
 58 schieden, die aber unzulässig verallgemeinert oder übertrie-
 59 ben wahrgenommen werden. Dass Eltern die Größe ihres
 60 neugeborenen Mädchens unterschätzen, ist z. B. eine unzu-
 61 lässige Verallgemeinerung der Tatsache, dass erwachsene
 62 Frauen im Durchschnitt kleiner sind als erwachsene Männer.

Hierauf wird die Brücke zwischen Geschlechtsstereotypen und den „*tatsächlichen Geschlechtsunterschieden*“ geschlagen. Denn „*Geschlechtsstereotype*“ umfassen

„*Meinungen über Geschlechtsunterschiede*“, welche „*selten völlig falsch*“ sind. Diese Litotes²⁴ hat den Zweck die Anfechtbarkeit und Verantwortung für eine Aussage zu reduzieren. Zwar sind die „*Meinungen über Geschlechtsunterschiede*“ oftmals richtig, die Autor*innen halten sich aber eine potenzielle Revision offen. Weiterhin sind die scheinbar richtigen Wissensinhalte des Geschlechtsstereotyps „*meist*“ in dem „*wahren Kern*“ bzw. in den „*tatsächlichen Geschlechtsunterschieden*“ begründet. Mit dem Adverb „*meist*“ vermeiden die Autor*innen das Risiko, für ihre Aussagen zur Rechenschaft gezogen zu werden, da es unkonkrete Stereotype geben kann, die keinen „*wahren Kern*“ „*enthalten*“.

Die Metapher des „*wahren Kern[s]*“ verbildlicht den sich im Inneren oder in der Essenz eines Objekts befindende Wahrheitsgehalt. Mittels (differential-) psychologischer Wissenschaft ist es möglich, die Geschlechtsstereotype von ihrer unwahren Ummantelung zu befreien. Der metonymische²⁵ Ausdruck „*Kern*“ stellt dabei die Kontiguität²⁶ zwischen jenem Inneren und dem natursymbolischen *Kern*, etwa dem einer Frucht, einer Zelle oder eines Atoms, her. Die Messung psychologischer Geschlechtsunterschiede zielt eben auf die Erkennung des Wahrhaften ab. Mit den Termini „*tatsächlichen*“ und „*Tatsache*“ erzeugen die Autor*innen den Topos der Realität (Reisigl & Wodak, 2001), der die Legitimierung von Handlungen aufgrund des unhintergehbaren Zustands der Wirklichkeit bezeichnet. Weil es Realität ist, dass sich Männer und Frauen voneinander unterscheiden, sollen diese Unterschiede nicht nur korrekt generalisiert werden, sondern mithilfe wissenschaftlicher Methoden auf ihren „*wahren Kern*“ hin überprüft werden. Eine Anzweiflung der Geschlechtsunterschiede und ihrer Erkennungswerkzeuge gerät in den Hintergrund.

Die Autor*innen enthüllen ihren Plan und gleichzeitig den Selbstanspruch der (Differenziellen) Psychologie: die objektive Wahrheitsfindung, die sich in Bezug auf Geschlechtsunterschiede jenseits eines verschleiernenden Meinungssystems vollzieht. Denn der Wahrheitsgehalt tatsächlicher Geschlechtsunterschiede wird „*unzulässig verallgemeinert oder übertrieben wahrgenommen*“. Die adverbiale Form des Adjektivs „*unzulässig*“ beschreibt einen Bewertungsvorgang für den Umgang mit Stereotypen, jedoch ohne der dahinterliegenden bewertenden Instanz einen Namen zu geben. Es stellt sich die Frage, wie eine zulässige Verallgemeinerung aussieht, wobei jedoch nicht hinterfragt wird, ob solche Verallgemeinerungen überhaupt zulässig sein können. Wer über die Regularität der Stereotyp-Handhabung befindet, ist durch die Deagentialisierung handelnder Personen

²⁴ rhetorisches Mittel der doppelten Verneinung

²⁵ meint hier die übertragene Bedeutung des Wortes „*Kern*“

²⁶ Beziehung zwischen der wörtlichen Bedeutung eines Wortes und dem übertragenen Sinn

zunächst nicht erkenntlich. Die Anerkennung des „*wahren Kerns an tatsächlichen Geschlechtsunterschieden*“ legitimiert im Umkehrschluss das Bestehen und die Anwendung von Geschlechtsstereotypen. Solange die Ansichten nicht übermäßig generalisiert oder ausschweifend wahrgenommen werden, ist deren Existenz und Reproduktion durchaus berechtigt, da sie auf Fakten basieren. Das lenkt das kritische Auge von den Entstehungsgeschichten und soziopolitischen Kontexten der Geschlechtsunterschiede auf den Umgang mit diesen.

Die passivierten Handlungen²⁷ und das Auslassen handelnder Personen verbergen zunächst die Identität derjenigen, die für die Verzerrung zuständig sind. Doch anschließend werden die Akteur*innen anhand von „*Eltern*“, die „*die Größe ihres neugeborenen Mädchens unterschätzen*“, exemplifiziert. Genauso wie die Unterschätzung der Körpergröße von Mädchen repräsentativ für angewandte Geschlechtsstereotype steht, stehen die „*Eltern*“ repräsentativ für alle Menschen einer Kultur. Parallel zur ersten Anführung des Exempels greifen ähnliche Überzeugungsmechanismen: Die körperliche Größe einer Person kann durch einfache und zugängliche Mittel gemessen werden. Fast alle Menschen kennen ihre eigene Körpergröße bzw. können sich aufgrund der einfachen Vergleichbarkeit leicht in Beziehung zur Körpergröße anderer Menschen setzen. Um ihrer Argumentation Gewicht zu verleihen, simplifizieren die Autor*innen mittels gängigem, aber trivialem Beispiel eine komplexe soziale Struktur und Prozesse.

Feinanalyse des Kapitels 7.2.6 Entwicklung der sexuellen Orientierung

Mit der Beschäftigung des Kapitels der sexuellen Orientierung fängt die Analyse fragmentarischer Abschnitte des Lehrbuchs an. Eine Bezugnahme der Differentiellen Psychologie zur sexuellen Orientierung ist insofern interessant, als sie in anderen Lehrbüchern des Materialkorpus nicht vorkommt. Gleichzeitig können aus dem Kapitel differentialpsychologische Sichtweisen auf soziopolitische Aspekte, wie die sexuelle Orientierung, gewonnen werden. Kapitel 7.2.6 „Entwicklung der sexuellen Orientierung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 357) ist ein weiteres Unterkapitel von Kapitel 7.2 „Geschlechtsentwicklung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 351), das sich u. a. mit dem genetischen und hormonellen Geschlecht sowie mit geschlechtsbezogenen Einstellungen beschäftigt. Es führt folgendermaßen in die Thematik ein:

66	Unter der sexuellen Orientierung wird in der Psycho-
67	logie die Disposition verstanden, durch Menschen des
68	anderen Geschlechts, des eigenen Geschlechts oder beider

²⁷ „unzulässig verallgemeinert“ und „übertrieben wahrgenommen werden“

- | | |
|----|--|
| 69 | Geschlechter sexuell erregt zu werden. Deshalb können drei |
| 70 | Persönlichkeitstypen unterschieden werden: Heterosexu- |
| 71 | elle, Homosexuelle und Bisexuelle. |

Das Kapitel startet mit der Definition von „*sexuelle[r] Orientierung in der Psychologie*“. Diese ist eine „*Disposition [...] durch Menschen des anderen Geschlechts, des eigenen Geschlechts oder beider Geschlechter sexuell erregt zu werden*“. Unter „*Disposition*“ versteht Asendorpf „überdauernd[e] Merkmal[e] einer Person, die für ihr Verhalten verantwortlich gemacht werden wie z.B. Wissensbestände, Fähigkeiten, Temperamentsmerkmale, Motive und Interessen“ (Asendorpf, 2009). Von einem bestimmten Geschlecht „*sexuell erregt*“ zu sein, wird Personen dementsprechend als langfristige Eigenschaft zugesprochen, was durch die Beschreibung als klassifizierbare „*Persönlichkeitstypen*“ bestätigt wird. Dass es drei „*Persönlichkeitstypen*“ gibt, kann „*deshalb*“ logisch aus den Kombinationsmöglichkeiten der beiden Geschlechter abgeleitet werden. Das sind „*Heterosexuelle, Homosexuell und Bisexuelle*“. Umgekehrt affirmiert die Dreiteilung der „*sexuellen Orientierung*“, dass sich stets im Rahmen einer geschlechtlichen Dichotomie bewegt wird. Konsequenterweise werden weitere sexuelle Orientierungen bzw. andere Konzepte von sexueller Orientierung nicht genannt oder berücksichtigt.

Maßgeblich für die Zuordnung zu den Formen sexueller Orientierung ist „*sexuell erregt*“ zu sein. Weder an dieser noch an anderer Stelle wird erklärt, was sexuelle Erregung kennzeichnet, was ihre Definition als vorausgesetztes Wissen markiert. Jedoch gibt es eine Weise, wie sexuelle Orientierung „*in der Psychologie verstanden*“ wird, was die mögliche Existenz anderer Konzepte sexueller Orientierung in anderen (wissenschaftlichen) Bereichen impliziert. Welche Konzepte das sind, bleibt unerwähnt. Diese Formulierung schließt nicht nur ein, dass es eine homogene Psychologie gibt, sondern auch, dass diese sich auf eine einzige Definition von sexueller Orientierung geeinigt hat. Welche konkreten Akteur*innen der Psychologie gemeint sind, bleibt durch deren Exklusion unklar. Da die Autor*innen für ihre Argumentation alle Personen der Psychologie vereinnahmen, die zur gemeinsamen Definition von sexueller Orientierung beigetragen haben, kann diese Art der Legitimation als Authority of Conformity (van Leeuwen, 2008) angesehen werden. Sie besagt, dass die Gründe für eine Handlung oder ein Phänomen dadurch legitimiert werden, weil es alle anderen auch so machen. Sexuelle Orientierung wird auf diese Weise verstanden, weil das andere Wissenschaftler*innen der Psychologie stellvertretend für die Institution der psychologischen Wissenschaft auch tun.

Der Ausdruck „*Menschen des anderen*“ bzw. „*des eigenen Geschlechts*“ impliziert, dass Personen den geschlechtsspezifischen Kategorien Mann und Frau zuordenbar und zugehörig sind. Damit wird eine Aussage über die Identität jener Personen getroffen. Sie *sind* Männer und Frauen bzw. Angehörige des männlichen und weiblichen Geschlechts. Das possessive Adjektiv „*eigenen*“ funktioniert wiederum besitzanzeigend. Menschen *haben* ein „*eigene[s] Geschlecht*“. Die Autor*innen distinguieren nicht zwischen der Beschreibung von Geschlecht als Identitätskategorie und als Besitz.

Die Einzelteile des Textabschnitts lassen sich zu einer Theoretical Rationalization, also der expliziten Darstellung, wie die Dinge sind (van Leeuwen, 2008), zusammenführen. Diese nimmt die Form einer Explanation (van Leeuwen, 2008) an, in der die im Mittelpunkt stehende Praxis anhand repräsentativer Akteur*innen legitimiert wird. Das herangezogene Verständnis der „*sexuellen Orientierung*“ als „*Persönlichkeitsty[p]*“ ist deswegen legitim, weil es sich in der Natur der „*Heterosexuelle[n], Homosexuelle[n] und Bisexuelle[n]*“ zeigt.

80 In 7 Abschn. 7.2.2 wurde bereits über eine höhere Rate von
 81 Homo- und Bisexualität bei Frauen mit kongenitaler adre-
 82 naler Hyperplasie berichtet sowie bei Frauen, deren Mutter
 83 während der Schwangerschaft durch synthetisches Östrogen
 84 behandelt worden war. Allerdings gilt dies nicht für andere
 85 Wehenhemmer, die auch vermännlichende Effekte auf weib-
 86 liche Feten haben, und bei Männern konnte ein früher hor-
 87 moneller Einfluss auf die sexuelle Orientierung bisher nicht
 88 nachgewiesen werden (Collaer & Hines, 1995).

Der anschließende Abschnitt des Buchs führt die biologischen Komponenten sexueller Orientierung weiter aus. Beispielsweise weisen „*Frauen mit kongenitaler adrenaler Hyperplasie [...] sowie [...] Frauen, deren Mutter während der Schwangerschaft durch synthetisches Östrogen behandelt worden war*“ „*eine höhere Rate von Homo- und Bisexualität*“ auf. Im Abschnitt 7.2.2. wird kongenitale adrenale Hyperplasie als „Überproduktion männlicher Geschlechtshormone in frühen Stadien der Fetalentwicklung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352)²⁸ beschrieben. Daraufhin werden mittels betriebener

²⁸ Für das Verständnis des untersuchten Textteils soll hier der gesamte Abschnitt zu kongenitaler adrenaler Hyperplasie berichtet werden: „Es gibt auch eine vererbte genetische Störung, die zu einer Überproduktion männlicher Geschlechtshormone in frühen Stadien der Fetalentwicklung führt (kongenitale adrenale Hyperplasie). Bei Jungen scheint sie kaum Effekte auf die geschlechtstypische Entwicklung zu haben, aber bei Mädchen wurden zahlreiche ‚vermännlichende‘ Wirkungen gefunden: Mädchen mit dieser Störung spielen lieber mit Jungen und mit Spielzeug, das von Jungen bevorzugt wird, neigen ab dem Jugendalter zu erhöhter selbsteingeschätzter Aggressivität (nicht jedoch zu höherer beobachtbarer

Forschung von „Collear & Hines, 1995“ die Reichweite des „*hormonellen Einfluss[es]*“ (Z...) eingegrenzt, denn sie können weder bei „*andere[n] Wehenhemmer[n]*“, noch bei „*Männern [...]* nachgewiesen werden“.

Aus der Beschreibung der „*kongenitale[n] adrenale[n] Hyperplasie*“ ergibt sich ein spezifisches Verhältnis von Hormonmengen, das für Menschen erwartbar ist, je nachdem, welchem Geschlecht sie zugeteilt werden. Zudem wird die „*kongenitale adrenale Hyperplasie*“ in Abschnitt 7.2.2 als genetische Störung klassifiziert. Abweichungen von dem erwarteten Hormonverhältnis erhalten somit eine defizitäre und behandlungswürdige Zuschreibung. Homo- und Bisexualität sind u.a. das Produkt einer genetischen Störung, die hormonelle Abweichungen von einem Normalzustand beinhalten.

Der Ausdruck „*vermännlichende Effekte*“ bezieht sich auf die Behandlung mit „*synthetische[m] Östrogen*“. Dieses Synthetikum ist in der Lage „*weibliche Feten*“ zu „*vermännlich[en]*“. Die Signifikanz des Effekts wird erst aus dem antagonistischen Verhältnis zwischen „*vermännlichende*“ und „*weibliche Feten*“ bzw. „*Frauen*“ erkennbar. Das heißt männlich und weiblich werden einander gegenübergestellt. Dabei werden sowohl Menschen („*weibliche Feten*“) als auch Hormone („*männliche Hormone*“ aus Abschnitt 7.2.2.) und ihre Effekte („*vermännlichende*“) in die binären Geschlechtskategorien eingeteilt. Zum einen ist der Prozess, das Vermännlichen, zum anderen auch die Konsequenz, das Vermännlicht-Seins, mit der geschlechtlichen Eigenschaft *männlich* versehen. Zwar nennen die Autor*innen an dieser Stelle den Effekt auf „*weibliche Feten*“, doch die Weise, wie ein Fötus vermännlicht sein kann bzw. was männlich in diesem Kontext heißt, wird erst mit einem erneuten Verweis auf Abschnitt 7.2.2. ersichtlich. Dort heißt es, der Effekt beziehe sich auf die „*geschlechtstypische Entwicklung*“ und drückt sich in verändertem Spielverhalten und einer „*erhöhte[n] selbsteingeschätzte[n] Aggressivität, [...] besserem räumlichen Vorstellungsvermögen*“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352) aus. Der vermännlichende Effekt bezieht sich somit auf Verhaltens- und Einstellungsmuster, wird jedoch mit der sexuellen Orientierung im späteren Leben gebracht in Verbindung gebracht. Wenn betroffene Frauen dieses vermännlichenden Effekts eine „*höhere Rate von Homo- und Bisexualität*“ aufweisen, bringt das nicht nur Homo- bzw. Bisexualität von Frauen in ein Näheverhältnis mit Männlichkeit, sondern drückt umgekehrt aus, was es heißt, männlich zu sein, nämlich durch Frauen sexuell erregt zu werden.

Aggressivität), besserem räumlichen Vorstellungsvermögen und als Erwachsene zu mehr Homosexualität oder Bisexualität (Collear & Hines, 1995; Hines, 2011)“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352).

Die Verbindung zwischen der Wirkung eines Hormons und der weitreichenden Konsequenz auf das Leben von Frauen verstärkt biologische Erklärungsmuster für die sexuelle Orientierung und für Geschlecht. Das wird durch die Passivierung (van Leeuwen, 2008) der weiblichen Feten akzentuiert. Die Feten sind dem biologischen Einfluss ausgesetzt, denn sie werden vermännlicht. Die sexuelle Orientierung und geschlechtsspezifische Verhaltensmuster sind zumindest teilweise auf biologische Determinanten zurückführbar. Dass es sich jedoch nicht um einen absoluten biologischen Determinismus handelt, zeigen die abschließenden Bemerkungen des Absatzes. Jene Vermännlichung ist nicht hinreichend für eine Änderung der sexuellen Orientierung, da „vermännlichende Effekte“ „andere[r] Wehenhemmer“ keinen Einfluss auf „weibliche Feten“ haben und ebenso ein „früher hormoneller Einfluss“ bei „Männern“ für Veränderungen in der „sexuelle[n] Orientierung bisher nicht nachgewiesen werden [konnten]“.

89 LeVay (1991) fand, dass bestimmte hypothalamische
 90 Kerne, die an der Kontrolle sexueller Verhaltensweisen
 91 beteiligt sind, bei homosexuellen Männern etwa so groß
 92 waren wie bei heterosexuellen Frauen, während sie bei
 93 heterosexuellen Männern ungleich größer ausfielen. Dies
 94 könnte aber auch eine Konsequenz unterschiedlichen
 95 sexuellen Verhaltens sein (die in 7 Abschn. 2.4.4 zitierte
 96 Studie von Breedlove, 1997).

Den Verlauf des Abschnitts ergänzen weitere psychophysiologische Forschungen in Form der Studien von „LeVay (1991)“ und „Breedlove, 1997“. Erstere verglich „bestimmte hypothalamische Kerne, die an der Kontrolle sexueller Verhaltensweisen beteiligt sind“. Jene von „homosexuellen Männern [waren] etwa so groß wie [jene] heterosexuelle[r] Frauen, während sie bei heterosexuellen Männern ungleich größer ausfielen“. Letzteres schränkt wiederum die Annahme über eine eindeutige Richtung des Ursache-Wirkungs-Verhältnis ein, da es „eine Konsequenz unterschiedlichen sexuellen Verhaltens sein“ könnte.

Im Mittelpunkt der Passage stehen die „hypothalamischen Kerne“, die ausschlaggebend für die soziale Handlung, nämlich die „Kontrolle sexueller Verhaltensweisen“ sind. Die Bedeutung des Substantivs „Kontrolle“ im Kontext der „Kontrolle sexueller Verhaltensweisen“ bleibt an dieser Stelle uneindeutig. Gemeint sein könnte die „Kontrolle“ im Sinne einer neurophysiologischen Funktionsaufsicht der

„Verhaltensweisen“ oder etwa eine Inhibition sexuell motivierter Handlungen. Die pars pro toto Darstellung der Akteur*innen über neurophysiologische Strukturen gleicht einer Objektivierung (van Leeuwen, 2008). Zwar werden konkrete Personen benannt, das sind „homosexuell[e] Männe[r] [...] heterosexuell[e] Frauen“ und „heterosexuell[e] Männe[r]“, doch der Fokus ihrer Darstellung liegt auf ihren Gehirnen. Handelnde Subjekte geraten in den Hintergrund, während die Anatomie der Gehirne für die sexuelle Orientierung ausschlaggebend ist. Somit stehen biologische Erklärungsmuster im Mittelpunkt, womit die sexuelle Orientierung naturalisiert wird.

Die Aussage über die „bestimmte[n] hypothalamische[n] Kerne“ trägt eine doppelte Suggestion. Zum einen stellt es einen Zusammenhang zwischen der Abmessung spezifischer Hirnareale und der „Kontrolle sexueller Verhaltensweisen“ her, wobei jedoch keine Aussage darüber getroffen wird, ob die Größe Ersterer einen Effekt auf Letztere haben. Dies bleibt implizit. Zum anderen suggeriert dieselbe Größe der Hypothalamusregionen, dass die „Kontrolle sexueller Verhaltensweisen“ von „heterosexuellen Frauen“ und „homosexuellen Männern“ gleich oder zumindest ähnlich ist. Auch dies bleibt im Vagen, wodurch die Autor*innen keine Verantwortung für die Aussage übernehmen müssen, aber dennoch die Leser*innen zu Vermutungen anregen. Jedenfalls weisen im Bereich der Neurophysiologie „homosexuelle Männer“ und „heterosexuelle Frauen“ Ähnlichkeiten auf. Unerwähnt bleibt, ob diese Ähnlichkeiten auch ähnliche sexuelle Verhaltensweisen nach sich ziehen bzw. ob sie dafür verantwortlich sind, dass sowohl homosexuelle Männer als auch heterosexuelle Frauen von Frauen sexuell erregt werden. Anhand der „ungleich größere[n]“ Hirnareale können schließlich „heterosexuelle Frauen“ und „homosexuell[e] Männe[r]“ von „heterosexuellen Männern“ distinktiert werden.

Interessanterweise stellen die Autor*innen im letzten Satz des Abschnitts eine mögliche Revision vorher getätigter Aussagen in den Raum, verschriftlicht durch den Konjunktiv „könnte“, indem der lediglich suggerierte Einfluss der Größe „hypothalamische[r] Kerne“ auf das Sexualverhalten umgekehrt wird. Da „homosexuell[e] Männer“ und „heterosexuell[e] Frauen“ von „heterosexuellen Männern“ „unterschiedliche[s] sexuelle[s] Verhalten“ zeigen, kann das wiederum Auswirkungen auf die Physiologie der Hirnareale haben. Auch hier spezifizieren die Autor*innen nicht, ob mit „unterschiedliche[m] sexuellen Verhalte[n]“ einzig das Geschlecht der sexuellen Partner*innen gemeint ist oder inwiefern darüber hinaus Verschiedenheiten bezüglich sexueller Praktiken bestehen.

106 geschlechtstypischen Verhalten in der Kindheit zwischen
 107 Homo- und Heterosexuellen beiderlei Geschlechts. Homo-
 108 sexuelle erinnern sich häufiger an Spielpartner des anderen
 109 Geschlechts und Aktivitäten, die typisch für das andere
 110 Geschlecht sind. Für Männer konnte dies durch Längs-
 111 schnittstudien bestätigt werden (Bailey & Zucker, 1995),
 112 sodass es sich nicht um eine verzerrte Erinnerung aufgrund
 113 der späteren Homosexualität handelt. Für Frauen fehlen
 114 bisher entsprechende Längsschnittstudien mit größeren
 115 Stichproben (Bailey et al., 2016). Allerdings konnten Rieger,
 116 Linsenmeier, Gyax und Bailey (2008) für beide Geschlech-
 117 ter einen deutlichen Zusammenhang zwischen geschlechtsun-
 118 typischem Verhalten auf Videoaufnahmen in der Kind-
 119 heit und im Erwachsenenalter feststellen.

Im nächsten Abschnitt des Kapitels werden Verhaltensweisen mit verschiedenen Studien belegt, etwa durch „*[r]etrospektiven Studien*“, die „*große Unterschiede im geschlechtstypischen Verhalten in der Kindheit zwischen Homo- und Heterosexuellen beiderlei Geschlechts [fanden]*“. Für diese Studien wird kein Quellenverweis angegeben, die Legitimation ihrer Nennung begründet sich aber mit der Theoretical Rationalization darin, dass sie „*große Unterschiede*“ „*fanden*“. Die Unterschiede werden als Wahrheiten dargestellt, da es schließlich große Unterschiede sind und sie somit auffindbar und real sein müssen. Die Anfälligkeit „*[r]etrospektive[r] Studien*“ für Verzerrungen soll „*[f]ür Männer*“ durch die Validität der „*Längsschnittstudien*“ von „*Bailey & Zucker, 1995*“ ausgeglichen werden, die die Ergebnisse „*bestätig[en]*“ konnten.

Der Terminus „*geschlechtstypisch*“ gibt an, was charakteristisch und erwartbar für ein bestimmtes Geschlecht ist. Personen können demnach Verhaltensweisen zeigen, die mit ihrem zugewiesenen Geschlecht übereinstimmen oder davon divergieren. Interessant erscheint die Nähe zum „*Geschlechtsstereotyp*“ zu sein, das „*ein kulturell geprägtes Meinungssystem über Eigenarten der beiden Geschlechter*“ beschreibt. In Abgrenzung dazu meint „*geschlechtstypisc[h]*“ die von den Autor*innen verstandenen Unterschiede, die wissenschaftlich feststellbar und somit real existierend sind²⁹. Ob ein Verhalten „*geschlechtstypisch*“ oder „*geschlechtsuntypisc[h]*“ ist, hängt dabei immer mit dem der

²⁹ vorher beschrieben als der „*wahr[e] Kern an tatsächlichen Geschlechtsunterschieden*“

Person zugewiesenen Geschlecht zusammen. Nur Männer können für Männer „*geschlechtstypische[s] Verhalten*“ zeigen und umgekehrt, Frauen nur für Frauen. Durch „*retrospektive Studien*“ der psychologischen Wissenschaft kann bestimmt werden, ob ein Verhalten typisch oder untypisch ist, je nachdem ob es von Jungen bzw. Mädchen ‚normalerweise‘ gezeigt wird. Beispielhaft dafür steht, welche „*Spielpartner*“ gewählt werden. In diesem Absatz ist das, was als normal gilt, indirekt und abstrakt beschrieben wird, da der Fokus auf dem anormalen Verhalten liegt. In der Konsequenz wird Homosexualität als etwas Untypisches für das eigene Geschlecht konnotiert und somit als Anomalie von Geschlecht konstruiert. Heterosexuelle zeigen öfter geschlechtstypisches Verhalten und Homosexuelle geschlechtsuntypisches Verhalten. Die Wahl der „*Spielpartner*“ bleibt der einzige konkrete Unterschied, der genannt wird. Welche „*Aktivitäten [...] typisch für das andere Geschlecht*“ sind, wird nicht ausgeführt und ist somit als Vorwissen der Leser*innen angenommen.

Die Fragilität der „*Erinnerung*“ an Spielpartner und „*geschlechtsuntypische*“ Handlungen in der Kindheit können durch den Umstand der „*späteren Homosexualität*“ zustande kommen. Es fehlt jedoch eine Erörterung, inwieweit die sexuelle Orientierung Kindheitserinnerungen verzerrt. Ohne diese bleibt die bloße Unterstellung der Autor*innen bestehen, Homosexualität verzerrt die Erinnerungen an Kindheitsaktivitäten. Die Konfundierung durch Homosexualität ist jedoch durch „*Längsschnittstudien*“ kontrollierbar. Diese Kontrolle wurde für „*Frauen*“ noch nicht durchgeführt, da es momentan keine Forschung „*mit größeren Stichproben*“ gibt. Die Brisanz dieses Mangels kann, eingeleitet durch das einschränkende Adverb „*[a]lledings*“ durch die Forschung von „*Rieger, Linsenmeier, Gyax und Bailey (2008)*“ entschärft werden. Sie fanden heraus, dass es „*für beide Geschlechter einen deutlichen Zusammenhang zwischen geschlechtsuntypischem Verhalten auf Videoaufnahmen in der Kindheit und im Erwachsenenalter*“ gibt. Die Angemessenheit der Ergebnisse wird durch die Expert Authorization (van Leeuwen, 2008) der angegeben Forscher*innen auf der einen Seite und durch die mit „*feststellen*“ ausgedrückten Theoretical Rationalization auf der anderen legitimiert. Denn nur etwas, das wirklich existiert, kann festgestellt werden. Mittels hasty generalisation, welches das Pauschalisieren von Ergebnissen nicht repräsentativer Stichproben meint, insinuierten die Autor*innen, dass die Kongruenz geschlechtstypischer Handlungen der „*Kindheit*“ und des „*Erwachsenenalter[s]*“ die Stabilität der sexuellen Orientierung aufgrund folgender Logik belegt: Weil geschlechtstypisches Verhalten zwischen Kindheit und Erwachsenenalter konstant ist und sich Homosexualität durch geschlechtsuntypisches Verhalten in der Kindheit

auszeichnet, ist davon auszugehen, dass auch erwachsene homosexuelle Frauen in der Kindheit mehr geschlechtsuntypisches Verhalten gezeigt haben und dass Homosexualität nicht verzerrend für Kindheitserinnerungen ist. Die Autor*innen deuten eine Kausalität für zwei Korrelationen an, überlassen das gedankliche Zusammensetzen der Bestandteile jedoch den Leser*innen. Somit entziehen sie sich der Verantwortung für die Aussagen.

Feinanalyse des Kapitels 7.3 Die Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede

Im Anschluss soll das Kapitel 7.3. analysiert werden, welches in Unterkapitel zu kognitiven und sozialen Geschlechtsunterschieden gegliedert ist. Kapitel 7.3. beschreibt daher den epistemologischen Ausgangspunkt, von dem diese Themen her betrachtet werden. Um möglichst umfassend für beide Themenschwerpunkte Inhalte abzubilden, fokussiere ich mich innerhalb dieser Unterkapitel wiederum auf das Kapitel „7.3.1.4 Interesse“ aus dem übergeordneten Kapitel „7.3.1 Kognitive Geschlechtsunterschiede“ sowie auf das Kapitel „7.3.2.1 Aggressivität“ aus dem übergeordneten Kapitel „7.3.2 Soziale Geschlechtsunterschiede“. Zunächst soll aber auf die einleitenden Passagen eingegangen werden, die wie folgt anfangen:

125	7.3 Die Größe psychologischer
126	Geschlechtsunterschiede
127	
128	Da unsere Vorstellung über das Ausmaß von Geschlechts-
129	unterschieden durch das Geschlechtsstereotyp unserer
130	Kultur geprägt ist, ist es vor jeder Diskussion der Ursachen
131	von Geschlechtsunterschieden zunächst einmal wichtig,
132	einen Eindruck von der tatsächlichen Größe psychologi-
133	scher Geschlechtsunterschiede zu bekommen.

Für die Analyse von Textteilen aus dem Kapitel „7.3 Die Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede“ soll zunächst die Überschrift eingeordnet werden. Mit einem Verweis zur diskutierten Diskrepanz früherer Kapitel zwischen der Übertreibung im „Geschlechtsstereotypen“ und dem „wahren Kern an tatsächlichen“ Unterschieden, führen die Autor*innen mit der Überschrift die Auflösung des Problems ein, nämlich welches Ausmaß die Unterschiede zwischen Männern und Frauen „tatsächlic[h]“ haben. Da es um die „Größe“ der „psychologischen Geschlechtsunterschiede“ geht, wird vorab darauf hingedeutet, dass die Unterschiede sich in spezifischen Parametern erfassen lassen.

Das Kapitel startet mit einer generalisierten Problemstellung psychologischer Geschlechtsunterschiede, da *„unsere Vorstellung über das Ausmaß von Geschlechtsunterschieden durch das Geschlechtsstereotyp unserer Kultur geprägt ist“*. Daraufhin erörtern die Autor*innen die Bedeutsamkeit, die *„Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede“* zu kennen. Das ist *„vor jeder Diskussion der Ursachen von Geschlechtsunterschieden zunächst einmal wichtig“*, wobei die Gründe der Wichtigkeit nicht erwähnt werden.

Mit dem Possessivpronomen *„unsere“* konturieren die Autor*innen zwar eine Personengruppe, die eine geteilte *„Vorstellung“* hat, lassen aber zunächst offen, wo die Grenzen dieser Gruppe verlaufen. Nichtsdestotrotz zählen die Autor*innen sich selbst und die Leser*innen dazu. Im anschließenden Satz folgt die Spezifizierung, nämlich, dass es um alle Menschen *„unserer Kultur“* geht. Dabei handelt es sich um eine Kollektivierung (van Leeuwen, 2008). Dies setzt voraus, dass die *„Kultur“* eine mehr oder weniger eindeutig eingrenzende und homogene Kategorie ist, der Menschen zugeordnet werden können. Durch das Abstecken der eigenen Kultur resultiert auch eine oder mehrere *„andere“* Kultur(en), ohne jedoch Aussagen darüber zu tätigen, ob in der bzw. in den anderen Kultur(en) eine ähnliche Prägung mittels *„Geschlechtsstereotyp[en]“* stattfindet. Das Miteinbeziehen der Autor*innen zur Gruppe der gleichen Kultur wird durch die zweifache Verwendung von *„unsere“* betont. Die Autor*innen begreifen sich ebenso durch den *„Geschlechtsstereotyp“* beeinflusst, wie alle anderen Menschen der *„Kultur“*. Sie stellen sich auf die Ebene derjenigen, deren *„Vorstellung über das Ausmaß von Geschlechtsunterschieden“* weiterhin vom *„Geschlechtsstereotyp“* verzerrt ist. Diese selbstreflexive Zuordnung ist vor dem Hintergrund, dass es ihnen um eine objektive und unverzerrte Auseinandersetzung geht³⁰, besonders interessant, weil sie eine Gruppe generieren, die sowohl sie selbst als auch die Leser*innen umfasst und in der alle von dem gleichen Phänomen betroffen sind. Somit machen die Autor*innen sich nahbarer und rücken das Gesagte näher an die Leser*innenschaft. Gleichzeitig können sie über das Zugestehen eigener Fehleranfälligkeit für die Objektivität wissenschaftlicher Methoden argumentieren. Denn auch wenn die Forschenden nicht frei von Verzerrungen sind, kann mittels psychologischer Wissenschaft Objektivität hergestellt werden.

Die Handlung, die im Fokus steht, nämlich einen *„Eindruck [...] zu bekommen“*, wird durch eine Theoretical Rationalization legitimiert. Weil es die Realität ist, dass alle

³⁰ Was einleitend festgestellt wurde: *„Hier geht es um eine nüchterne, wissenschaftliche Betrachtung dieser Geschlechtsunterschiede“*.

Menschen einer Kultur durch den Geschlechtsstereotyp beeinflusst werden, aber ebenso, dass es „*tatsächlich[e] [...] psychologisch[e] Geschlechtsunterschiede*“ gibt, bildet die psychologische Wissenschaft das legitime Mittel, um zum „*wahren Kern*“ des Geschlechtsstereotyps vorzudringen und davon einen „*Eindruck [...] zu bekommen*“. Da der Geschlechtsstereotyp inhärent mit menschengemachten „*Vorstellungen*“ verbunden ist, ist die wirkliche Größe der Geschlechtsunterschiede eine sich außerhalb menschlicher Empfindungen befindende und kulturunabhängige Wahrheit. Diese objektiv existierenden Stereotype werden durch den Terminus, einen „*Eindruck [...] zu bekommen*“, weiter verstärkt. Denn dieser bezeichnet einen wahrnehmungsbasierten Vorgang, sich etwas ins Bewusstsein zu rufen. Eine solche kognitive Reaktion kennzeichnet einen passiven Vorgang. Menschen sind passive Beobachter einer Außenwelt, die sich unweigerlich vollzieht und es lediglich darauf ankommt, ob die eigene Repräsentation der Realität wahrheitsgetreu ist oder nicht. Einen „*Eindruck [...] bekommen*“ impliziert paradoxerweise die menschliche Erfassung, die wiederum von Verzerrungen geprägt ist. Der Abschnitt stellt aber die Möglichkeit dar, sich ein Bild zu generieren, das von den Verzerrungen des Geschlechtsstereotyps bereinigt werden kann. Anzufügen ist, dass ein „*Eindruck*“ kein vollumfänglicher Wissensbestand über alle Geschlechtsunterschiede beschreibt, sondern eher eine überblicksartige Einsicht, die allerdings befähigt, an einer „*Diskussion der Ursachen*“ teilnehmen zu können.

Die „*tatsächliche Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede*“ zu kennen ist den Autor*innen für eine Ursachendiskussion „*wichtig*“. Eine solche Bewertung sticht aus dem Rest des Texts heraus, da die Autor*innen es vermeiden, eigene Meinungen einfließen zu lassen. Mit Reisigl & Wodak (2008) kann dies als Intensivierungsstrategie beschrieben werden, die die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschlechtsunterschieden moralisiert und somit legitimiert. Die Beschäftigung mit den „*Ursachen*“ der Geschlechtsunterschiede wird der Erfassung „*tatsächlicher Geschlechtsunterschiede*“ nachgereiht und folglich hierarchisiert. Es ist notwendig, sich einen objektiven Überblick über das wirkliche Ausmaß der Geschlechtsunterschiede zu verschaffen, bevor ein Austausch über deren Gründe stattfinden kann. Die Beschäftigung mit den „*tatsächlichen psychologischen Geschlechtsunterschieden*“ ist jedoch nicht hinreichend, da dies nur „*zunächst einmal wichtig*“ ist. Dies lässt offen, ob noch weitere Schritte einer Vorbereitung für das Teilnehmen an der „*Diskussion der Ursachen*“ notwendig sind.

134 Inzwischen gibt es Zehntausende von Studien zu psycholo-
135 gischen Geschlechtsunterschieden, sodass es möglich

136 ist, die Größe der Geschlechtsunterschiede in bestimmten
 137 Persönlichkeitseigenschaften oder bestimmten Populatio-
 138 nen jeweils durch Metaanalysen zu schätzen. Die folgende
 139 Darstellung stützt sich primär auf solche Metaanalysen. In
 140 diesem Abschnitt werden Studien zu Geschlechtsunter-
 141 schieden in westlichen Industriegesellschaften behandelt,
 142 die den Großteil dieser Untersuchungen ausmachen. Auf
 143 die Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse auf andere Kul-
 144 turen wird in Abschn. 7.4 eingegangen.

Im Folgenden beschreiben die Autor*innen die Methodologie, um Wissensinhalte psychologischer Forschung abzusichern. Dafür werden „Zentausende von Studien zu psychologischen Geschlechtsunterschieden“ zu „Metaanalysen“ zusammengefasst, die es erlauben, die „Größe der Geschlechtsunterschiede in bestimmten Persönlichkeitseigenschaften oder bestimmten Populationen [...] zu schätzen“. Weil es durch diese Akkumulierung von Studien möglich ist, wissenschaftlich präzise Aussagen zu treffen, wird „die folgende Darstellung“ der psychologischen Geschlechtsunterschiede „primär auf solche[n] Metaanalysen“ basieren. Anschließend grenzen die Autor*innen den Bereich ein, aus dem die Vielzahl der Studien stammt, nämlich aus „westlichen Industriegesellschaften“. Unklar bleibt, inwiefern das auf die Geschlechtsunterschiede im Sinne einer eingeschränkten Generalisierbarkeit zutrifft. Darauf soll „in Abschn. 7.4. eingegangen“ werden.

Die sozialen Akteur*innen geraten durch eine Objektivierung in Form einer utterance autonomization (van Leeuwen, 2008) in den Hintergrund. Stattdessen sind es „[z]entausende von Studien“ und „Metaanalysen“, die handlungsausführend repräsentiert werden. Den wissenschaftlichen Methoden wird eine unpersönliche Autorität verliehen, die, indem sie die Involviertheit konkreter Personen verschleiert, die Güte der Unterschiedsschätzungen bekräftigt. Dass es sich gleichzeitig um eine scientific Rationalization (van Leeuwen, 2008) handelt, rechtfertigt die (Differential-)Psychologie als Institution, die die gesellschaftliche Aufgabe der Unterschiedsmessung adäquat erfüllen kann. Doch dass selbst Metaanalysen gewisse Ungenauigkeiten nicht ausschließen können, wird dadurch eingeräumt, dass die Geschlechtsunterschiede nicht etwa ‚bestimmt‘ oder ‚gemessen‘, sondern geschätzt werden. Einen Effekt zu „schätzen“, meint in diesem Kontext einen aus der Statistik entlehnten Begriff, der bezeichnet, dass anhand empirischer Daten sich der ‚wirkliche‘ Wert eines Parameters, hier die „Größe der Geschlechtsunterschiede“, mit hoher Wahrscheinlichkeit in

einem bestimmten Bereich befindet. Auch das Adverb „*Inzwischen*“ unterstützt die scientific Rationalization, da mittels psychologischer Wissenschaft in den letzten Jahren große Mengen an Wissen in Form unzähliger Studien angehäuft wurden. Und wenn zu einem Thema etwas in so großer Zahl vorliegt, dann muss es in der beschriebenen Weise existent sein. „*Inzwischen*“ zeigt ebenso an, dass es einen vorherigen Zeitpunkt gab, in dem es noch keine hohe Anzahl an Studien gab und die Anreicherung von „*Studien zu Geschlechterunterschieden*“ sich über die Vergangenheit bis zum jetzigen Zeitpunkt erstreckt hat. Über diese Spanne entstanden „*Zehntausende von Studien*“. Je größer die Anzahl an Studien, die in einer Metaanalyse berücksichtigt werden, desto eher können exakte Aussagen getroffen werden, wodurch „*Zehntausende*“ als Gütesiegel der Auseinandersetzung sowie als Gütesiegel der Psychologie verstanden werden kann. Dafür müssen die Autor*innen keine genaue Angabe machen, wie viel Studien es tatsächlich sind, denn „*Zehntausende*“ reicht, um anzugeben, dass es sich um eine befriedigend große Masse handelt. Dieses quantitative Element validiert aber die „*Größe der Geschlechtsunterschiede [...] zu schätzen*“ nicht nur, sondern ist gleichzeitig, eingeleitet durch die Konjunktion „*sodass*“, eine notwendige Voraussetzung.

Die Metaanalysen gelten jedoch nur für bestimmte Gesellschaften, nämlich die „*westlichen Industriegesellschaften*“. Diese Gesellschaften beziehen sich auf die vorher erwähnte Kultur, zu der sich die Autor*innen dazuzählen. Dass es sich dabei um eine Kultur handelt, wird im nächsten Satz klar, in dem sie den westlichen Industriegesellschaften „*andere Kulturen*“ gegenüberstellen. Damit wird ein Bereich abgegrenzt, der an keiner Stelle erklärt oder konkretisiert wird. Die Form der Gesellschaften sowie die Länder- und Regionszugehörigkeit bleibt unerwähnt. Das zeigt an, dass auf die Einordnung der Leser*innen vertraut wird. Die Kultur der westlichen Industriegesellschaften kann aber als zusammenhängend und homogen verstanden werden, da die Metaanalysen für den gesamten Bereich aussagekräftig sind.

- | | |
|---|---|
| 1 | Diese Metaanalyse widerlegt das Vorurteil, psycholo- |
| 2 | gische Geschlechtsunterschiede entstünden erst nach der |
| 3 | Geburt durch entsprechende Sozialisation, also mehr oder |
| 4 | weniger bewusste Anpassung des Verhaltens an kulturelle |
| 5 | Normen. Jungen unterscheiden sich nach der Metaana- |
| 6 | lyse von Eaton und Enns (1986) bereits vor der Geburt von |
| 7 | Mädchen durch eine durchschnittlich leicht höhere moto- |
| 8 | rische Aktivität. |

Der Abschnitt befasst sich mit den Ursachen von „*psychologischen Geschlechtsunterschieden*“. Dafür korrigieren die Autor*innen ein gesellschaftliches „*Vorurteil*“, das besagt, „*psychologische Geschlechtsunterschiede entstünden erst nach der Geburt durch entsprechende Sozialisation*“. Demgegenüber stehen wissenschaftliche Erkenntnisse in Form der „*Metaanalyse von Eaton und Enns (1986)*“, die feststellten, dass sich „*Jungen [...] bereits vor der Geburt von Mädchen durch eine durchschnittlich leicht höhere motorische Aktivität*“ unterscheiden.

Um den komplexen Begriff der „*Sozialisation*“ unmissverständlich verwenden zu können, geben die Autor*innen eine Definition davon vor. „*Sozialisation*“ ist die „*mehr oder weniger bewusste Anpassung des Verhaltens an kulturelle Normen*“. Interessant ist, dass „*kulturelle Normen*“ als Einflussgröße anerkannt werden, aber ohne weitere Beschreibungen abstrakt bleiben. Der einzige Hinweis ist das Adjektiv „*entsprechend*“, das auf „*Geschlechtsunterschiede*“ verweist und somit eine „*Sozialisation*“ hinsichtlich eines der beiden Geschlechter meint. Da die „*kulturellen Normen*“ sich in „*mehr oder weniger bewusste[n]*“ Vorgängen zeigen, bleibt ihre Wirkweise uneindeutig. Ob sich die Subjekte einer Gesellschaft in einer bewussten Auseinandersetzung dazu entscheiden, Normen anzueignen oder dieser Prozess auf der Ebene des Unbewussten stattfindet, wird in den Raum gestellt. Für die Argumentation der Autor*innen hat es jedoch keine Relevanz. Auffällig ist außerdem, dass sie unter Sozialisation ausschließlich verhaltensbezogene Anpassungen verstehen. Änderungen in den Denk- und Fühlweisen werden nicht berücksichtigt.

Die Ansicht, diese Art der Sozialisation ist der alleinige Faktor für die Ausprägung „*psychologischer Geschlechtsunterschiede*“, unterliegt einer gesellschaftlichen Verzerrung, die die Autor*innen ein „*Vorurteil*“ nennen und wovon sie sich durch den Konjunktiv „*entstünden*“ distanzieren (Reisigl & Wodak, 2001). Worauf die Einschätzung basiert, dass es diesen Glauben in der Gesellschaft gibt, wird nicht belegt. Es wiederholt sich das Schema, dass die Existenz von gesellschaftlichen Meinungen von den Autor*innen ohne Quellenangaben angeführt werden, was ein Indikator dafür ist, dass die Autor*innen auf deckungsgleiches Vorwissen der Leser*innen vertrauen. Das „*Vorurteil*“ hat eine inhaltliche Nähe zum Stereotyp, was die Frage aufwirft, warum die Autor*innen sich gegen die Verwendung des Begriffs Stereotyp, der vorher eingeführt und beschrieben worden ist, entscheiden.

Die Widerlegung besteht in Form einer Studie zur „*motorische[n] Aktivität*“ bei Feten, deren Glaubhaftigkeit die Autor*innen durch eine Klassifikation als Metaanalyse

betonen. Der Unterschied in der motorischen Aktivität steht stellvertretend für alle psychologischen Unterschiede innerhalb folgender Argumentationsstruktur: Weil es motorische Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Feten gibt, werden vorsoziale Ursachen für alle psychologischen Geschlechtsunterschiede evident. Wie die motorische Aktivität die ‚restlichen‘ psychologischen Geschlechtsunterschiede beeinflusst, bleibt unbeantwortet. Dass es sich dabei ausschließlich biologische Prozesse handelt, soll mit „*vor der Geburt*“ markiert werden. Darunter verstehen die Autor*innen eine Lebensphase, die vor allen sozialen Einflüssen liegt. Zusammenfassend wird die motorische Aktivität als eine der entzweierenden biologischen Indikatoren dargestellt, die „*psychologische Geschlechtsunterschiede*“ befördern. Ihre Wechselwirkung mit „*kulturellen Normen*“ hebt sie auf die Ebene komplexer sozialer Vorgänge. Die Hypothese um den alleinigen Einfluss der Sozialisation kann somit mittels Exemplifizierung physiologischer Parameter vollständig entkräftet werden.

Um ihre Argumente zu unterlegen, konstruieren die Autor*innen eine*n abstrakte*n Gegenspieler*in, die*der jedoch unbekannt bleibt. Stattdessen tritt diese*r in Form einer Objektivierung als „*Vorurteil*“ auf. Die Leser*innen wissen also nicht, wer gemeint ist, sondern nur, dass diese Unbekannten Vorurteile haben. Die Anonymität schützt gegen eine potenzielle Kritik ihrer Aussagen, da keine konkreten Personen angesprochen werden, die der angegebenen Meinung sind. Demzufolge besteht die angewendete straw man fallacy (Reisigl & Wodak, 2001) nicht darin, die Argumente oder Positionen anderer Akteur*innen so umzudrehen, dass ihnen widersprochen werden kann, sondern darin, dass diese Akteur*innen inklusive ihrer Argumente selbst erst konstruiert werden. Indem sie die Gegenposition als „*Vorurteil*“ wiedergeben, bedienen sie sich der argumentativen Strategie einer moralische Evaluation in Form einer Abstraction (van Leeuwen, 2008), also der Konnotation einer Praxis mit moralischen Werten. Denkbar für die Beschreibung der argumentativen Gegenposition wäre etwa ‚Hypothese‘ oder ‚Annahme‘, doch stattdessen nutzen die Autor*innen den Begriff des Vorurteils, der nicht nur umfasst, dass die Meinung nicht auf Objektivität beruht, sondern auch abwertende Inhalte impliziert. Anzunehmen, dass Geschlechtsunterschiede alleinig durch Sozialisation entstehen, wird als voreiliger Schluss dargestellt und demnach eine Wissenschaftlichkeit abgesprochen. In dem Sinne kann dem feindseligen Vorurteil eine gegenüberliegende Objektivität konstruiert werden, die auf wissenschaftlichen Ergebnissen beruht und die sich für diesen Fall in der „*Metaanalyse von Eaton und Enns (1986)*“ manifestiert. Weil das „*Vorurteil*“ keine wahren Anteile hat, kann es

durch die Metaanalyse „widerlegt“ werden. Damit wird das „Vorurteil“ zum Mythos stilisiert, dessen Aussagekraft vollständig delegitimiert wird.

Feinanalyse des Kapitels 7.3.1.4 Interessen

Im Folgenden wird das Kapitel „Interessen“ analysiert. Dieses stellt ein Unterkapitel aus dem Kapitel 7.3.1 Geschlechtsunterschiede in kognitiven Fähigkeiten dar, welches darüber hinaus die Bereiche der räumlichen, verbalen und mathematischen Fähigkeiten umfasst.

- | | |
|---|---|
| 1 | Geschlechtsunterschiede in der Mathematikleistung und |
| 2 | anderen kognitiven Leistungen hängen natürlich auch mit |
| 3 | Geschlechtsunterschieden in Interessen zusammen: Inte- |
| 4 | resse fördert die Leistung und Leistungserfolge fördern |
| 5 | das Interesse (Abschn. 4.4.1, Abschn. 6.3.1). |

Die Verortung von Interessen in dem Kapitel „Kognitive Geschlechtsunterschiede“ (Neyer & Asendorpf, 2018) ist dadurch begründet, dass „*Geschlechtsunterschiede in der Mathematikleistung und anderen kognitiven Leistungen [...] natürlich auch mit Geschlechtsunterschieden in Interessen zusammen[hängen]*“. Das Adverb „*natürlich*“ ist ein Appell an das erwartete (Allgemein-)Wissen der Leser*innen. Dass es eine Verbindung zwischen Geschlechtsunterschieden und mathematisch-kognitiven Leistungen gibt, ist selbstverständlich. Nach dem Doppelpunkt stellt sich heraus, inwiefern der Zusammenhang natürlich ist. Das „*Interesse fördert die Leistung und Leistungserfolge fördern das Interesse*“. Die chiastisch anmutende Argumentation nach dem Schema A-macht-B-und-B-macht-A veranschaulicht den exponentiellen Effekt des Zusammenhangs. Auch die Exklusion dient der Darstellung gegenseitig potenzierender Wirkungen von Interessen und Leistung(-serfolgen), indem sie den Vorgang generalisiert und depersonifiziert. Wie im Zusammenspiel von Leistung und Interesse die Geschlechtsunterschiede eine Rolle spielen, bleibt gänzlich unbeantwortet.

Der Begriff der „*Interessen*“ bezeichnet ein sehr umfangreiches Konzept, das in diesem Kontext vermutlich die Bedeutung von Neigung, Vorliebe oder bevorzugten Tätigkeiten annimmt. Das lehrbuchinhärente Verständnis von „*Interessen*“ wird mit „*Abschn[itt] 4.4.1.*“ bzw. „*Abschn[itt] 6.3.1*“ referenziert³¹. Der Substantivierung bei „*Interessen*“ und „*Leistung*“ kann als Objektivierung gelesen werden, welche ausdrückt, dass

³¹ dort heißt es Interessen „beziehen sich [...] direkt auf die Bewertung von Handlungen: Menschen unterscheiden sich darin, ob sie bestimmte Tätigkeiten als anziehend vs. abstoßend empfinden.“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 186)

es sich nicht um wandelbare Akte frei entscheidender Menschen handelt, die situativen Einflussgrößen ausgesetzt sind. Vielmehr haften Interesse und Leistung als festgelegte und unbewegliche Merkmale an einer Person. Die Objektivierung betont das feste und somit allgemein gültige Verhältnis von Interesse und Leistung.

1	Su,
2	Rounds und Armstrong (2009) führten eine Metaana-
3	lyse zu Geschlechtsunterschieden in Interessen durch
4	bezogen auf das Interessenmodell von Holland (1973;
5	Abschn. 4.4.1) sowie auf spezielle Interessen im mathe-
6	matisch-naturwissenschaftlich-technischen Bereich. Ein
7	großer Geschlechtsunterschied von $d = 0,93$ bestand für die
8	Dimension Dinge vs. Menschen: Männer sind beruflich eher
9	an Dingen, Frauen eher an Menschen orientiert.

Es hält sich das Muster, die Inhalte des Lehrbuchs mit beispielhaften Studien zu unterlegen. An dieser Stelle kommt die „*Metaanalyse zu Geschlechtsunterschieden in Interessen [...] bezogen auf das Interessenmodell von Holland [...] sowie auf spezielle Interessen im mathematisch-naturwissenschaftlichen-technischen Bereich*“ von „*Su, Rounds und Armstrong (2009)*“ zum Tragen. Die Ergebnisse der Studie sind von hohem Belang, da „*[e]in großer Geschlechtsunterschied von $d = 0,93$ [...] für die Dimension Dinge vs. Menschen [bestand]*“ gefunden wurde. Die Beschreibung der Studie als „*Metaanalyse*“ kann als Scientific Rationalization verstanden werden. Demnach steht die Metaanalyse repräsentativ für die Gültigkeit und Adäquanz der Wissensgenerierung über Geschlechtsunterschiede. Doch nicht nur die Methoden sollen legitimiert werden, sondern umgekehrt auch die (differential)psychologische Institution als solche. Denn wenn die (Differential-)Psychologie fähig ist, grundlegende und relevante Phänomene wie Geschlecht zu beschreiben, dann ist ihre Existenz berechtigt.

Das „*Interessenmodell von Holland*“ hat sein Einsatzfeld besonders in der Arbeits- und Organisationspsychologie. Holland ging es um die Paarung zugrundeliegender Charaktereigenschaften mit der Berufswahl einer Person (Holland, 1973). Daraus wird sichtbar, was die Autor*innen mit dem umfang- und facettenreichen Konzept der „*Interessen*“ de facto meinen, nämlich berufliche Interessen.

Die Autor*innen schließen sogleich mit einer Interpretation dieses Effekts an: Für sie sind „*Männer [...] beruflich eher an Dingen, Frauen eher an Menschen orientiert*“. Beim

Zustandspassiv von „sind [...] orientiert“, mit dem die soziale Handlung gekennzeichnet ist, handelt es sich um eine Existenzialisierung, die betont, dass die berufliche Orientierung (einfach so) geschlechtlich festgelegt ist. Der „*mathematisch-naturwissenschaftlich-technisch[e] Bereich*“ legt eine kohärente Domäne nahe, die ein signifikantes Feld beruflicher Interessen ausmacht. Die Gewichtung dieses Bereichs wird durch das Fehlen einer eigenständigen Beschreibung von „*speziellen Interessen*“ aus dem *sozialen Bereich* betont. Die „*Dimension Dinge vs. Menschen*“ schafft einen Antagonismus zwischen depersonifizierten Objekten und „*Menschen*“. Der Terminus „*Dimension*“ ist durch die Psychologie überformt und wird als Parameter mit mehreren Abstufungen verwendet. Die aufgegriffenen Ergebnisse zeigen sich dennoch nur in einer zweigeteilten Kategorie. Demnach lässt sich das gesamte berufliche Spektrum in eine der beiden Kategorien „*Dinge*“ oder „*Menschen*“ einteilen. Damit wird die entstandene Dichotomie mit den ebenfalls dichotom angeordneten Geschlechtskategorien *Mann* und *Frau* parallelisiert. Indem die beruflichen Interessen ebenfalls binäre Ausprägungen annehmen, legitimieren die Autor*innen ihre Aussage nach dem Motto: Wenn „*Männer*“ so einfach den „*Dingen*“ zugeordnet werden können und „*Frauen*“ den „*Menschen*“, dann müssen die Behauptungen richtig sein. Es ist also die Geschlechtszugehörigkeit per se, die die berufliche Orientierung diktiert.

Des Weiteren fungieren der Terminus „*Metaanalyse*“ und die angegebenen Effektstärke „ $d = 0,93$ “ als doppelte Argumentationsstützen aus der Sphäre der Statistik. „*Metaanalyse[n]*“ genießen im psychologischen Gefilde eine hohe Aussagekraft, da sie studienübergreifend gefertigt werden und sie oftmals eine hohe Stichprobengröße begleitet. Anhand der Effektstärke „ d “ in Form eines numerischen Werts sollen zum einen Zweifel am geschlechtsspezifischen Fokus bei der Berufswahl beseitigt werden und zum anderen ersichtlich werden, dass es sich um einen „*große[n] Geschlechtsunterschied*“ handelt.

- | | |
|---|---|
| 1 | Unterschiedliche berufliche Interessen und eine unter- |
| 2 | schiedliche Bereitschaft zur Investition von Zeit und Energie |
| 3 | in den Beruf tragen dazu bei, dass selbst bei sehr hoher |
| 4 | mathematischer Kompetenz Frauen weniger mathema- |
| 5 | tisch-technisch-naturwissenschaftliche Berufe wählen als |
| 6 | Männer. |

Im folgenden Abschnitt schildern die Autor*innen einen scheinbar paradoxen Sachverhalt. Zunächst wiederholen sie die Aussage, dass zwischen den Geschlechtern

„[u]nterschiedliche berufliche Interessen“ vorherrschen und ergänzen sie weiterhin um „eine unterschiedliche Bereitschaft zur Investition von Zeit und Energie“. Das führt dazu, „dass selbst bei sehr hoher mathematischer Kompetenz Frauen weniger mathematisch-technisch-naturwissenschaftliche Berufe wählen als Männer“. Die „Bereitschaft zur Investition von Zeit und Energie“ geschieht ohne Kennzeichnung, welches Geschlecht mehr Zeit und Energie aufbringt. Die Autor*innen setzen an dieser Stelle voraus, dass die Leser*innen Männern eine höhere Bereitschaft zuschreiben. Der Partikel „selbst“ zeichnet das Bild eines unwahrscheinlichen bzw. gegen die Erwartungen der Autor*innen laufenden Falles, in dem Frauen „sehr hoh[e] mathematische Kompetenz“ hätten. Doch dieser Fall bleibt angesichts der „unterschiedliche[n] berufliche[n] Interessen“ und dem niedrigeren Investment wirkungslos. Es sind sowohl jene „berufliche[n] Interessen“ als auch die „unterschiedliche Bereitschaft zur Investition von Zeit und Energie“, die agieren, und grammatikalisch den im Nebensatz benannten „Frauen“ vorgelagert sind. Der Begriff „Investition“ ist vor allem aus dem Sprachgebrauch der Wirtschaft und Finanzen bekannt. Dessen Verwendung färbt die Aussagen über Zeit- und Energieverwendung in einem neoliberalen Ton, sodass das Aufbringen von zeitlichen Ressourcen und Arbeitslust in den Kontext von Gewinnmaximierung und Profit gestellt wird.

Die Berufswahl ist dementsprechend, wie schon im vorherigen Abschnitt, determiniert. Die Beschreibung der „Bereitschaft“ lagert die Verantwortung für das berufliche Commitment auf Frauen aus und konstruiert eine eigene Disposition: Es ist Frauen inhärent, weniger Zeit und Energie zu investieren. Ähnlich wie die „beruflichen Interessen“ wird „Bereitschaft“ dabei von gesellschaftlichen Prozessen und situativen Kontextfaktoren isoliert begriffen, als eine Art inneres Charakteristikum, das Menschen in verschiedener Ausprägung haben und dessen Ausprägung vom Geschlecht bestimmt wird. Aus diesem Topos der Realität heraus, dass Männer und Frauen sich hinsichtlich Interessen und Commitment unterscheiden, entsteht die Konsequenz, dass Frauen „weniger mathematisch-technisch-naturwissenschaftliche Berufe wählen als Männer“. Das Zustandekommen der Unterschiede wird argumentativ verschleiert und die Agency wird anschließend den Frauen zugesprochen, da es ist ihre Wahl, die über die Ausübung der Berufe entscheidet. Dass sich die Frage nach den Gründen für die Unterschiede nicht stellt, hängt damit zusammen, dass die letzte Instanz der Begründung bereits in der binären Kategorisierung der Geschlechter besteht. Und da der Unterschied im Geschlecht liegt, ist die Ursachenermittlung der unterschiedlichen Berufsinteressen obsolet. Umgekehrt kann Geschlecht als unterscheidende Kategorie existieren, weil Menschen dahingehend

unterschiedliche berufliche Interessen und unterschiedliches Commitment zeigen. Dieser argumentative Zirkelschluss oder auch *petitio principii* (Wodak & Reisigl, 2001) lässt gesellschaftliche Kontextfaktoren, die die Geschlechtsunterschiede relativieren, unsichtbar werden. Der Abschnitt bietet eine Legitimationsgrundlage dafür, dass Frauen nicht in naturwissenschaftlichen Berufen tätig sind. Im weiteren Sinn begründet er ebenso, dass es das mit verschiedenen beruflichen Interessen und Commitment einhergehende Frau- und Mannsein wäre, das Frauen und Männer unterschiedliche Berufe wählen lässt. Die essenzialisierte Bereitschaft und die inhärent zugeschriebenen Interessen können sich auf psychologische Forschung berufen und stellen den Schieberegler einer vergeschlechtlichen Arbeitswelt dar.

134 Das macht eine Längsschnittstudie von Lubinski
 135 und Benbow (2006) deutlich. Im Alter von 12–13 Jahren
 136 wurden mathematisch Frühbegabte (Top 1% der Alters-
 137 gruppe; 63% männlich) identifiziert und mit Mitte 30
 138 befragt nach dem ausgeübten Beruf, der darin investier-
 139 ten Zeit und der Bereitschaft, Zeit in einen idealen Job zu
 140 investieren. Die Männer hatten doppelt so häufig wie die
 141 Frauen einen Bachelor in Mathematik, Informatik, Natur-
 142 wissenschaften außer Biologie oder Ingenieurwissenschaften
 143 abgeschlossen und viermal so oft dort einen Doktorgrad
 144 erreicht. Zudem war ihre wöchentliche Arbeitszeit deutlich
 145 höher und sie waren auch bereit, in einen idealen Job mehr
 146 Zeit zu investieren als die Frauen (Abb. 7.6). Die berufli-
 147 che Zufriedenheit unterschied sich nicht zwischen Männern
 148 und Frauen.

Die vorangegangene Passage stützen die Autor*innen beispielhaft mit psychologischer Forschung, diesmal mit der *„Längsschnittstudie von Lubinski und Benbow (2006)“*, die *„mathematisch Frühbegabte“* „[i]m Alter von 12 – 13 Jahren (Top 1% der Altersgruppe; 63% männlich) indentifiziert und mit Mitte 30 [...] nach dem ausgeübten Beruf, der darin investierten Zeit und der Bereitschaft, Zeit in einen idealen Job zu investieren“, befragten. Die Kategorisierung der Studie als *„Längsschnittstudie“* bildet eine weitere Scientific Rationalization, die die Angemessenheit der Methodik aufgrund ihrer hohen Aussagekraft hervorhebt. Die (Differential-)Psychologie ist also in der Lage, die Konsequenzen unterschiedlicher beruflicher Interessen zu ermitteln. Die Einleitung der

Studie ist insofern interessant, als dass sie sich von den vorherigen Referenzen unterscheidet. Beschreiben die Autor*innen zuvor lediglich die Methodik und die Ergebnisse der Studien, binden sie hier durch den Ausdruck „*deutlich*“ „*mach[en]*“ die Forschung aktiv in ihre Argumentation ein. Laut van Leeuwen (2008) handelt es sich dabei um eine Expert Authorization. Diese hat den Effekt, die Aussagen über Berufswahl und unterschiedliche berufliche Interessen zu legitimieren, da sie von Expert*innen bzw. deren Forschung bestätigt werden können.

Weiterhin heißt es „*Männer[n]*“ gelang der Abschluss eines „*Bachelor in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften außer Biologie oder Ingenieurwissenschaften*“ im Gegensatz zu Frauen „*doppelt so häufig*“ und eines „*Doktorgrads*“ sogar „*viermal so oft*“. Danach kommt es zur Aufklärung des Unterschieds bezüglich der „*Investition von Zeit und Energie*“, da die „*wöchentliche Arbeitszeit [von Männern] deutlich höher [sei] und sie [...] auch bereit [waren], in einen idealen Job mehr Zeit zu investieren als die Frauen (Abb. 7.6.). Die berufliche Zufriedenheit unterschied sich nicht zwischen Männern und Frauen*“.

Das für die Autor*innen nennenswerte Ergebnis des „*ausgeübten Beruf[s]*“ war lediglich das Erreichen akademischer Grade in naturwissenschaftlichen Fächern, Mathematik und Informatik. Dabei werden nur diejenigen Bereiche berichtet, bei denen im vorangegangenen Abschnitt angenommen wurde, dass Männer stärker vertreten sind. Folglich kann mit Hilfe der vergleichenden Adjektive „*doppelt so häufig*“ und „*viermal so oft*“ dargestellt werden, inwiefern Männer Frauen überlegen sind. Das Fehlen einer Äquivalenz, etwa bei den vorher benannten Sozialberufen, zeigt, dass das Hauptaugenmerk auf der männlichen Domäne der Arbeitswelt beruht. Diese Form der Darstellung ist eine predicational strategy (Reisigl & Wodak, 2008), die bestimmte soziale Akteur*innen positiv (Männer) und andere negativ (Frauen) charakterisiert. Interessant ist auch, dass sich das Arbeitsverständnis der Autor*innen lediglich auf monetäre Erwerbsarbeit bezieht. Gleichzeitig nehmen sie an, dass die Lebensrealitäten zwischen Männern und Frauen „*Mitte 30*“ ohne Rücksichtnahme auf weitere Faktoren vergleichbar sind. Dahingehend wird das Erreichen akademischer Grade, die höhere Wochenarbeitszeit und die Bereitschaft für höhere zeitliche Investition mit den grundlegend unterschiedlichen Interessen begründet. Wie schon zuvor verhindert dies einen Blick auf soziopolitische Verhältnisse, in denen Frauen und Männer sich wiederfinden. Kritische Perspektiven, die Aufmerksamkeit auf drohende oder bestehende Ungerechtigkeiten richten, entschärft der letzte Satz des Abschnitts. Dieser bezieht sich auf die „*berufliche Zufriedenheit*“. Obwohl Frauen und Männer unterschiedlich

stark in naturwissenschaftlich-technischen Berufen vertreten sind, ist die Zufriedenheit mit der Berufswahl unterschiedslos. Das impliziert, dass sie mit der horizontalen Segregation und dem Status quo zufrieden sind.

Feinanalyse des Kapitels 7.3.2.1 Aggressivität

197	7.3.2.1 Aggressivität
198	Bei Geschlechtsunterschieden im sozialen Verhalten fällt
199	den meisten Menschen offene physische Aggression ein:
200	Männer gelten als aggressiver im offenen Verhalten als
201	Frauen. Knight, Fabes und Higgins (1996) führten eine
202	Metaanalyse von 110 Studien zur Aggressivität durch.
203	Die mittlere Effektgröße betrug 0,54. Wie . Tab. 7.6 zeigt,
204	hatten Männer nach allen Kriterien im Durchschnitt höhere
205	Aggressivitätswerte, wobei die Effektgröße jedoch stark von
206	der Untersuchungsmethode abhing.

Das Unterkapitel zu „*Aggressivität*“ ist der Anfang des Kapitels über die sozialen Geschlechtsunterschiede. Die Autor*innen beginnen damit, Aussagen über gesellschaftlich verbreitete Meinungen zu treffen, indem sie feststellen, dass „*[b]ei Geschlechtsunterschieden im sozialen Verhalten [...] den meisten Menschen offene physische Aggression [einfällt]*“ (Z...). Dass dies der Mehrheit der Menschen in den Sinn kommt, spezifizieren sie anschließend, da „*Männer [...] als aggressiver im offenen Verhalten als Frauen [gelten]*“. Der einführende Absatz wird durch die Unterlegung der „*Metaanalyse von 110 Studien zur Aggressivität*“ von „*Knight, Fabes und Higgins (1996)*“ abgeschlossen. Die Ergebnisse der Studie werden in „*Tab. 7.6.*“ grafisch dargestellt. Hier ist zu erkennen, dass „*Männer nach allen Kriterien im Durchschnitt höhere Aggressivitätswerte*“³² als Frauen zeigen. Dass dieser Unterschied nicht immer konstant war, zeigte sich in der „*Effektgröße*“, die „*stark von der Untersuchungsmethode abhing*“.

Mit Blick auf den zuvor analysierten Textteil zeichnet sich ein wiederkehrender Aufbau der Argumentationsführung ab. Zunächst wird eine Aussage über vorherrschende Meinungsbilder in der Gesellschaft getroffen, was niederschwellig wirkt und die Leser*innen in einen Bann der Gewohnheit ziehen soll. Darauf folgt die wissenschaftliche Prüfung in Form von exemplifizierenden Studien, deren Glaubwürdigkeit zusätzlich steigt,

³² Die aufgelisteten Kriterien aus Tabelle 7.6. sind „Experimentell“, „Nichtexperimentell“, „Verbale Aggression“, „Physische Aggression“ (Neyer & Asendorpf, 2018)

wenn es sich dabei um Metaanalysen handelt. Abschlussbemerkungen drehen sich meist um methodologische oder interpretative Limitationen, die die Studien begleiteten.

Für den ersten Satz des Abschnitts fällt auf, dass die Autor*innen ihren eigens propagierten *modus operandi*, jede Aussage mit einer Quelle zu hinterlegen, unterlaufen. Ohne Quellenverweis erscheint das Vorkommen der mehrheitlichen Meinung zu sozialen Geschlechtsunterschieden in „*offener physischer Aggression*“ vielmehr als persönliche Einschätzung, was der Tatsache, dass sie eine Aussage über die „*meisten*“ tätigen, Brisanz verleiht. Indem sie von der mehrheitlichen Meinung der „*meisten*“ sprechen, konstruieren die Autor*innen eine bestimmte Personengruppe. Das ist jedoch ein uneindeutiger Begriff, der offenlässt, wer genau zu dieser Personengruppe dazugehört. Eine solche Diffusität der Akteur*innen erschwert konkrete Personen für diese Meinungen verantwortlich zu machen, wenngleich die Bedeutung der Aussage verstärkt wird, da sie über viele Menschen hinweg generalisiert. Mit der Betonung, dass es die Mehrheit der Menschen ist, der Aggression in den Sinn kommt, gewichten die Autor*innen Aggressivität im Themenfeld der sozialen Geschlechtsunterschiede. Wenn anschließend der Blick auf die Forschungslage gerichtet wird, die sich aber nicht mehr um gesellschaftliche Meinungsbilder dreht, sondern um Dispositionen hinsichtlich Aggression, dann gerät die Generalisierung aus dem Blickfeld. Diese Verkettung von Argumenten, in der Nachweise nur für nachgereichte Aussagen angeführt werden, erschwert die Anzweiflung der generalisierten Aussage.

Ähnlich uneindeutig bleibt der Terminus des „*offenen Verhalten[s]*“, in dem Männern höhere Aggressivität zugesprochen wird. Auch der Rest des Buches liefert dazu keine Definition, was nicht nur unbeantwortet lässt, ob es auch nicht-offenes Verhalten gibt, sondern auch, um welchen Bereich von Verhalten es sich konkret handelt. „*[O]ffene physische Aggression*“ hingegen wird mit „*Aggressivität*“ synonym verwendet. Beides zeigt sich in den „*Aggressivitätswerten*“, die mittels psychologischer Forschung produziert werden können und die eine Aggregation (van Leeuwen, 2008) darstellen, also ein Merkmal, das quantifizier- und messbar ist. Ob „*Aggressivitätswert[e]*“ aggressives Verhalten adäquat abbilden und beschreiben, steht nicht zur Debatte. Vielmehr gilt, dass eine Persönlichkeitseigenschaft real existent sein muss, wenn sie sich eindeutig in psychologischen Parametern zeigt. „*Aggressivität*“ ist demnach eine individuelle Veranlagung, hinsichtlich derer sich Menschen unterscheiden und die ihre Neigung zu aggressivem Verhalten abbildet. In diesem Verständnis werden externe Faktoren, die Aggressionen beeinflussen, vollständig missachtet. Für Geschlechtsunterschiede in der

Aggressivität bedeutet das, dass die unterschiedlichen Realitäten von Männern und Frauen für die Bewertung keine Rolle spielen.

207 Im Falle der Aggressivität in partnerschaftlichen Ausei-
 208 nandersetzungen deckte eine Metaanalyse von Archer
 209 (2000) an über 30 000 Paaren einen „paradoxen“ Effekt auf:
 210 Frauen griffen ihren Partner minimal häufiger physisch an
 211 als Männer ($d = 0,05$), auch wenn Männer ihren Partnerin-
 212 nen öfter Verletzungen zufügten als umgekehrt ($d = 0,15$);
 213 62% der Verletzten waren Frauen. Mit anderen Worten: Bei
 214 Konflikten in der Partnerschaft schlugen Frauen mindestens
 215 so häufig zu wie Männer, aber weniger hart. Dass dies dem
 216 alltagspsychologischen Vorurteil widerspricht, dass Gewalt
 217 in der Ehe vom Mann ausgeht, dürfte wohl an zwei Faktoren
 218 liegen: an der Übergeneralisierung der verbreiteten männli-
 219 chen Tendenz zu physischer Gewalt in anderen Situationen,
 220 aber auch daran, dass Männer außerhalb anonymer empiri-
 221 scher Befragungen Gewalterfahrungen in der Partnerschaft
 222 eher für sich behalten, weil sie dem traditionellen Stereotyp
 223 des „harten Mannes“ widersprechen, der sich zumindest auf
 224 diesem Gebiet nichts von seiner Frau bieten lassen muss.

Zeichnete sich im vorherigen Abschnitt noch die Abfolge der Aussagen dadurch aus, dass zunächst eine gesellschaftliche Meinung skizziert und anschließend die wissenschaftlichen Ergebnisse geschildert wurden, drehen es die Autor*innen an dieser Stelle um. Sie beginnen mit der *„Metaanalyse von Archer (2000) an über 30000 Paaren“*, deren Untersuchungsziel es war, über die *„Aggressivität in partnerschaftlichen Auseinandersetzungen“* zu berichten. Dabei *„deckten“* die Forscher*innen einen *„‘paradoxen‘ Effekt auf“*, nämlich dass Frauen öfter gewalttätiges Verhalten zeigten. Diese *„griffen ihren Partner minimal häufiger physisch an als Männer ($d = 0,05$)“*. Die Konsequenz dieses Verhaltens fällt jedoch ebenso geschlechtsspezifisch aus, da *„Männer ihren Partnerinnen öfter Verletzungen zufügten als umgekehrt ($d = 0,15$); 62 % der Verletzten waren Frauen“*.

Etwas aufzudecken bezieht sich auf einen Gegenstand, der vorher im Geheimen bzw. im Verborgenen war und der unabhängig von menschlicher Erkenntnis existierte. Diese

Unabdingbarkeit des „*Effekts*“ ist auch sprachlich repräsentiert, denn er wird „*an*“ den Paaren aufgedeckt. Die Passivierung der Paare unterstreicht, dass sie dem Effekt exponiert sind, welcher wiederum die aktive Rolle übernimmt. Mit Hilfe von Metaanalysen können zuvor undurchsichtige Phänomene zum Vorschein gebracht werden. Diese Kriminal-Symbolik des Aufdeckens hat, insbesondere im Kontext von Gewalt und Aggression, eine Unterhaltungsfunktion und erzeugt eine Spannung für die Leser*innen.

Die Autor*innen halten die Spannung aufrecht, indem sie von einem „*paradoxen*‘ *Effekt*“ sprechen. Das untersuchte Phänomen beinhaltet also einen Widerspruch, wobei zunächst ungeklärt bleibt, was sich konkret widerspricht. Auch aus den Ergebnissen der „*Metaanalyse von Archer (2000)*“ kann noch nichts Paradoxes gewonnen werden, was anzeigt, dass es sich nicht um einen Widerspruch innerhalb des Effekts handelt. Anzumerken ist außerdem, dass die Autor*innen das Adjektiv paradox in Anführungszeichen setzen, was es ironisch hervorhebt und abschwächt.

In den Ergebnissen der Studie zeigt sich, dass Frauen in Partnerschaften öfter „*physisch*“ angreifen. Der Akt des Angriffs ist ein uneindeutiger Begriff, der verschiedene Methoden von physischer Gewalt einschließt. Da hier ausschließlich von physischen Angriffen gesprochen wird, finden andere Formen der Gewalt, etwa verbale, emotionale, strukturelle oder finanzielle Gewalt, keine Berücksichtigung. Aggressivität in partnerschaftlichen Auseinandersetzungen bringen die Autor*innen dementsprechend nur mit einer physischen Komponente in Verbindung. Dahingehend können auch die „*Verletzungen*“ verstanden werden, die folgerichtig physische Verletzungen meinen.

Die Akteur*innen der Partner*innenschaften, um die es geht, treten zunächst in den Hintergrund, während ihre „*Aggressivität*“ in Form einer Objektivierung hervortritt. Innerpartner*innenschaftliche Aggressionen werden nicht als dynamische Austauschprozesse in romantischen Beziehungen beschrieben, sondern als unbewegliches und unweigerliches Merkmal. Die für partner*innenschaftliche Gewalt verantwortliche Aggressivität wird als individuelle Ausprägungen analysiert. Wie viel Gewalt in „*partnerschaftlichen Auseinandersetzungen*“ vorkommt, hängt demnach davon ab, wie hoch die Aggressivität der Partner*innen ist. Umgekehrt kann im Verständnis der Autor*innen Aggressivität anhand des Ausmaßes partnerschaftlicher Gewalt ermittelt werden. Externe Faktoren für partnerschaftliche Gewalt werden dabei nicht miteinbezogen, was die Gewalt kontextlos erscheinen lässt. Da Frauen in ihren Partnerschaften „*minimal häufiger physisch an[greifen]*“, zeichnet sich das Bild einer ausgewogenen Verteilung von Gewalt in Partner*innenschaften.

Dass bei Männern von „*Partnerinnen*“ und bei Frauen von „*Partner*“ gesprochen wird, bezeichnet van Leeuwen (2008) als relationale Identifizierung. Im Vordergrund der Personenbeschreibung steht ihre romantische Beziehung sowie ihr Geschlecht, das sich an den Endungen ableiten lässt. Das Geschlecht der Partner bzw. Partnerinnen impliziert eine Konstellation, in der Partner*innenschaften standardmäßig gedacht werden, nämlich in einer Heterosexuellen. Eine Bezugnahme oder Erklärung, dass es bei den Untersuchungen um explizit heterosexuelle Partner*innenschaften geht, fehlt, wodurch Partner*innenschaft mit heterosexueller Partner*innenschaft gleichgesetzt werden.

Daraufhin fassen die Autor*innen die Ergebnisse der Studie „*[m]it anderen Worten*“ zusammen: „*Bei Konflikten in der Partnerschaft schlagen Frauen mindestens so häufig zu wie Männer, aber weniger hart*“. Mit welcher Intention die Autor*innen die Ergebnisse umformulieren, bleibt spekulativ. Jedenfalls erfüllt es die Funktion einer Vereinfachung, eines zugespitzten Merksatzes, den sich die Leser*innen aus dem Text mitnehmen sollen. Dass die „*anderen Wort[e]*“ aggressive Verhaltensweisen karikieren, zeigt sich zum einen in der rhetorischen Figur des pars pro toto, da „*schlagen*“ für „*physisch an[greifen]*“ steht und somit Gewalt auf physische Gewalt reduziert wird. Zum anderen wird die niedrige Verletzungsrate bei Männern mit der predicational Strategy, dass Frauen nicht so „*hart*“ zuschlagen, begründet. Letzteres ist aus den Ergebnissen der Studie nicht eindeutig ablesbar und folglich eine Interpretation der Autor*innen. Wieso sie zu diesem Schluss kommen, bleibt im Verborgenen, wenngleich sie auf eine physische Unterlegenheit von Frauen gegenüber Männern anspielen.

Der darauffolgende Satz schließt den Kreis des „*‘paradoxen‘ Effekts*“, indem die Paradoxie des Ergebnisses adressiert wird. Dieses „*widerspricht*“ „dem alltagspsychologischen Vorurteil, das besagt, „*dass Gewalt in der Ehe vom Mann ausgeht*“. Eine solche Behauptung stimmt insofern mit dem Aufbau vorheriger Argumentationen überein, als dass es eine Aussage über das Vorkommen weit verbreiteter gesellschaftlicher Meinungen darstellt, die zusätzlich ohne Quellennachweis vorliegt. In der Beschreibung des Vorurteils unterscheiden die Autor*innen nicht zwischen den Begriffen „*Ehe*“ und „*Partnerschaft*“. Sie werden synonym verwendet.

Noch im gleichen Satz eruieren die Autor*innen „*zwei Faktoren*“, aus denen das „*alltagspsychologische Vorurteil*“ entstanden ist. Doch mit dem Konjunktiv „*dürfte*“ distanzieren sie sich von einer verbindlichen Aussage. Somit können sie ihre Vermutungen äußern, ohne dabei Verantwortung für deren Richtigkeit zu übernehmen. Der erste vermutete Faktor besteht in der „*Übergeneralisierung der verbreiteten männlichen Tendenz zu*

physischer Gewalt in anderen Situationen“. Der zweite Faktor ist wiederum eine verschachtelte Begründung auf drei Ebenen. Die erste Ebene umfasst das Antwortverhalten, denn „*außerhalb anonymer empirischer Befragungen [...] behalten*“ Männer „*Gewalterfahrungen [...] eher für sich*“. Die zweite Ebene beschreibt die Ursache für die Tendenz im Antwortverhalten, nämlich das Geheimhalten, „*weil sie dem traditionellen Stereotyp des ‚harten Mannes‘ widersprechen*“. Die Autor*innen kennzeichnen den Bereich „*außerhalb empirischer Befragung*“ als vom „*traditionellen Stereotyp*“ betroffen. Nur durch Erhebungsverfahren wissenschaftlicher Methoden kann das Antwortverhalten der Männer vom Stereotyp bereinigt werden, auch wenn der Stereotyp besagt, dass hart sein gewaltvoll sein bedeutet. Die Spezifikation des Stereotyps als „*traditionell*“ markiert es in seiner herkömmlichen Fassung. „*[T]raditionell*“ aktiviert die Strategie der authority of tradition (van Leeuwen, 2008), die die Prävalenz des Stereotyps unter Männern legitimiert. Dass es diesen Stereotyp „*des ‚harten Mannes‘*“ gibt, muss nicht weiter belegt werden, weil es ihn schon immer so gab. Und schließlich erfolgt die Charakterisierung des Stereotyps auf der dritten Ebene. Der harte Mann muss „*sich zumindest auf diesem Gebiet nichts von seiner Frau bieten lassen*“. Wenn der harte Mann sich „*zumindest auf diesem Gebiet*“ auszeichnet, bedeutet das gleichzeitig, dass es Gebiete gibt, in denen er sich etwas „*von seiner Partnerin bieten lassen muss*“. Welche Bereiche dies sind, wird nicht erklärt. Jedoch impliziert sich etwas „*bieten lassen*“, dass es Männern unangenehm ist mit einer Frau gleichauf zu sein. Die Autor*innen erkennen zwar an, dass der Stereotyp wirkt, doch der Effekt beschränkt sich auf die Ehrlichkeit bzw. auf die Exaktheit des Antwortverhaltens von Männern. Auf die tatsächlich ausgeübte physische Gewalt in Partnerschaften hat der Stereotyp des „*‚harten Mannes‘*“ keine Auswirkung. Die logische Schlussfolgerung der Argumentation ist, dass Männer zwar durch den Stereotyp hart zu sein geprägt sind und diesen erfüllen wollen, jedoch an der Umsetzung in der Realität scheitern. Letztere zeichnet sich dadurch aus, dass Männer in partnerschaftlichen Beziehungen ebenso häufig von ihrer Partnerin physisch attackiert werden wie umgekehrt.

Feinanalyse des Kapitels 7.3.2.3 Partnerwahl

Das Kapitel 7.3.2.3 Partnerwahl wird deswegen in die sprachliche Analyse miteinbezogen, weil es einen direkten Bezug zu evolutionspsychologischen Theorien herstellt und diese Theorien ausgehend von der Strukturanalyse besonders typisch für die Beschäftigung der Differentiellen Psychologie mit Geschlecht ist. Der ausgewählte Textteil folgt auf eine Aneinanderreihung von Ergebnissen aus der Attraktivitätsforschung und kann als Conclusio für das Kapitel verstanden werden, die sich wie folgt darstellt:

225 Insgesamt sprechen diese Befunde dafür, dass es einen
 226 deutlichen Geschlechtsunterschied in der subjektiven
 227 Bedeutung physischer Attraktivität für die Partnerwahl gibt:
 228 Für Männer spielt sie eine größere Rolle als für Frauen. Wie
 229 eine Metaanalyse von Feingold (1992b) zeigt, legen Frauen
 230 dafür mehr Gewicht auf den sozialen Status des Partners
 231 (ein großer Effekt: $d = 0,75$), Ambitioniertheit (d. h. Streben
 232 nach Leistung oder Bildung; $d = 0,55$), guten Charakter
 233 ($d = 0,29$), Intelligenz ($d = 0,25$) und Humor ($d = 0,22$).

Um das Kapitel der Partnerwahl abzuschließen, soll auf einen Abschnitt zu physischer Attraktivität eingegangen werden. Dieser Teil fasst zunächst vorherige Ergebnisse mit dem Hinweis zusammenzufassen, *„dass es einen deutlichen Geschlechtsunterschied in der subjektiven Bedeutung physischer Attraktivität für die Partnerwahl gibt“*. Das referenzierende Pronomen *„diese“* bei *„Befunde“* bezieht sich auf die Studien vorheriger Textabschnitte, deren Analyse nicht notwendig ist, da ihre Conclusio von den Autor*innen nochmals verdeutlicht wird: *„[f]ür Männer spielt sie eine größere Rolle als für Frauen“*, wobei das Pronomen *„sie“* die *„physische Attraktivität“* meint. Doch physische Attraktivität ist nicht die einzige Qualität, die bei der Partner*innenwahl ausschlaggebend wirkt. Auf welche Merkmale *„Frauen dafür mehr Gewicht“* legen, wird anschließend mit der *„Metaanalyse von Feingold (1992b)“* vorgestellt. Die Ergebnisse der Studie werden in nicht näher beschriebenen Kategorien aufgezählt. Das umfasst den *„sozialen Status des Partners (ein großer Effekt: $d = 0,75$), Ambitioniertheit (d.h. Streben nach Leistung oder Bildung; $d = 0,55$), guten Charakter ($d = 0,29$), Intelligenz ($d = 0,25$) und Humor ($d = 0,22$)“*. Nach welcher *„Leistung“* gestrebt wird oder was einen *„guten Charakter“* von einem schlechten unterscheidet, bedarf keine Erklärung. Andere Aspekte wie Intelligenz, Humor oder sozialer Status sind von der Differentiellen Psychologie weitreichend erfasste Größen. In beiden Fällen vertrauen die Autor*innen auf das Vorwissen der Leser*innen.

Die Darstellung der Studien in diesem Abschnitt zeichnet sich durch eine Personifizierung der Wissenschaft aus. Die *„Befunde“* sind nicht nur die grammatikalischen Subjekte und somit Handlungsausführende der Aktionen, sie *„sprechen“* für eine eindeutige Interpretation des Sachverhalts. Doch es ist genau diese Interpretationsleistung, die damit verschleiert wird. Die Ergebnisse haben eine eigene Agency, sie *„sprechen“* für sich selbst, sodass sie lebendig wirken und wodurch davon abgelenkt wird, dass die Bewertung von Menschen durchgeführt wurde. In der Konsequenz lässt der Abschnitt nur die Auslegung zu,

dass Männer physische und Frauen soziale Merkmale bei der Partner*innenwahl mehr gewichten.

Diskussion der Ergebnisse

Im Selbstverständnis der KDA sind die Autor*innen und ihre eignen Diskurspositionen Teil der Auseinandersetzung. Das heißt, dass ethische Vorstellungen und Werte, die mit diesen Diskurspositionen einhergehen, an die analysierten Fragmente angelegt werden und davon ausgehend eine Kritik formuliert wird. Deswegen sollen im Anschluss die Ergebnisse der Fein- und Strukturanalyse vor dem Hintergrund einer gesellschaftlich konstituierten Zweigeschlechtlichkeit begriffen werden. Dafür nehme ich Rekurs auf diejenigen (queer-)feministischen Theorien, die in den Kapiteln zur Einführung bzw. Metatheorie beschrieben worden sind. Für die Nachvollziehbarkeit meiner Argumentation bediene ich mich sowohl des feinanalysierten Materials von Neyer und Asendorpf (2018) als auch bei den anderen Lehrbüchern, die Teil der Strukturanalyse waren.

Biologisierung von Geschlecht

Im feinanalysierten Material von Neyer und Asendorpf (2018) finden sich einleitende Auseinandersetzungen mit dem eigenen Geschlechtsverständnis. Diese einführende Auseinandersetzung legt offen, dass die Autor*innen Geschlecht als etwas ‚Natürliches‘ begreifen, das mit den Gesetzen der Biologie beschrieben werden kann. Geschlecht existiere unabhängig von menschlichem Einfluss, von sozialen Prozessen oder Wissenschaften. Deswegen kann Geschlecht objektiv mit biologischen Parametern beschrieben werden. Dass diese Parameter sich ausschließlich auf den Körper beziehen, ist nicht verwunderlich, kommt dem Körper doch eine Vorrangstellung im differentialpsychologischen Wissenschaftsdiskurs zu (Bublitz, 2021b).

Wie mit Bublitz (2021b) beschrieben werden kann, gleicht die physiologische Beschreibung des Körpers einer technisch-maschinellen Gliederung seiner Bestandteile, deren Aufgaben und ihrer wechselwirkenden Zusammenhänge. Somit bildet der Körper das materielle Fundament sozio-kultureller Einschreibungen, die den Körper in Form von Disziplinierungstechnologien zurichten. Über die (psychologische) Wissensproduktion tritt der Körper besonders als statistisch-numerische Größe hervor, die Mess- und Modifizierbarkeit gewährleistet und die Einschreibungen normativer Gesellschaftsverhältnisse vermittelt (Bublitz, 2021b). Da die Beschreibung des geschlechtlichen Körpers der Medizin bzw. der Biologie obliegt, zeichnet er sich dementsprechend durch medizinisch-biologische Kriterien aus. Schließlich ist der Körper „biologisches Faktum“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 350). Solche Fakten zeigen sich etwa

in der unterschiedlichen „Lateralisation, Gehirnstruktur und Testosteronspiegel“ (Maltby et al., 2011, S. 679), dem Verhältnis von grauer und weißer Substanz des Gehirns (Maltby et al., 2011), der „synaptische Dichte im Hirngewebe“ (Stemmler et al., 2016, S.593), durch das „genetische Geschlecht“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 351) bzw. „chromosomale Geschlecht (XX oder XY)“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 350). Eine Vagina bzw. einen Penis zu haben, hohe Testosteron- bzw. Östrogenhaushalte oder XX bzw. XY Chromosomen können den beiden Geschlechtskategorien scheinbar eindeutig zugewiesen werden und umgekehrt bildet die konstruierte Natürlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit die Legitimation, den Körper gewaltvoll in die dichotome Geschlechtskategorien hineinzuzwängen.

Mit stetigem Verweis auf diese physiologischen Grundlagen des Körpers wird seine (Zwei-)Geschlechtlichkeit durch die normative Kraft der Wissenschaft (co-)produziert. Die psychologische Wissenschaft wandelt die ‚Wahrheiten‘ machtförmiger Gesellschaftsverhältnisse in ‚Wahrheiten‘ in Bezug auf geschlechtliche Körper um und vice versa. Der Körper wird zum Austragungsort von Machteffekten „im Rahmen einer Körper- und Bevölkerungspolitik“ (Bublitz, 2021b, S. 64). Die Erhaltung hegemonialer Machtsysteme in modernen Gesellschaften zeichnet sich durch eine Regulation des Lebens aus. Disziplinar- und Biomacht wirken gleichzeitig und hegen den Körper für ihre Zwecke ein. Die Differentielle Psychologie ist Teil des institutionalisierten Diskurses über die Darstellung des (zwei-)geschlechtlichen Körpers, über den Biomacht ausgeübt wird. Indem die Differentielle Psychologie auf der Vorstellung einer Zweigeschlechtlichkeit basiert und sie fortwährend belegt, ist sie gleichzeitig Grundlage und Effekt eines regulierenden Zugriffs auf den Körper. Die Prävalenz eines binären Geschlechtskörpers im mehrheitsgesellschaftlichen und wissenschaftlichen Verständnis bedingt sich durch die Notwendigkeit von „Disziplinierung, Optimierung und Nutzbarmachung des Organischen“ (Bublitz, 2021b, S. 64). Mit einem disziplinierten und nutzbaren Körper der Subjekte können diese hinsichtlich einer kapitalistischen Verwertungslogik und Reproduktion reguliert werden, was u. a. die Regulation „der Geburten- und Sterberate, des Gesundheitsniveaus, der Lebenserwartung und Lebensvorsorge“ (Bublitz, 2021, S. 64) bedeutet. Daraus können sich die vorherrschenden Machtstrukturen aus Patriarchat und Kapitalismus (wieder-)herstellen.

Die patriarchale Herrschaft, die auf die Binarität der Geschlechter angewiesen ist (Butler, 1991), erhält in Form der Differentielle Psychologie eine Verbündete, die den Status Quo des hierarchischen Geschlechterverhältnisses reproduziert und festigt. Gleichzeitig macht der technische Zugang differentialpsychologischer Methoden zu Geschlechtlichkeit die sozialen Einflüsse unkenntlich. Der Effekt des naturwissenschaftlichen

Selbstverständnisses der Differentielle Psychologie ist dementsprechend, die sozio-kulturelle Konstitution von Geschlecht in der Naturalisierung der Geschlechterverhältnisse aufzulösen und unkenntlich werden zu lassen (Bublitz, 2021a). Das heißt nicht, dass die Differentielle Psychologie vor der Beschreibung sozialer Phänomenen Halt macht. Vielmehr schreibt sich ihr Impetus zur Naturalisierung nicht nur in biologische Faktoren, sondern eben auch in den sozialen Unterschieden der Geschlechter ein (siehe Kapitel über „Soziale Geschlechtsunterschiede“ in Neyer & Asendorpf, 2018, S. 365).

Mit Berufung auf Butler (1997) soll durch die Kritik dieser Arbeit jedoch nicht hinterfragt werden, dass Körper eine Geschlechtlichkeit bzw. eine materielle Grundlage haben, sondern dass ihrem Verständnis eine ausschließlich zweigeschlechtliche Form inhärent ist. Doch auch am Körper, den die Differentielle Psychologie beansprucht objektiv zu durchdringen, zeigen sich sozial konstruierte und patriarchale Muster, wie etwa die fälschliche Beschreibung der ‚Scheide‘ als äußeres weibliches Geschlechtsorgan (von Redecker, 2011). Auch die Übersetzung körperlicher Eigenschaften in Statistiken und Zahlen zieht gemittelte Ergebnisse in Form von Häufigkeitsverteilungen mit sich, die einer strikt binären Einteilung der Geschlechter widersprechen. Interessanterweise werden diese Häufigkeitsverteilungen im Material adressiert und darauf verwiesen, dass sich Männer und Frauen großteils in ihren Merkmalsausprägungen überschneiden. Die Unterschiede seien eher geringer als größer und lediglich leicht abweichende Mittelwerte seien Anhaltspunkte tatsächlicher zweigeschlechtlicher Zuordnung. Das hält die Autor*innen aber nicht dazu an, an der zweigeschlechtlichen Kategorisierung zu zweifeln. Vielmehr wird dem Widerspruch von breit gestreuten geschlechtlichen Merkmalen und einer alternativlosen Binarität beigegeben, indem binäre Kategorien willkürlich festgelegt und die zu Daten und Zahlen gemachten Merkmale gewaltvoll hineingezwungen werden (Bublitz, 2021a).

Zur Verwendung von Symbolen

Im Material wird Geschlecht auch auf symbolischer Ebene naturalisiert. Die Autor*innen bedienen sich verschiedener Natursymboliken, die gesellschaftliche Konnotationen haben und die Leser*innen stets an die Verbundenheit von Geschlecht und Natur erinnern. So erhalten etwa Eltern als Natursymbole von Reproduktion, Wachstum und Fruchtbarkeit eine große Gewichtung, indem sie wiederholt als beispielhafte Personengruppen angeführt werden. Gleichzeitig werden Eltern als Paarung von Mann und Frau bzw. Vater und Mutter stets heteronormativ gedacht.

Ein solches Symbol von Wachstum findet sich in der Naturalisierung von Geschlecht mittels der Darstellung einer Geschlechtsentwicklung. Die Autor*innen konstruieren eine

Vorstellung, nach der die Ausprägung, das Verständnis und die Ausübung von Geschlecht einem linearen und homogenen Verlauf folgen. Solche geschlechtstypischen Verläufe finden sich auch auf biologischer Ebene und bereits pränatal, sprechen die Autor*innen beim Einfluss von Hormonen doch von einer „sexuellen Vermännlichung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352) bzw. einer „kognitiven Verweiblichung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352) von Feten. Weiterhin werden biografische Zeitpunkte festgemacht, an denen Kinder und Jugendliche ein mehr oder weniger ausgereiftes Verständnis von Geschlecht entwickelt haben sollten bzw. Geschlechtsstereotype mehr oder weniger rigide sind. Die gängige Erklärung zielt dabei auf einen Entwicklungsstand ab. Dabei sind Kinder und Jugendliche in bestimmten Phasen unterschiedlich fähig, spezifische Geschlechtskonzepte zu verstehen und zu übernehmen, was wiederum zu ihrer ganz spezifischen Geschlechtsentwicklung gehört. Äußerungen, wie „[d]as Geschlechtsverständnis wächst rapide während der Vorschulzeit und ist am Ende der Grundschulzeit weitgehend ausgebildet“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 354) bekräftigen das Bild, dass das Geschlechtsverständnis an eine vorgeschriebene Geschlechtsentwicklung gebunden ist. Die Autor*innen des Materials räumen den Effekt von Kultur, Geschlechtsstereotyp oder „spezifischer Sozialisationseinflüsse“ (Stemmler et al., S. 598) zwar ein, nur um sie anschließend wieder auf biologische Erklärungsmuster zu beziehen oder durch das Fehlen „positiver Belege“ für Sozialisationseinflüsse (Stemmler et al., 2016, S. 599) zu relativieren. Dabei bleibt die Möglichkeit außen vor, dass Kinder, Jugendliche und ihre Vorstellungen von Geschlecht unter gesellschaftlichen Normen fortlaufend geprägt werden, die sich durch ständige Wiederholungen und Reaktualisierungen immer mehr in ihre Geschlechtspraxis einschreiben. Übrig bleibt eine Vorstellung von Geschlechtsentwicklung, die sich für alle Menschen ‚gleichen Geschlechts‘ annähernd gleich vollzieht und deswegen als natürlich und immer schon dagewesen erscheint.

In der Beschreibung der Geschlechtsentwicklung tritt eine Verdichtung der von Butler (1997) beschriebenen Norm der Kontinuität zutage. Geschlechtsentwicklungen haben immer eine zeitliche Komponente, die bestimmte geschlechtliche Zuschreibungen, wie geschlechtliches Verhalten, Fühlen oder Denken, an einen bestimmten Zeitabschnitt im Leben eines Menschen haftet, mit kognitiven und emotionalen Entwicklungsschritten einhergeht und die dadurch eine Norm konstruiert, wie eine typische Geschlechtsentwicklung ablaufen soll. Abweichungen davon werden als Regelbruch gesehen und als abnormal charakterisiert.

Eine symbolische Bedeutung hat auch die Konstruktion von dualen Kategorien, die sich durch das Material ziehen. Besonders auffällig ist das hierarchisierte Verhältnis von

Wissenschaftler*in und Versuchsperson. Die Hierarchisierung drückt sich etwa darin aus, dass Versuchspersonen oftmals passiviert (van Leeuwen, 2008) werden, während die Wissenschaftler*innen befugt sind, die auszuwählenden Geschlechtskategorien für die Versuchspersonen vorzugeben und diese dann hinsichtlich ihres Geschlechts zu bewerten. Damit wenden sie eine Machtstrategie der Disziplinarmacht an, nämlich die konstante Überwachung der Subjekte. Doch die Machtgefälle entstehen nicht nur entlang dieser Linie. Gleichzeitig werden über die psychologische Wissenschaft weitere Analysekategorien gebildet, deren Funktion im Vergleichen, Unterscheiden und Hierarchisieren liegt. Solche oftmals dualen Kategorien sind etwa Wissenschaftler*in und Versuchsperson, Männer und Frauen, geschlechtstypisch und geschlechtsuntypisch, homosexuelle und heterosexuelle sowie kranke und gesunde Menschen. Dabei muss stets mitgedacht werden, welches Verhältnis die beiden Gruppen zueinander haben, wonach sie verglichen bzw. unterschieden werden und inwiefern diese Gruppen in je konstitutiver Abgrenzung voneinander sind. Auch hier werden Hierarchien konstruiert, so werden beispielsweise Männer als kompetenter und erfolgreicher als Frauen beschrieben oder homosexuelle Menschen durch einen Krankheitsbezug als Abnormale den gesunden und normalen heterosexuellen Menschen entgegengestellt. Auf letzteres wird im Kapitel zur Reproduktion der heterosexuellen Matrix näher eingegangen.

Attraktivitätsforschung und Evolutionspsychologie

Die Aussagen, die über die Geschlechter und ihre unterschiedlichen Praxen hinsichtlich Partner*innenwahl getroffen werden, begründen die Autor*innen anhand einer evolutionsspezifischen Logik von natürlicher Selektion und Vererbung. Messbare Unterschiede in der Partner*innensuche werden mit menschheitsgeschichtlichen Entwicklungsfaktoren von Fitness, genetischer Resilienz und Überlebenswahrscheinlichkeiten in Verbindung gebracht.

Auch die Forschung um die Partner*innenwahl ist stark von evolutionspsychologischen Zugängen geprägt, die u.a. theoretisieren, „dass Frauen einen monogamen [...], Männer jedoch einen polygamen Lebensstil anstreben würden“ (Maltby et al., 2011, S. 674). Dass die Männer mehr Wert auf physische Attraktivität legen, ist somit über einen Jahrtausende andauernden Prozess entstanden, der nun Anteile moderner Männlichkeit ausmacht. Die Forschung um die Partner*innenwahl ist demnach losgelöst von machtanalytischen Perspektiven, die etwa die Sexualisierung von Frauen als herrschaftlichen Mechanismus ausmachen. Die Objektifizierung von Frauen, die sexualisierte Gewalt begründet, wird dahingehend legitimiert, als dass sie in der Natur der

Männer bzw. von Männlichkeit liegen würde. Darüber hinaus wird Frauen die Sorgearbeit evolutionspsychologisch zugeschrieben, weil es den Erhalt der Nachkommen sicherstellt. Für eine umfassende und kritische Betrachtung von Attraktivitätsforschung anhand der Gute-Gene-Hypothese, siehe Ruck (2012).

Die (Re-)Produktion der heterosexuellen Matrix – zur Intelligibilität der Geschlechter

Vor dem Hintergrund von Butlers Konzept der heterosexuellen Matrix kann auch das Material analysiert werden. Die heterosexuelle Matrix lässt nur ein bestimmtes Ableitungsverhältnis von Körper, Geschlechtsidentität und Sexualität zu, das die Subjekte in die binären Geschlechtskategorien einteilt und schließlich intelligibel macht (Butler, 1997). Alle anderen Varianten sind undenkbar, sie werden aus- und davon abgegrenzt.

Auch hier wirkt die Durchdringung des Körpers mittels Biologie und Medizin. Da er natürlich ist und medizinisch-naturwissenschaftlich gegliedert werden kann, so ist auch Geschlecht eine natürliche Gegebenheit, die anhand dieser Bestandteile beschreib- und analysierbar ist. Deswegen sind die zweigeschlechtlichen Subjektivierungsformen Männer und Frauen etwas Natürliches. Diese werden durch die Geschlechtszuweisung bei der Geburt durch externe Personen (meistens Ärzt*innen) in ihre zugehörige Geschlechtsidentität inauguriert (Butler, 1997). Das biologische Geschlecht ist in steter Begleitung des „psychologischen Geschlechts“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 353), das sich dadurch auszeichnet, welches Geschlecht sich eine Person selbst zuspricht, bzw. wie sehr sie sich mit „geschlechtstypischen Attributen identifiziert“ (Stemmler et al., 2016, S. 598).

Die Lehrbücher beschreiben die Objekte ihre Untersuchung als Männer und Frauen. D.h. Personengruppen werden aufgrund ihres Geschlechts referenziert, was Wodak und Reisigl (2001) engendering nennen. Diese Form der Anrufung ist eine gesellschaftlich anerkannte und vollständig normalisierte Praxis, die die geschlechtliche Zuweisung einer Person bei ihrer Geburt reproduziert. Es ist diese gesellschaftliche Anerkennung, die eine Auseinandersetzung über die Richtigkeit der Verwendung in den Hintergrund rücken lässt. Wenn die Personen aufgrund ihres eindeutigen Geschlechts benannt werden können, dann muss Geschlecht in seiner normalisierten Dichotomie real und richtig sein. Gleichzeitig werden durch die normalisierte Praxis, ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ als solche zu benennen, Zweifel daran, ob die benutzten Kategorien überhaupt adäquat sind, erschwert. Körper und Identität werden somit in eine deduktive Beziehung gesetzt, denn wer als ‚Frau‘ benannt wird, der ‚ist‘ auch eine Frau und hat einen weiblichen Körper. Das Gleiche gilt für ‚Männer‘ (Butler, 1997). Dass es sich um eine strikt binäre Ausformung der Geschlechter handelt und nicht um eine ebenso plausible Alternative, liegt ebenso in der heterosexuellen

Matrix begründet. Erst die heterosexuellen Paarungen aus Männern und Frauen können die Anforderungen moderner Machtsysteme nach Reproduktion und ihrer Regulation realisieren. Gleichzeitig konstituiert die heterosexuelle Matrix das patriarchale Unterdrückungsgefüge zwischen den Geschlechtern, „in der das männliche Geschlecht als – universelles und allgemeines – Subjekt firmiert und das weibliche den Subjektstatus niemals erreicht“ (Bublitz, 2021b, S. 66).

Zwar werden andere sexuelle Orientierungen im Material adressiert, aber bei der Beschreibung von Partner*innenschaften haben Frauen nur „Partner“ und Männer nur „Partnerinnen“ (Neyer Asendorpf, 2018, S. 66). Es zeigt sich, dass heterosexuelle Paarkonstellationen als Standard gedacht werden. Sie stellen die Norm einer natürlichen Sexualität dar. Aber es ist nicht nur die alleinige Kombination aus Mann und Frau, die eine heterosexuelle Partner*innenschaft auszeichnet, sondern auch die Normen und Regeln, die Heterosexualität als solche strukturieren (Butler, 1991). Das heißt, die Art und Weise, wie heterosexuelle Beziehungen geführt werden, unterliegt ebenso einem gesellschaftlich dominanten Machtverhältnis, das sich an bestehenden Normen orientiert, diese reproduziert und somit den patriarchalen Status Quo erhält.

Teil der heterosexuellen Matrix ist, dass sich die Geschlechter unterscheiden. Doch sie sind nicht nur verschieden voneinander, sondern komplementieren einander auch. Männer und Frauen werden als Gegenpole konstruiert, die mit ihren gesellschaftlichen Positionen einhergehen und Stereotype reproduzieren. Entlang einer Stereotyplogik werden Männer etwa als rational und Frauen als emotional dargestellt. Diese Zuschreibungen finden sich vor allem in der Natur ihres Geschlechts und haben wiederum Konsequenzen für ihre Realitäten, wie z.B. bei der Berufswahl, so sind Männer an ‚Dingen‘ orientiert, haben „größeres praktisches [...] und wissenschaftliches Interesse“ und sind „interessierter an Ingenieurwesen [...] Naturwissenschaften [...] und Mathematik“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 365), während Frauen an ‚Menschen‘ orientiert sind, „eher soziales Interesse [...], künstlerisches Interesse [...] und Interesse an Büroberufen“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 365) haben. Die Geschlechterkomplementarität kreiert nicht nur die Illusion einer natürlichen Unterschiedlichkeit, sondern auch, dass das seine Richtigkeit hat. Wenn die Eigenschaften und Verhaltensweisen von Männern und Frauen sich ergänzen, also für unterschiedliche Bereiche von Nutzen sind, die zu einem Ganzen zusammengefügt werden können, verleiht das den unterschiedlichen Geschlechtszuschreibungen einen Sinn und eine Logik. Somit können die unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen, also unterdrückerische patriarchale Konstellationen gerechtfertigt werden.

Die Komplementarität der Geschlechter ist laut Hirschauer (2013) keine immer schon bestehende Verhältnismäßigkeit der Geschlechter, sondern eine historische Diskursentwicklung, die als Antwort auf eine immer gegenstandloser werdende Geschlechterdifferenz zu verstehen ist. Die Frage nach den Ursachen der Geschlechterdifferenz löst sich darin auf, dass die Geschlechter in einem natürlich anmutenden Verhältnis der Kompensation stehen, das seine Legitimation aus der scheinbaren Passung bezieht.

Die Differentielle Psychologie und der Normalismus

Zur Aufrechterhaltung des Bestehenden braucht es eine Konstruktion des Normalen, die den Status quo erwartet, unbedenklich und unveränderlich erscheinen lässt. Das Normale ist, was vorstellbar und ‚richtig‘ ist. Nur vor der Folie einer konstitutiven Normalität können Devianzen vom Normalen unter mühsamer Abgrenzung kompensiert werden (Link & Link-Heer, 1990).

Im Material wird die Normalität u.a. über die Herausarbeitung dessen, was für Männer und Frauen besonders typisch ist, konstruiert. Unter der Prämisse einer Zweigeschlechtlichkeit werden die Versuchspersonen in zwei vergleichbare Gruppen eingeteilt. Gleichzeitig bedienen sich die Autor*innen für die Generierung von Wahrheiten einer legitimierenden Statistik, die Geschlecht durch Quantifizierung erfassbar macht. Die Statistik kann sowohl am Anfang als auch am Ende einer beweisführenden Logik stehen, seien es um sie herum konzipierte Methoden oder durch sie gemessene Ergebnisse. Damit Argumenten ein Wahrheitsgehalt zugesprochen wird, reicht es oftmals zu erwähnen, dass sie durch eine Metaanalyse gestützt werden oder dass es sich um eine hohe Effektstärke handelt.

Die statistische Durchdringung von Geschlecht hat zur Folge, dass beschrieben werden kann, in welchen statistischen Bereichen laut Normalverteilung sich verschiedene geschlechtliche Ausprägungen bewegen sollten. Es können Durchschnitte ermittelt werden, die einen Ankerpunkt für die Einordnung vergeschlechtlichter Verhaltens-, Denk- und Fühlweisen bilden. Letzteres wird vor den Referenzpunkten von statistischen Mittelwerten und einer Normalverteilung durch Wissenschaftler*innen bewertet und dahingehend eingestuft, ob es ‚normal‘ ist. Hier kann mit Link (1997) beschrieben werden, dass sich diese Normalitätsbereiche nicht aus objektiven Grenzverläufen ergeben, sondern durch konkrete Akteur*innen des wissenschaftlichen Apparats festgelegt werden. Mit ständigen Verweisen auf eine beweisführende Statistik wird der menschliche Einfluss jedoch verschleiert. Hierbei handelt es sich um einen argumentativen Zirkelschluss, denn die Messung von geschlechtstypischen Eigenschaften kann umgekehrt nur funktionieren, weil sich im

Vorhinein auf die Festlegung einer dichotomen Geschlechtskategorie geeinigt wurde, für die die Messungen Legitimationsgrundlage darstellen.

Das prominente Wort des Materials lautet ‚geschlechtstypisch‘. Dabei stehen die beiden Geschlechter immer im Verhältnis zueinander, die typischen Merkmale für Männer werden dabei mit jenen von Frauen verglichen, sodass die Zuschreibungen als besonders typisch für die Geschlechter charakterisiert werden können. Folglich können Menschen eingeordnet werden, je nachdem wie geschlechtstypisch sie sich verhalten, denken oder fühlen. Diese Ergebnisse speisen die Konstruktion derjenigen Normen, die festlegen, was Männer und Frauen tun, denken und fühlen ‚sollen‘. Dabei können sich die Normen auf die Normalitäten berufen, da sie nicht als willkürlich autorisiert erscheinen, sondern als natürliche, auf Statistik und der Realität beruhende Gegebenheiten (Link, 1997). Umgekehrt können diese Unterschiede auch nur statistisch festgestellt werden, da die Individuen ihr Verhalten, Fühlen und Denken an den Normen ausrichten. Die Differentielle Psychologie ist also gleichzeitig Konstrukteurin und Vermessende gesellschaftlicher Normen.

In der differentialpsychologischen Beschreibung der Geschlechter führen Abweichungen von geschlechtstypischen Verhaltensweisen, Gefühlen oder Gedanken nicht dazu, dass das, was typisch ist, angezweifelt wird. Vielmehr werden geschlechtsuntypischen Merkmalen untypische biografische Verläufe oder charakterliche Ausprägungen angeheftet, die ihre Zuweisung zum Anormalen legitimieren. Vielmehr dienen sie als Bestätigung dafür, dass geschlechtsuntypische Merkmale mit untypischen biografischen Verläufen oder charakterlichen Ausprägungen einhergehen. So können nicht nur die Normalitäten der beiden Geschlechter gefestigt, sondern ebenso die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit gesichert werden. Indem jede geschlechtsspezifische Devianz als Beweis für ein abnormales Subjekt gesehen wird, gibt es keine Möglichkeit eine andersartige Konstruktion von Geschlecht aufzuzeigen (Butler, 1997). Die Geschlechtsbinarität wird dem ‚normalen‘ Subjekt unhintergebar angefügt, das als normatives Vorbild für alle Menschen konstituiert wird.

Zur Darstellung von Homosexualität

Außerhalb der heterosexuellen Matrix ist auch die Homosexualität zu verorten. Weil diese für die Hegemonie heterosexueller Machtstrukturen bedrohlich ist, muss Homosexualität bzw. homosexuelle Menschen als abnormal konstruiert werden, um sich davon abgrenzen zu können. Homosexualität kann mit als Supplement der Heterosexualität beschrieben werden (Butler, 1997). Das heißt, dass die Heterosexualität für die eigene

Konstitution auf die Abgrenzung zu homosexueller Andersartigkeit angewiesen ist und sie als Abwandlung einer natürlichen Heterosexualität darstellt (Butler, 1997).

In der Ausgrenzung von Homosexualität aus dem, was die heterosexuelle Matrix als normal definiert, ist die von Butler beschriebene Norm der Kohärenz (Butler, 1997) am Werk. Das biologische Geschlecht bzw. der geschlechtliche Körper stellt die ‚wahrhaftige‘ Basis dar, die in ihrer Wahrhaftigkeit jederzeit erkennbar ist. Das biologische Geschlecht ist unhintergebar und natürlich festgelegt und zieht ein Set geschlechtlicher Zuschreibungen mit sich, die über die heterosexuelle Matrix vermittelt sind. Folglich wird im Material nicht etwa die Zuweisung zu einem biologischen Geschlecht hinterfragt bzw. als untypisch klassifiziert, sondern die Praxen homosexueller Menschen, die nicht unbedingt mit deren konkreten sexuellen Praxen in Verbindung stehen müssen. Das sind etwa „Spielzeugpräferenzen“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 377); die „Spielpartner des anderen Geschlechts und Aktivitäten, die typisch für das andere Geschlecht sind“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 358).

Homosexualität zeigt sich in einem Bruch der Norm der Kohärenz, da das biologische Geschlecht nicht mehr automatisch an das vorgeschriebene sexuelle Begehren des ‚Gegengeschlechts‘ gebunden ist. Diese Nichtübereinstimmung bzw. Nicht-Kohärenz mündet in der Pathologisierung und defizitären Darstellung von Homosexualität bzw. homosexuellen Menschen. Die Botschaft der verletzten Norm der Kohärenz lautet: wenn Menschen nicht heterosexuell sind, dann sind sie „geschlechtsuntypisch“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 358), haben eine „atypische Geschlechtsentwicklung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 358) und sind krank. Letzteres kann gezeigt darin gezeigt werden, dass Homosexualität in ein Näheverhältnis zu einer „genetischen Störung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352), wie der kongenitalen adrenalen Hyperplasie gesetzt wird. Über diese Verbindung von genetischen Störungen und Homosexualität wird das Bild erzeugt, dass es sich um eine Form der Sexualität handelt, die Krankheiten als Ursache hat. Wenn Homosexualität lediglich das Produkt defekter Gehirne ist, muss sie nicht als gleichwertige Sexualität anerkannt werden. Damit werden nicht nur heterosexuelle Praxen als normal und typisch repräsentiert, sondern dezidiert homophobe Ressentiments bedient.

Das Abnormale und Ausgestoßene wird im Zuge der Messbarmachung und statistischen Konstruktion des Normalen in ebenso physisch-anatomischen Manifestationen repräsentiert. So kann laut den Autor*innen auch Homosexualität mit den Parametern der Biologie beschrieben werden, schließlich sei ein „deutlicher genetischer Einfluss auf die sexuelle Orientierung von Männern und Frauen [...] inzwischen mehrfach repliziert“ (Neyer

& Asendorpf, 2018, S. 358). Die Differentielle Psychologie hilft dabei, die abstrakten normativen Lagerungen einer heterosexuellen Matrix in den Bereich des Realen und Natürlichen zu übersetzen und in die Materie des Körpers einzuschreiben. Das sind für Homosexualität etwa Gehirnareale, wie der „sexuell dimorphe Nukleus der präoptischen Area (SDN-POA) des Hypothalamus“ (Stemmler et al., 2018, S. 595), oder genetisch markierte Hormonspiegel von Testosteron und Östrogen. Die Individuen sind hinsichtlich ihrer (abweichenden) Physiologie vergleichbar und bilden somit durch ihre Abnormalität das konstitutive Außen der heterosexuellen Matrix.

Diese geschlechtsuntypischen Anomalien finden sich in geschlechtsspezifischen Alltagspraxen und Biografien. Homosexuelle Subjekte verhalten sich also nicht so, wie es von ihrem Geschlecht erwartet wird, was sie anders und nicht intelligibel macht. Um Homosexualität für die heterosexuelle Hegemonie begreifbar zu machen, muss erstere in die vorgefertigten Charakterisierungen letzterer eingefügt werden. Deswegen fokussiert sich das Material auf die Herausarbeitung von Ähnlichkeiten zwischen homosexuellen Männern und heterosexuellen Frauen sowie umgekehrt zwischen homosexuellen Frauen und heterosexuellen Männern. Die jeweiligen Gruppen haben gemein, dass sie in der heterosexuellen Matrix Männer bzw. Frauen sexuell begehrenswert finden, was dazu genutzt wird, um auch charakterliche oder biologische Vergleiche anzustellen. Deswegen werden Hypothalamusregionen von homosexuellen Frauen und heterosexuellen Männern verglichen oder welche Spielpartner*innen in der Kindheit gewählt wurden. Homosexualität wird also in den Rastern heterosexueller Zuschreibungen gedacht. In Zusammenhang mit der vorher beschriebenen Verbindung mit Krankheiten und Störungen, wird Homosexualität als fehlgeleitete Heterosexualität konstruiert.

Zur (Nicht-)Darstellung von Queerness

Das konstitutive Außen der heterosexuellen Matrix zeigt sich gravierend in der fast vollkommenen Ausblendung von Trans-, Inter- und Nicht-binären Identitäten (Butler, 1997). Einzige Hinweise sind ein Beispiel in Stemmler et al. zum Fall „Bruce/Brenda/David Reimer“ (Stemmler et al., 2016, S. 592) oder die Erwähnung von „medizinischer Geschlechtsumwandlung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 354) als Beispiel für nicht gegebene Geschlechtskonstanz, wobei nie von Trans-, Inter-, oder nicht-binären Personen gesprochen wird. Abgesehen von diesen sehr kurzen Einträgen findet sich im gesamten Material keine Erwähnung von Menschen abseits der Zweigeschlechtlichkeit. Im Gegensatz zur Abwertung und defizitären Darstellung von homosexuellen Menschen zeigt sich die hegemoniale Abwehr gegenüber Trans-, Inter- und nicht-binären Menschen darin, dass sie

gar nicht erst (mit-)gedacht sind. Ihre Subjektformen werden nicht anerkannt, sie sind nicht intelligibel und fallen somit nicht in den Bereich des Denk- und Sagbaren, obwohl selbst im propagierten Fokus der Autor*innen auf den naturwissenschaftlichen Diskurs um biologische und medizinische Betrachtungsweisen von Geschlecht alles andere als Einigkeit herrscht. Die Ignoranz gegenüber diesen diskursimmanenten Argumenten kann als Machtstrategie des hegemonialen Unkenntlich-Machens verstanden werden. Die unterdrückerische Praxis, die der Nicht-Intelligibilität jener Subjektformen dient, wird von weiteren Herrschaftsformen begleitet und ist institutionell verfestigt. Queere Menschen sind Homo-, Trans- und Queerfeindlichkeit ausgesetzt, deren Zuspitzung gewaltvolle Hassverbrechen darstellen. Auf institutionalisierter Ebene drückt sich die Unterdrückung von queeren Menschen etwa durch die schon erwähnte Geschlechtsanpassung bei Neugeborenen oder die mitunter übergriffigen Sitzungen mit Psychotherapeut*innen, die für Trans*-Personen für eine Transition verpflichtend sind, aus (Hutfless, 2019). Für eine ausführliche Darstellung über die Unterdrückung von queeren Menschen in kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaften, siehe Beier (2023).

Die Ahistorizität der Differentiellen Psychologie

Im Material sind Verweise auf historische Zusammenhänge zwischen präsentierten Wissensinhalten und Epistemen rar bis nicht vorhanden. Die Differentielle Psychologie entzieht sich mit der konsequenten Auslassung einer kritischen Aufarbeitung ihrer eigenen Wissenschaftsgeschichte nicht nur der Verantwortung über ihre „Verstrickung in Herrschaftsverhältnisse“ (Lange, 2019, S. 176), sondern reproduziert diese auch. Im gleichen Sinne kann das Narrativ einer sich methodisch immer weiter verfeinernden, auf Objektivität setzenden Wissenschaft, das somit jegliche soziale Bedingtheit ignoriert, als machterhaltender Effekt einer vorherrschenden (Wissens-)Hegemonie verstanden werden (Foucault, 1989). Im Verständnis der Autor*innen braucht es auch keine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Wissenschaftsgeschichte, da die (Differential-)Psychologie gegenüber der Realität einen neutralen Standpunkt einnehmen muss. Diesen Zugang explizieren Neyer und Asendorpf wie folgt: „Die Psychologie kann Wissen bereitstellen, um ethische Normen zu beurteilen, aber sie kann ethische Normen nicht setzen“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 385). Mit dem propagierten Realisierung einer neutralen Beschreibung der Wirklichkeit werden somit die wirkenden Herrschaftsverhältnisse verschleiert und eine kritische Auseinandersetzung mit der hegemonialen Funktion der Differentiellen Psychologie erschwert.

Anhaltspunkte für die Einbindung von Zeitgeschehen finden sich abseits der in den Lehrbüchern angeführten Studien nur sehr selten. Zwei der wenigen Ausnahmen bildet die Beschreibung des „Androgyniekonzept[s]“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 356), das „in den 1970er- und 1980er- Jahren“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 356) aufkam sowie ein Bezug auf neoanalytische Theorien, die „in den 1980er- Jahren [...] v.a. in feministischen Zirkeln“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 274) prominent gewesen seien. Die referenzierten Studien stammen zumeist aus den 80er und 90er Jahren. Jedoch wird in keiner Weise darauf eingegangen, dass in diesen Zeiträumen spezifische wissenssoziologische Perspektiven vorherrschend waren, die in Zusammenhang mit soziohistorischen Prozessen und Ereignissen stehen. Ohne diese reflexive Auseinandersetzung kann Wissen frei von Zeitgeschehen verstanden werden. Ohne eine Einordnung in den soziohistorischen Kontext wird suggeriert, dass das dargestellte Wissen über Geschlecht und Geschlechtsunterschiede zeitübergreifend wahr ist. In der vermeintlich wahrhaftigen Beschreibung des Geschlechtsverhältnisses löst sich die Notwendigkeit jeder Reaktualisierung der Ergebnisse auf.

Wissens wird als lineare Anhäufung von immer ‚wahrer‘ werdenden Erkenntnissen konstruiert. In dem Sinne konnte die Natur der Geschlechtsunterschiede im Laufe der Zeit immer besser verstanden und beschrieben werden. Dies steht im Einklang mit dem naturalisierten Geschlechtsverständnis: Geschlecht wird nicht als konstruiert oder vor dem Hintergrund sozialer Bedingungen gesehen, sondern als Naturkonstante, die es zu entwirren gilt. Und einer Entwirrung kann am besten mit den Mitteln einer immer genauer werdenden Wissenschaft beigegeben werden. Es kommt zur „Unterwerfung des Gegenstandes unter die Logik der Methoden“ (Lange, 2019, S. 174). Das hat zur Folge, dass das komplexe Phänomen Geschlecht mit all seinen Dimensionen von Identität, Körper, sozialen Normen und geschlechtlichen Ordnungen in eine naturwissenschaftliche Fassung gebracht wird. Weil die Übersetzung vom sozialen Konstrukt zur statistischen Größe keine einfachen Unterfangen sind, legitimiert sich der naturwissenschaftliche Zugang über seine präzisen Messmethoden, „wobei schnell aus dem Blick gerät, in welchem Verhältnis Konstrukt, Daten und das Forschungsobjekt am Ende zueinanderstehen“ (Lange, 2019, S. 174). Deswegen tritt an Stelle einer sozialen Theorie von Geschlecht eine biologisch-anatomische Zerlegung von Geschlecht.

Es sind nicht nur die historisch-epistemologischen Entwicklungen der (Differentiellen) Psychologie, die von den Autor*innen ausgelassen werden, sondern auch andere (sozial-)wissenschaftliche Zugänge und Vorstellungen von Geschlecht aus

Nachbardiskursen, die im relevanten Zeitraum ebenso prominent waren, bleiben weitgehend unbeachtet. Eine der wenigen Ausnahmen bilden die Theorie der Geschlechterrollen (Neyer & Asendorpf, 2018; Stemmler et al., 2016), die Erklärung der Geschlechtsunterschiede durch die Kulturpsychologie oder der Einbezug des „sozioökonomischen Status“ (Maltby et al., 2011, S. 686) in die Erklärungsversuche der Geschlechtsunterschiede. Rott (2014) charakterisiert die argumentative Aufgabe der Theorie der Geschlechtsrolle in Lehrbüchern der klinischen Psychologie als „eine Art ‚Entlastungsfunktion‘ für parallel entfaltete essentialistische Argumentationsstränge“ (Rott, 2014, S. 178). Das heißt, dass die oberflächliche Einbeziehung der Geschlechtsrollentheorie nur dazu dient, soziale Einflüsse pro Forma genannt zu haben, um sich dann wieder biologisierenden Positionen zu widmen. Ähnliche Mechanismen wirken auch bei der übersimplifizierten Darstellung kulturpsychologischer Theorie im feinanalysierten Lehrbuch von Neyer und Asendorpf (2018). Die Theorie wird darauf reduziert, dass sich Geschlechtsunterschiede durch die „kulturell universellen Formen der Arbeitsteilung (z.B. dass Frauen sich mehr als Männer an der Nahrungszubereitung und an der Kindererziehung beteiligten)“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 378) bedingen, die allerdings über die „körperlich bedingten Unterschiede“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 378) zwischen ‚Männern‘ und Frauen evolutionspsychologisch-biologisch hergeleitet werden.

Auf feministisch-soziologische Diskurse wird mit Ausnahme von dem eben genannten Beispiel neoanalytischer Theorien nicht Bezug genommen. Stattdessen konstruieren die Autor*innen eine diffuse Gegenposition im Diskurs, gegen die sie sich regelmäßig abgrenzen. Dieser Position begegnen sie mit subtilen Abwertungen wie etwa, dass die Vorstellungen „emotional belegt“, ein „Vorurteil“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 360), eine „populäre Meinung“ (Stemmler et al., 2016, S. 591) oder gar ein Ausdruck von „political correctness“ (Stemmler et al., 2016, S. 591) seien, bis hin zu offener Diffamierung, seien doch „Laienprediger und obskure Theoretiker“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 384) zuständig für diese Emotionalisierung. Die Gegenposition wird ideologisch getrübt bzw. verzerrt dargestellt und ihr wird eine ideologiefreie Wissenschaft entgegengesetzt. Diese Konstruktion von Wissenschaft ist frei von sozialen Einflüssen und Ereignissen. Der dahinterliegende Motor sind nicht etwa soziopolitische Auseinandersetzungen oder kontemporäre Problemlagen, sondern das Streben nach einer sich immer weiter entwirrenden Wahrheit, um „zwischen Fakten und Fiktionen trennen zu können“ (Stemmler et al., 2016, S. 590). Ideologie und Wissenschaft stehen demnach in Kontrast zueinander, sind unvereinbar und werden durch die Autor*innen hinsichtlich ihres Wahrheitsgehalts bewertet. Dabei

bleiben die Autor*innen stets vage, um welche Ideologien es sich handelt. Das ist Teil der Aufrechterhaltung einer diffusen Antagonistin, die in ihrer Diffusität keine oder nur sehr schleierhafte Positionen vertritt, mit denen sich folglich nicht oder nur unzulänglich beschäftigt werden muss.

Beispielhaft für eine sehr unkonkrete und unvollständige Darstellung von Argumentationen ist das ‚Vorurteil‘ der ‚Sozialisation‘ (Neyer Asendorpf, 2018, S. 360) der Geschlechtsunterschiede durch Normen und Erziehung. Diese Vorstellung kann nämlich mit der höheren ‚motorischen Aktivität‘ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 360) von ungeborenen ‚männlichen‘ Feten falsifiziert werden. Der Prozess der Sozialisation, der einen komplexen theoretischen Überbau hat, wird aus dem Kontext gerissen, simplifiziert und als verzerrt dargestellt. Die Beweisführung zeichnet sich durch das Anführen unterkomplexer Belege aus. Die motorische Aktivität steht stellvertretend für die biologische Grundlage von Geschlecht. Ein kontextloser und spezifischer Umstand reicht für die Repräsentation komplexer Sachlagen aus und kann umgekehrt ebenso komplexe soziale Prozesse, wie eine Sozialisation, widerlegen. Aus welcher genauen theoretischen Richtung das angefochtene Argument stammt bzw. ob sich damit auf feministische Perspektiven bezogen wird, bleibt weiterhin unklar. Diese Position wird aber als unwissenschaftlich gekennzeichnet und delegitimiert. Diese Argumentationsstrategie nennen Reisigl und Wodak (2001) *argumentum ad hominem*, also die Delegitimierung von Gegenpositionen durch eine Abwertung der Vertreter*innen dieser Position. Indem die Gegenposition abgewertet und als unwissenschaftlich dargestellt wird, müssen die Autor*innen auch nicht auf ihre Inhalte eingehen. Das Bild einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit, das durch psychologische Wissenschaft durchdrungen und erkannt werden kann, bleibt aufrechterhalten.

Mit der überwiegenden Ausblendung sozialer Theorien geht eine weitere bedeutsame Interpretationslogik einher, nämlich, dass Geschlecht und Geschlechtsunterschiede in den Individuen selbst begründet sind. Statt gesellschaftliche Bedingungen und Hervorbringungen von Geschlecht anzuerkennen, in die eigenen Überlegungen einfließen zu lassen und vor diesem Hintergrund zu analysieren, erscheint Geschlecht als eine ‚wahrhaftige‘ Eigenschaft menschlichen Daseins, die den Individuen ein spezifisches Set an vergeschlechtlichten Merkmalen zuweist. Diese Merkmale haften den Individuen an wie eine zweite Haut. Alle gemessenen Unterschiede, seien es berufliche Interessen, kognitive Fähigkeiten oder sexuelle Vorlieben, können den Individuen zugeschrieben werden. Es ist ihr unhintergebares Menschsein, das mit einer ganz spezifischen Geschlechtlichkeit einhergeht, die wiederum bestimmte soziale und berufliche Bahnen vorgibt. Mit den sozialen

Bedingtheiten außer Betracht wird Geschlecht entpolitisiert, was unabhängig davon geschieht, ob dies tatsächlich von den Autor*innen intendiert war oder nicht. Doch einen Gegenstand zu entpolitisieren bleibt ein höchst politischer Akt, der in diesem Fall die unterdrückerischen Strukturen einer patriarchalen und kapitalistischen Gesellschaft aufrechterhält (Grubitzsch, 1999).

Das Verhältnis der Differentiellen Psychologie zum Stereotyp

Im Material setzen sich die Autor*innen ausdrücklich mit einem Natur-Kultur-Verhältnis auseinander. Natur bildet hier die gegebene Oberfläche, auf die sich die Kultur einschreibt, denn auf der Natur der Geschlechter „basieren kulturspezifische Erwartungen“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 350). Natur ist also etwas Präexistentes, was ohne menschliches Zutun besteht und vorbewusst ist. Kultur hingegen verläuft entlang menschengemachter Praxen, bleibt aber ebenso starr, da eine Veränderbarkeit und Fluidität von Kultur nicht anerkannt werden. Für Geschlecht und Geschlechtsunterschiede bedeutet das wieder eine Bekräftigung dafür, dass die Prämissen eines dichotomen und hierarchischen Geschlechtsverhältnisses in der Natur der Menschen liegen. Diese Prämissen sind also in der Natur verankert und festgelegt. Über eine körperliche Einteilung in Frauen und Männer anhand von biologischen Indikatoren hinaus schafft die Natur als vermeintliche Grundlage kultureller (Ver-)Äußerungen auch Ausgangspunkte für Verhaltens-, Denk- und Fühlmuster.

Ein gewichteter Aspekt der Kultur im Material ist das Geschlechtsstereotyp, das einen wesentlichen Platz in der Auseinandersetzung mit soziokulturellen Einflüssen erhält. Dort wird das Stereotyp als Meinungssystem beschrieben, das die tatsächlichen Geschlechtsunterschiede übertrieben oder verzerrt repräsentiert. Das formulierte Ziel sei es daher, den Wahrheitsgehalt über die Geschlechtsunterschiede aus den Stereotypen herauszuschälen. Obwohl die Autor*innen ankündigen „Geschlechtsstereotype dementsprechend kritisch hinterfragen [zu] können“ (Neyer Asendorpf, 2018, S. 350), haben ihre Aussagen teilweise den gegenteiligen Effekt, nämlich eine unkritische Legitimation der Stereotype. Diese werden nämlich als teilweise zutreffend charakterisiert, können also mehr oder weniger wahr sein bzw. sogar unterbetont sein (Maltby et al., 2011). Letzteres meint, dass die Stereotype die ‚realen‘ Unterschiede zwischen ‚Männern‘ und Frauen unterschätzen. Die Anwendung vieler stereotyper Meinungen kann sich demnach auf die Rückendeckung psychologischer Wissensproduktion verlassen. Gravierend ist dabei, dass die Entstehungsgeschichte der Stereotype, ihre sozio-kulturellen Einlassungen und Konsequenzen weitgehend ignoriert werden. Die Autor*innen erkennen zwar an, „dass die Stereotype nicht nur außerordentlich weit reichen, sondern ihrerseits Verhalten reproduzieren

und evozieren“ (Stemmler et al., 2016, S. 599), nur um anschließend diese Reproduktionen und Evokationen zu ignorieren. An Stelle der Auseinandersetzungen mit diesen Mechanismen tritt die Frage, wie zutreffend die Stereotype seien. Inwiefern ein (stereotypes) Meinungsbild demnach in Form von normativen Erwartungen die geschlechtlichen Praxen mitprägt, wird ebenso wenig behandelt, wie die resultierenden sexistischen Implikationen und Reproduktionen. Obwohl die Autor*innen ein soziales Konstrukt wie das Stereotyp behandeln, fallen sie somit immer auf die ‚Natur der Geschlechter‘ zurück. Die Legitimation der Geschlechtsstereotype führt dementsprechend nicht nur dazu, dass diese bestärkt und weiterverbreitet werden, sondern auch, dass sie Teil der Naturalisierung der Geschlechtsunterschiede werden.

Zur Wahrheitsfindung und Konstruktion einer objektiven Wissenschaft

Wie schon in der Strukturanalyse beschrieben, zeichnen sich auch die Lehrbücher in der Struktur ihrer Beweisführung größtenteils durch das Fehlen autonomer Tatsachenbehauptungen (Smyth, 2001) aus. Stattdessen werden Aussagen über generelle Merkmale, Zusammenhänge oder Unterschiede der Geschlechter mit beispielhaften Studien belegt. Bei den Studien handelt es sich meist um einen Ausschnitt der untersuchten Sachlage, niemals um umfassende Zusammentragungen. Die Autor*innen umgehen eine ausführliche Beweisführung ihrer Aussagen, weil diese mit einem einzigen Beispiel belegt werden können. Zur Untermauerung trägt außerdem die Autorität der Studien bei, in Form von Repräsentant*innen psychologischer Wissenschaft, wissenschaftlich hochwertigen Methoden, insbesondere Metaanalysen und statistischen Qualitätsmarkern wie Stichprobengröße oder Effektstärke. Van Leeuwen (2008) nennt diese, für differentialpsychologische Lehrbücher typische Argumentationsweise Expert Authority, wenn Aussagen Glaubwürdigkeit aufgrund der aussagenden Expert*innen verliehen wird, bzw. Scientific Rationalization wenn institutionalisierte Wissensbestände und Methoden Argumente rechtfertigen.

Abgesehen von konkreten Autor*innen in Form von Quellenangaben konstruieren die Autor*innen eine Großteils akteur*innenlose Wissenschaft, die als eigene Entität besteht und agiert. Das hat den Vorteil, dass sich der Fehleranfälligkeit von menschlichem Handeln entzogen werden kann. Sprachlich repräsentiert ist das besonders durch Passivierungen, durch Studien, Metaanalysen, Untersuchungen als grammatikalisches Subjekt oder durch die Aktivierung des Topos der Realität, mittels Formulierungen wie „es gibt“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 352), „wird deutlich“ (Stemmler et al., 2016, S. 594.), „tritt auf“ (Maltby et al., 2011, S. 683), „wirklich“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 361), „tatsächlich“

(Neyer & Asendorpf, 2018, S. 362). Es sind nicht konkrete Personen, die Aussagen treffen und Wissen generieren, sondern die Wissenschaft selbst. Diesen Aussagen zu widersprechen, hieße demnach einer ganzen Wissenschaft zu widersprechen. Und wenn Wissenschaft nicht von konkreten Personen betrieben wird, die wiederum in sozio-kulturelle Prozesse bzw. Diskurspositionen eingelassen sind, dann wird somit der Wahrheitswert gefestigt. Folgerichtig sind es nicht sozio-kulturell geprägte Vorannahmen der konkreten Wissenschaftler*innen bzw. der Institutionen, in denen sie verfahren, sondern die Methodengüte, die letztlich darüber entscheidet, ob produziertem Wissen Gültigkeit zugesprochen wird oder nicht.

Gerade im feinanalysierten Material finden sich aber immer wieder jene autonomen Tatsachenbehauptungen, die gesellschaftliche Verhältnisse der Geschlechter beschreiben. Exemplarisch dafür steht die Behauptung, dass es eine gesamtgesellschaftliche Vorstellung gibt, „dass Gewalt in der Ehe vom Mann ausgeht“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 366). Solche Aussagen stellen oftmals Vermutungen der Autor*innen über gesellschaftliche Meinungen in Bezug auf die Geschlechter oder Erklärungsansätze für die beschriebenen Geschlechtsunterschiede dar. Diese Behauptungen sind nicht als Mutmaßungen gekennzeichnet und werden, indem sie anderen ‚belegten‘ Aussagen angefügt werden, als solche unkenntlich gemacht. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen ‚Tatsachen‘ ist zusätzlich erschwert, indem sie lediglich in Nebensätzen vorkommen und niemals die Aufmerksamkeit eines Untersuchungsgegenstands erhalten. Ohne die Notwendigkeit eines Beweises können die Autor*innen frei assoziieren, was sich in der Anwendung ihrer eigenen stereotypen Vorstellungen äußert, wie etwa in der Annahme, dass Frauen in Partner*innenschaften „weniger hart“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 366) zuschlagen als Männer. Gleichzeitig konstruieren die Autor*innen einen ständigen Konflikt zwischen den fehlerhaften, gesellschaftlichen Meinungen und den tatsächlichen Sachverhalten der (psychologischen) Wissenschaft, die es aufzuspüren gilt. Damit lenken sie von der Reproduktion eigener, mitunter sexistischer, Vorstellungen ab, da sie sich selbst auf der Seite der objektiven Wissenschaft wähnen.

Die Legitimation geschlechtlicher Arbeitsteilung

Im Material wird wiederkehrend der gesellschaftliche Status quo querschnittsartig ermittelt. So auch bei den beruflichen Interessen von ‚Männern‘ und Frauen. Dabei werden persönlichkeitsbezogene Faktoren ermittelt, die mit den Geschlechtern und ihren beruflichen Interessen zusammenhängen. Die Legitimation geschlechtlicher Arbeitsteilung funktioniert zum einen über die vergeschlechtlichte Aufteilung von Ratio vs. Emotion. Frauen werden

emotionale bzw. soziale Interessen und Kompetenzen zugeschrieben, die mit Sorgearbeit, sozialen Berufen und der Familie konnotiert sind. In der Ergründung dieser Aufteilung, sehen die Autor*innen den Geschlechtsunterschied nicht etwa durch unterschiedliche Sozialisationsmuster bedingt, sondern durch die Natur der Geschlechter. Es ist Frauen inhärent sich mit den sozialen und emotionalen Aspekten von Arbeit und Gesellschaft zu beschäftigen. Es entsteht die Vorstellung, dass Frauen die Zuteilung zum Sozialen wollen und gut können, schließlich sind sie „mit dem Ergebnis zufrieden“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 365). Männern wird hingegen die Ratio zugesprochen, das heißt Interesse und Kompetenzen an ‚Dingen‘ und technisch-naturwissenschaftlichen Aspekten. Die sozialen Implikationen der Messungen erreichen auch hier nur die Reflexionsebene einer natürlichen Zuschreibung. Was heißt es festzustellen, dass Männer und Frauen an unterschiedlichen beruflichen Feldern interessiert sind? Die Antwort, die die Autor*innen geben fällt stets darauf zurück, dass es das angeborene Geschlecht sein muss, das Männer und Frauen dahingehend prägt.

Die Zuweisung der Geschlechter zu den Arbeitsfeldern vollzieht sich nicht zufällig und auch nicht neutral, sondern entlang des bestehenden Machtverhältnisses der Geschlechter, in dem Frauen benachteiligt, abgewertet und Männer bevorzugt und aufgewertet werden. Folgerichtig erhalten ‚weibliche‘ Berufe oder Arbeitsfelder Abwertungen und Benachteiligungen während ‚männliche‘ „stets [...] mit Statusgewinn oder zumindest Statuskonsolidierung“ (Wetterer, 1995, S. 208) einhergehen. Die Grundstruktur der Vergeschlechtlichung der Lohnarbeit folgt also dem hierarchischen Geschlechterverhältnis des Patriarchat. Tatsächliche Einflussfaktoren der geschlechtlichen Zuweisung sind also immer auch solche, die eine patriarchale Hierarchie verstärken, wie etwa Prestige, politische Entscheidungsmacht oder finanzielle Ressourcen, stets unter dem Vorwand die Zuordnungen anhand von adäquaten Kompetenz- und Interessensverteilungen durchzuführen (Wetterer, 1995).

Die Legitimationen können mit Wetterers Analysen zur Vergeschlechtlichung der (Lohn-)Arbeit adäquat eingeordnet werden. So zeigt sich, dass beim Konstruktionsprozess von Geschlecht verschiedene kollektive Akteur*innen auftreten. Von ausmachbaren Vereinigungen, wie Arbeiter*innenvertretern, wie die von Wetterer exemplarisch angeführten Ärzt*innenschaften (Wetterer, 1995), bis hin zu Reproduzent*innen von Alltagswissen rund um Zweigeschlechtlichkeit. Auch die Differentielle Psychologie kann für die Konstruktion letzterer als Komplizin verstanden werden, lässt sich ihr Vorgehen doch exakt mit Wetterers (1995) Worten beschreiben:

Grundlage dieser nahezu lückenlosen Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit ist die fortwährende soziale Konstruktion von Analogien zwischen dem Geschlecht der Arbeit und dem Geschlecht der Arbeitenden, die immer neu darauf abhebt, Ähnlichkeiten zwischen dem Arbeitsinhalt auf der einen Seite, den Fähigkeiten, Orientierungen und Neigungen der sie ausübenden Personen auf der anderen Seite in den Mittelpunkt der sozialen Aufmerksamkeit zu rücken (dazu ausführlicher Gildemeister/Wetterer 1992). (Wetterer, 1995, S. 202)

Genau hier setzt der differentialpsychologische Impetus an, solche Fähigkeiten und Orientierungen der Geschlechter etwa in Form von beruflichen Interessen oder kognitiven Fähigkeiten der räumlichen Intelligenz herauszuschälen und sie in ein unhintergebares Näheverhältnis mit den Charakteristika der Berufe zu stellen. Beispielhaft stellen die Autor*innen eine Verbindung zwischen kognitiven Fähigkeiten und vergeschlechtlichter Berufsarbeit her. Sie erläutern, dass „mentale Rotation in vielen Berufen gefordert wird“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 361), sodass „dieser große Geschlechtsunterschied durchaus eine praktische Bedeutung“ (Neyer & Asendorpf, 2018, S. 361) hat.

Über die aktive Teilnahme an der Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit und der Arbeitenden enttarnt sich die Differentialpsychologie (widermals) als Konstrukteurin einer Zweigeschlechtlichkeit unter dem Deckmantel von Wissenschaftlichkeit und Objektivität. Weil Geschlecht in der Differentielle Psychologie abseits von Gesellschaft verstanden wird, eignet sich diese Darstellung um Faktoren sozialer Ungleichheit, die am Werk sind, zu rechtfertigen und die moralischen Konsequenzen von dieser Ungleichheit zu verschleiern. Die soziohistorischen Aushandlungen und Zuweisungen der Geschlechter zu ihren Arbeitsfeldern ermöglichen erst die Vergeschlechtlichung an sich, die wiederum darüber legitimiert wird, „was man aus früheren Vergeschlechtlichungsprozessen über die Fähigkeiten der Geschlechter zu wissen meint“ (Wetterer, 1995, S. 205). Für diese Wissensgenerierung ist die Differentielle Psychologie zuständig, während somit jene Aushandlungen, sozialen Kämpfe und die mitunter aufgezwungenen Zuweisungen der Geschlechter zu den Berufsfeldern verdeckt und vergessen werden (Wetterer, 1995).

Emotionales bzw. soziales Interesse und Kompetenzen sind eng mit Care-Arbeit verbunden, also der Pflege und Sorge von Menschen, Hausarbeit und der Reproduktion von Arbeitskraft (Chorus, 2013). Historisch verüben insbesondere Frauen und Queers Care-Arbeit aus, die in den meisten Fällen unentgeltlich bleibt. Care Arbeit findet zumeist im Privaten statt, in der Sphäre der Familie, der Frauen ebenso zugeordnet werden. Mit der Vergeschlechtlichung von sozialen/emotionalen Interessen und Kompetenzen, wird auch

Care-Arbeit, das Private und die Familie Frauen inhärent zugeschrieben. Die Domäne des Öffentlichen wird wiederum Männern zugeschrieben, die u.a. Erwerbstätigkeiten beinhaltet. Zum einen sind Frauen qua Geschlecht und den damit einhergehend zugeschrieben, sozialen Kompetenzen für der Care-Arbeit ähnliche Berufe geeignet. Zum anderen übernehmen Frauen außerhalb der Lohnarbeit den Großteil der Care-Arbeit, die soziale Kompetenzen voraussetzen und fördern. Auch dieses ineinander verschachtelte und sich gegenseitig bedingende Verhältnis von Care-Arbeit und Lohnarbeit, erschwert die ursprünglichen geschlechtlichen Zuweisungen zu erkennen (Wetterer, 1995). Dazu trägt die Differentielle Psychologie maßgeblich bei, indem sie soziohistorische Hervorbringungen von vergeschlechtlichter Arbeit ignoriert und Frauen höhere Kompetenzen in der Fürsorgerolle attestiert.

Im Narrativ der unterschiedlichen beruflichen Interessen und der unterschiedlichen Motivation für beruflichen Erfolg lassen sich neben patriarchal-sexistischen Bestrebungen auch solche ausdrücken, die die Kategorie Klasse naturalisieren (Pohlkamp et al., 2023). Nicht etwa unterschiedliche soziale und materielle Zwänge entscheiden über die (Lohn-)Arbeitsbereitschaft, sondern die klassistische Vorstellung der in die Individuen eingeschriebenen unterschiedlichen Motivationstypen. Die Botschaft lautet hier: Es gibt Menschen, die sind aufgrund ihres Wesens motivierter im Beruf und haben deswegen größeren beruflichen Erfolg und solche Menschen sind vorzugsweise Männer. Beruflicher ‚Misserfolg‘ wird in gleicher Weise in den Verantwortungsbereich der Individuen geschoben. Es wird deutlich, dass die geschlechtliche Hierarchisierung im Patriarchat von anderen Diskriminierungsformen, wie Klassismus begleitet und durchzogen sind.³³

Partner*innenschaftliche Gewalt

Partner*innenschaftliche Gewalt gehört zur geschlechtsspezifischen Gewalt, die umfasst „jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers und Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird“ (Hagemann-White, 1992, S. 23). Obwohl im Material insbesondere physische Gewalt innerhalb von Partner*innenschaften behandelt wird, stehen diese in engem Zusammenhang mit psychischer, sexualisierter und ökonomischer Gewalt (Baier et al., 2022). Die geschlechtsspezifische Gewalt ist ein patriarchaler und kapitalistischer Machtmechanismus, der sich in der Verfügung über den weiblichen Körper durch Männer ausdrückt (Huffschmid,

³³ Für eine ausführliche Analyse und intersektionale Perspektive auf Care-Arbeit und Care-Chains im Kapitalismus siehe Yeates (2012)

2006). Auch das sind gesellschaftliche Normen, die sich in massivster Form auf den Körper einschreiben, steckt es doch tief in der Sozialisation von Männern* und Frauen. Gewalt in Partner*innenschaften ist außerdem mit dem Bereich der Familie und des Privaten verknüpft, die als Säulen des Patriarchats die hierarchischen Geschlechtsverhältnisse stützen und reproduzieren (Hagemann-White, 1992). Geschlechtsspezifische Gewalt und die sie hervorbringenden Machtverhältnisse sind nämlich immer auch an materielle Verhältnisse gebunden, die sich in familiären und partner*innenschaftlichen Beziehungen wiederherstellen. Das sind die schon thematisierten Ungleichverteilung von Care-Arbeit und geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation zu Ungunsten von Frauen (Degele & Winker, 2011). Diese materielle Benachteiligung impliziert oftmals, dass Frauen in heterosexuellen Paarbeziehungen von ihren Partnern finanziell abhängig sind, was einen Abbruch der gewaltvollen Beziehung erschwert. Das Material legitimiert die partner*innenschaftliche Gewalt, indem von gleichen Aggressionstendenzen zwischen Männern und Frauen gesprochen wird. Frauen zeigen sich genauso oft aggressiv gegenüber ihrem Partner, wie umgekehrt. Doch die Vorstellung, Gewalt in Partner*innenschaften ist ein Problem, das beide Seiten gleichermaßen betrifft, ignoriert unterschiedliche Intentionen, Konsequenzen und die Funktion von Gewalt. Partner*innenschaftliche Gewalt, die von Männern ausgeht und Teil eines patriarchalen Unterdrückungsmechanismus ist, wird verschleiert. An seine Stelle rückt ein statistisches Maß, das Argumentationsgrundlage für relativierende Perspektiven bietet und somit die realen Machtverhältnisse ausklammert. Dass Frauen öfter als Männer Verletzungen aus partner*innenschaftlichen Konflikten tragen, wird damit begründet, dass Frauen physisch schwächer sind und nicht so hart zuschlagen (Neyer & Asendorpf, 2018). Hier blenden die Autor*innen aus, dass körperliche Verletzungen und Schäden gegenüber Frauen systematisch dazu genutzt werden, um Frauen zu unterdrücken und sich ihrer zu ermächtigen. Stattdessen wird ein biologistisches Argument vorgeschoben, nämlich dass Frauen Männern physisch unterlegen seien. Somit wird eine soziale Problemlage gelöst oder zumindest umgangen. Ausgeblendet wird außerdem, dass Frauen in ihrer Sozialisation einen anderen Umgang mit eigenen Aggressionen und dem (folgenden) Ausüben von Gewalt gelernt haben (Hagemann-White, 1992).

Obwohl davon ausgegangen werden muss, dass Gewalttaten in Partner*innenschaften aufgrund von Tabuisierung und der benannten Machtdynamiken nur schwer abzubilden sind, gibt es dennoch einige Hinweise auf ausgeübte Gewalt, z.B. aus Deutschland (2018), in denen 71 % der Fälle Frauen Opfer partner*innenschaftlicher Gewalt in heterosexuellen Partner*innenschaften geworden sind. Das zeigt sich auch in der Zahl der mutmaßlichen

Femiziden, z.B. im Jahr 2023 gab es 28 Morde an Frauen, die von (Ex-)Partnern oder männlichen Familienmitgliedern begangen wurden (Autonome Österreichische Frauenhäuser, 2024).

Zusammenfassung und Abschließendes

Diese Arbeit begann ursprünglich aus meiner eigenen Irritation, wie es sein kann, dass in Vorlesungen der Differentiellen Psychologie eine wissenschaftliche Betrachtungsweise der Zweigeschlechtlichkeit propagiert wird, obwohl das Konzept binärer Geschlechtskategorien in den Sozialwissenschaften seit Jahrzehnten kritisiert und dekonstruiert wird. Mein daraus resultierendes Interesse an der sprachlichen Repräsentation dieser Zweigeschlechtlichkeit in der Differentiellen Psychologie führte mich zu der Methode der Kritischen Diskursanalyse (Jäger, 2015).

Dafür wurde im Theorieteil zunächst die Diskurstheorie beschrieben, die insbesondere auf Foucaults Überlegungen basiert und die Grundlage der KDA darstellt. Foucaults Arbeiten setzen sich kritisch mit gesellschaftlichen Produktionsweisen und Machtverhältnissen auseinander, die sich in Diskursen zeigen und herstellen. Foucault versteht die Gesellschaft als diskursiv durchdrungen. Diskurse schaffen Realitäten und sind historisch gewachsen. Das bedeutet für diese Arbeit, dass die Analyse von Diskursen um Zweigeschlechtlichkeit nur vor diesen historischen Machtverhältnissen durchgeführt werden kann. Weiterhin ist Foucaults Macht-Wissen-Komplex von besonderer Bedeutung, da somit die theoretische Grundlage besteht, die Wissensproduktion um Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit im Rahmen von (differential-)psychologischer Wissenschaft stets vor dem Hintergrund von Herrschaftsverhältnissen zu betrachten. Da Geschlecht diskursiv als auch materiell stark an den Körper gebunden ist, konnten auch Foucaults Theorien der Bio- und Disziplinarmacht dabei helfen, gesellschaftliche Prozesse, die sich auf den Körper einschreiben, zu verstehen.

Anschließend beschäftigte ich mich ausführlicher mit jenen Denkweisen und Theorien, die die Zweigeschlechtlichkeit behandeln. Mir wurde klar, dass verschiedene (Re-)Produktionsformen des Wissens um Zweigeschlechtlichkeit existieren, die einander beeinflussen. Nicht zuletzt das Alltagswissen und wissenschaftliche Betrachtungsweisen stehen in einem reziproken Verhältnis zueinander. Es sollte außerdem, etwa mit dem Konzept des Doing Gender, die Omnipräsens der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Relevanz für das soziale Verhalten der Individuen aufgezeigt werden (West & Zimmerman, 1987). Schließlich sollte insbesondere über die Arbeit von Wetterer (1995) die geschlechtliche Arbeitsteilung in ihren patriarchalen Kontext gestellt werden. Dazu wurde gezeigt, dass die

Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit und die Zuschreibung von Reproduktionsarbeit zum Bereich des Weiblichen einen substantiellen Bestandteil bei der Aufrechterhaltung einer Zweigeschlechtlichkeit spielt. Mit Bezug auf Wetterer (1995) sollte deutlich werden, dass es keine natürlichen, sondern soziale Prozesse mit konkreten Akteur*innen waren, die Männer und Frauen ihren Berufsfeldern zuordneten und somit patriarchale Machtinteressen erhielten.

Ein besonderen Fokuspunkt hatten die Arbeiten von Judith Butler, da sie Diskurstheorien mit dekonstruktiven Überlegungen zu Zweigeschlechtlichkeit verbinden. Butler versteht Geschlecht innerhalb einer heterosexuellen Matrix produziert, die nur eine herrschaftsförmige Variante von geschlechtlicher Subjektivität zulässt. Mir wurde dabei klar, dass durch die heterosexuelle Matrix nur heterosexuelle Individuen, die sich mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht identifizieren den vollständigen Subjektstatus erreichen können. Alle anderen Varianten werden ausgeschlossen, unsichtbar gemacht, unterdrückt und verfolgt. Über Prozesse der Anrufung und ständiger Wiederholung performieren die Subjekte ihre geschlechtliche Identität und verfestigen sie. Für meine Arbeit hieß das, dass ich einen besonderen Fokus darauflegte, wann es zur Reproduktion der heterosexuellen Matrix kommt und wie diejenigen Subjekte, die nicht intelligibel sind (nicht) dargestellt werden.

Meine eigenen Irritationen und die theoretischen Grundlagen der Zweigeschlechtlichkeit verband ich durch die Methode der Kritischen Diskursanalyse, da ich somit das über die Differentielle Psychologie generierte Wissen kritisch bearbeiten konnte. Um einen möglichst repräsentativen Diskurs abzubilden, entschied ich mich, die an österreichischen Universitäten gelehrt Lehrbücher im Fach der Differentiellen Psychologie zu analysieren. Die wichtigsten Ergebnisse sollen im Folgenden zusammengefasst werden.

Geschlecht wird in der Differentiellen Psychologie mit den Mitteln der Biologie bzw. Medizin verstanden. Eigenschaften von Männern und Frauen, seien es körperliche, kognitive, emotionale, soziale oder persönlichkeitsbezogene Merkmale, werden daher stets auf eine biologische Grundlage zurückgeführt. Gleichzeitig versteht sich die Differentielle Psychologie als objektive Wissenschaft, was die Vorstellung entstehen lässt, dass die Zweigeschlechtlichkeit natürlich und ‚wahr‘ sei. Die Wissenschaft selbst agiert im Diskurs als scheinbar eigenständige Entität, die zumeist ohne konkrete Akteur*innen auskommt. Somit verfestigen sich biologisierende Narrative und eine Anzweiflung und Kritik dessen wird erschwert. In der Folge werden sozialwissenschaftliche Theorien und Einflüsse weitgehend ausgeblendet. Stattdessen werden diffuse Gegenpositionen konstruiert, die abgewertet und als unwissenschaftliche dargestellt werden.

Des Weiteren versteht sich die differentialpsychologische Wissenschaft nicht vor dem Hintergrund soziohistorischer Ereignisse und Verläufe. Wissenschaft ist in dieser Vorstellung befreit von sozialen Einflüssen und Machtverhältnissen. Dies zeigt sich im Diskurs auf wiederholte Weise darin, dass Objektivität selbst proklamiert und mittels statistischer Genauigkeit hergestellt wird.

In Anlehnung an Butler können die Lehrbücher der Differentiellen Psychologie als Reproduktionsmittel der heterosexuellen Matrix verstanden werden. So zeichnen sich heterosexuelle und Cis-Identitäten immer wieder durch Bestätigung aus, während etwa Homosexualität in ein Näheverhältnis mit Krankheit gebracht wird oder queere Subjekte gar nicht erst gedacht werden. Die Autor*innen festigen somit die Grenzen intelligibler Subjekte und verstärken die Verdrängung von queeren Menschen in das konstitutive Außen, zu dem sich die herrschaftsförmiger Matrix stetig abgrenzen muss.

Die Biologisierung der Zweigeschlechtlichkeit bezieht sich ebenso auf soziopolitische Aspekte. Das sind vor allem die geschlechtliche Arbeitsteilung und geschlechtsspezifische Gewalt, die jeweils patriarchale Verhältnisse mitkonstituieren. Die Vergeschlechtlichung der Arbeit wird in der Differentiellen Psychologie in der Natur der Geschlechter verankert gesehen. Darüber hinaus liefert die Differentielle Psychologie diejenigen Wissensinhalte, die ein Fortbestehen dieser Vorstellung ermöglicht und legitimiert somit materielle Grundlagen patriarchaler Herrschaft. In Bezug auf geschlechtsspezifische Gewalt, entpolitisiert die Differentielle Psychologie die Machtmechanismen, die eine Unterdrückung von Frauen und Queers mittels dieser Gewalt verstärken. Auch hier können unterschiedliche Verhaltensmuster in der Natur der Geschlechter festgemacht werden.

Literaturverzeichnis

- Alfermann, D. (1977). *Psychologie der Geschlechtsunterschiede*. Kiepenheuer & Witsch.
- Althusser, L., & Althusser, L. (2019). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. 1. Halbband: Aus Anlass des Artikels von Michel Verret über den „studentischen Mai“; Ideologie und ideologische Staatsapparate; Notiz über die ISAs / Louis Althusser* (3., unveränd. Aufl). VSA: Verlag Hamburg.
- Andresen, S., Dölling, I., & Kimmerle, C. (2003). *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis: Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*. Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Asendorpf, J. (2019). *Persönlichkeitspsychologie für Bachelor* (4. Aufl.). Springer.
- Asendorpf, J. B. (2009). *Persönlichkeits-psychologie—Für Bachelor*. Springer Berlin Heidelberg. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-01031-6>
- Austin, J. L. (2019). *Zur Theorie der Sprechakte: = (How to do things with words)* (E. von Savigny, Übers.). Reclam.
- Autonome Österreichische Frauenhäuser. (2024). *Gewalt an Frauen und Mädchen in Österreich*.
- Baier, D., Biberstein, L., & Kliem, S. (2022). Partnerschaftliche Gewalt während der COVID-19-Pandemie in der Schweiz. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 16(1), 51–57. <https://doi.org/10.1007/s11757-021-00698-1>
- Bandura, A. (1979). *Sozial-kognitive Lerntheorie* (R. Verres, Hrsg.; 1. Aufl). Klett-Cotta.
- Barfuss, T., & Jehle, P. (2017). *Antonio Gramsci zur Einführung*. Junius.
- Beauvoir, S. de, Rowbotham, S., & Beauvoir, S. de. (2011). *The second sex* (C. Borde, Übers.). Vintage.
- Behrendt, G., & Henkel, A. (Hrsg.). (2018). *10 Minuten Soziologie: Fakten*. transcript.
- Beier, F. (Hrsg.). (2023). *Materialistischer Queerfeminismus: Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus* (K. Hermes & M. Treperman, Übers.; 1. Auflage). Unrast.

- Bem, S. L. (1981). Bem sex role inventory. *Journal of personality and social psychology*.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1977). *Psychologie der Geschlechtsunterschiede*. Kiepenheuer und Witsch.
- Blahna, D., Kainz, K., & Steinhart, C. (2021). Objektivität und Macht. *zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung*, 54-67 Seiten.
<https://doi.org/10.48646/ZISCH.190105>
- Bock, U. (1988). *Androgynie und Feminismus: Frauenbewegung zwischen Institution und Utopie*. Beltz.
- Bourdieu, P. (2010). *Die männliche Herrschaft* (J. Bolder, Übers.; 1. Aufl.). Suhrkamp.
- Brieler, U. (1998). *Die Unerbittlichkeit der Historizität: Foucault als Historiker*. Böhlau.
- Bublitz, H. (2003). *Diskurs*. Transcript.
- Bublitz, H. (2020). Subjekt. In C. Kammler, R. Parr, & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch* (S. 340–342). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05717-4_70
- Bublitz, H. (Hrsg.). (2021a). *Das Geschlecht der Moderne: Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz* (2. Aufl.). Campus Verlag.
- Bublitz, H. (2021b). *Judith Butler zur Einführung* (6., ergänzte Aufl.). Junius.
- Büchler, A., & Cottier, M. (2005). *Intersexualität, Transsexualität und das Recht: Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption*.
<https://doi.org/10.25595/1660>
- Burkart, G. (2008). *Familiensoziologie* (1. Aufl.). utb GmbH.
<https://doi.org/10.36198/9783838530611>
- Busse, D. (1987). *Historische Semantik: Analyse eines Programms*. Klett-Cotta.
- Busse, D. (2012). Diskurslinguistik als Kontextualisierung—Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In I. H. Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik nach Foucault: Theorie und Gegenstände* (S. 81–105). De Gruyter.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter* (K. Menke, Übers.; 1. Aufl.). Suhrkamp.

- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* (K. Würdemann, Übers.; 1. Aufl.). Suhrkamp.
- Butler, J. (2001). *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung* (R. Ansén, Übers.; Originalausgabe, 1. Aufl.). Suhrkamp.
- Butler, J. (2006). *Haß spricht: Zur Politik des Performativen* (K. Menke & M. Krist, Übers.; 1. Aufl.). Suhrkamp.
- Butler, J., Laclau, E., Žižek, S., Seitz, S., & Butler, J. (2013). *Kontingenz, Hegemonie, Universalität: Aktuelle Dialoge zur Linken* (G. Posselt, Hrsg.). Turia + Kant.
- Cameron, J. J., & Stinson, D. A. (2022). Ethical gender/sex measurement in Canadian research. *Canadian Psychology / Psychologie Canadienne*, 63(4), 536–544.
<https://doi.org/10.1037/cap0000334>
- Chorus, S. (2012). *Care-Ökonomie im Postfordismus: Perspektiven einer integralen Ökonomie-Theorie*. Westfälisches Dampfboot.
- Dahrendorf, R. (1964). Homo Sociologicus. In R. Dahrendorf, *Homo Sociologicus* (S. 13–96). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-93724-7_1
- Deaux, K. (1985). Sex and Gender. *Annual Review of Psychology*, 36(1), 49–81.
<https://doi.org/10.1146/annurev.ps.36.020185.000405>
- Degele, N., & Winker, G. (2011). Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. *Berliner Journal für Soziologie*, 21(1), 69–90. <https://doi.org/10.1007/s11609-011-0147-y>
- Deuber, L. (2014, 16. Februar). *150 Euro für ein Lehrbuch sind eine Ausnahme*. ZEIT ONLINE. <https://www.zeit.de/studium/hochschule/2014-02/Interview>
- Diewald, G. (1993). Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. *Zeitschrift Für Sprachwissenschaft*, 12(2), 218–234. <https://doi.org/10.1515/zfsw.1993.12.2.218>
- Eder, F. X. (1996). „Durchtränktsein mit Geschlechtlichkeit“. Zur Konstruktion der bürgerlichen Geschlechterdifferenz im wissenschaftlichen Diskurs über die „Sexualität“

- (18.-19. Jahrhundert). In M. Friedrich & P. Urbanitsch (Hrsg.), *Bürgertum in der Habsburgermonarchie. 5: Von Bürgern und ihren Frauen*. Böhlau.
- Edwards, A. (1989). The sex/gender distinction: Has it outlived its usefulness? *Australian Feminist Studies*, 4(10), 1–12. <https://doi.org/10.1080/08164649.1989.9961648>
- Fancher, R. E. (1987). *The intelligence men: Makers of the IQ controversy*. Norton.
- Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Merve Verl.
- Foucault, M. (1989). *Der Wille zum Wissen* (U. Raulff & W. Seitter, Übers.; 3. Aufl.). Suhrkamp.
- Foucault, M. (1992). *Was ist Kritik?* (W. Seitter, Übers.). Merve-Verl.
- Foucault, M. (1987). Das Subjekt und die Macht. In H. L. Dreyfus & P. Rabinow (Hrsg.), *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik* (2. Aufl, S. 241–261). Beltz, Athenäum.
- Foucault, M. (1995). *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (W. Seitter, Übers.; 1. Aufl.). Suhrkamp.
- Foucault, M. (1997). *Archäologie des Wissens* (U. Köppen, Übers.; 8. Aufl.). Suhrkamp.
- Foucault, M., Konersmann, R. (2007). *Die Ordnung des Diskurses* (W. Seitter, Übers.; 10. Aufl., erweiterte Ausgabe). Fischer-Taschenbuch.
- Fraisse, G. (1996). *Geschlechterdifferenz*. Ed. Diskord.
- Freud, S. (2009). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (Nachdr.). Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Fuchs-Heinritz, W., & König, A. (2014). *Pierre Bourdieu: Eine Einführung* (3., überarb. Aufl.). UVK Verl.-Ges.
- Garfinkel, H. (1967). *The Transgender Studies Reader* (S. Whittle & S. Stryker, Hrsg.). Taylor and Francis.

- Goffman, E. (1994). Das Arrangement der Geschlechter. In H. Knoblauch (Hrsg.), *Interaktion und Geschlecht* (1. Aufl, S. 105–158). Campus-Verl.
- Grubitzsch, S. (1999). Wissenschaftshistorische Herausbildung psychologischer Testverfahren. *Testtheorie–Testpraxis. Psychologische Tests und Prüfverfahren im kritischen Überblick*, 2, 65–97.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns* (1. Aufl). Suhrkamp.
- Hagemann-White, C. (Hrsg.). (1992). *Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis: Bestandsanalyse und Perspektiven*. Centaurus-Verl.-Ges.
- Hagemann-White, C. (1993). Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?: Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. *Feministische Studien*, 11(2), 68–78. <https://doi.org/10.1515/fs-1993-0208>
- Herzberg, P. Y., & Roth, M. (2014). *Persönlichkeitspsychologie*. Springer Fachmedien Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93467-9>
- Hirschauer, S. (1989). Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift Für Soziologie*, 18(2), 100–118. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1989-0202>
- Hirschauer, S. (2013). Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In A. Rusconi, C. Wimbauer, M. Motafek, B. Kortendiek, & P. A. Berger (Hrsg.), *Paare und Ungleichheit(en): Eine Verhältnisbestimmung*. B. Budrich.
- Huffschmid, A. (2006). Feminicidio – Das Öffentliche ist politisch. Zu den Frauenmorden in Mexiko und Mittelamerika. In K. Gabbert (Hrsg.), *Mit Sicherheit in Gefahr: Analysen und Berichte* (1. Aufl). Westfälisches Dampfboot.
- Hutfless, E. (2019). Zur Kritik der Heteronormativität – Queere Perspektiven in der Psychotherapie. *Psychotherapie Forum*, 23(1–2), 44–50. <https://doi.org/10.1007/s00729-019-0116-z>

- Hyde, J. S., Bigler, R. S., Joel, D., Tate, C. C., & Van Anders, S. M. (2019). The future of sex and gender in psychology: Five challenges to the gender binary. *American Psychologist*, 74(2), 171–193. <https://doi.org/10.1037/amp0000307>
- Jäger, M. (1996). *Fatale Effekte. Die Kritik am Patriarchat im Einwanderungsdiskurs*. DISS.
- Jäger, S. (2015). *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung* (7., vollständig überarbeitete Aufl.). Unrast.
- Jochen, B. (2017, 17. August). *Männer und Frauen sind eben unterschiedlich*. ZEIT ONLINE. <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2017-08/sexismusvorwurfe-maenner-frauen-unterschiede-google-5-vor-8>
- Kahlert, H. (2019). Geschlechterwissen: Zur Vielfalt epistemischer Perspektiven auf Geschlechterdifferenz und -hierarchie in der sozialen Praxis. In B. Kortendiek, B. Riegraf, & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Bd. 65, S. 179–189). Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_163
- Kammler, C. (2020). Wissen. In C. Kammler, R. Parr, & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch* (S. 348–351). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05717-4_72
- Kantor, J., & Twohey, M. (2020). *#MeToo: Von der ersten Enthüllung zur globalen Bewegung* (J. Elze & K. Harlaß, Übers.). Tropen.
- Keller, R. (2011). *Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen* (4. Aufl.). VS, Verl. für Sozialwiss.
- Keller, R., Hirsland, A., Schneider, W., & Viehöver, W. (Hrsg.). (2011). *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden* (3., erw. Aufl.). VS, Verl. für Sozialwiss.
- Kessler, S. J., & McKenna, W. (1985). *Gender: An ethnomethodological approach*. University of Chicago press.

- Klawitter, N., Lakotta, B., Shafy, S., & Thimm, K. (2008, 21. September). Die Natur der Macht. *Spiegel*. <https://www.spiegel.de/politik/die-natur-der-macht-a-97e4bd3f-0002-0001-0000-000060403554>
- Knapp, G.-A. (2020). Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. In T. Thomas & U. Wischermann (Hrsg.), *Feministische Theorie und Kritische Medienkulturanalyse: Ausgangspunkte und Perspektiven*. transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839440841>
- Krimmer, L. (2024, 20. Februar). *Männer brauchen doppelt so viel Sport wie Frauen*. Bild. <https://www.bild.de/lifestyle/wellness-fitness/ratgeber/um-laenger-zu-leben-maenner-brauchen-doppelt-so-viel-sport-wie-frauen-87227904.bild.html>
- Lamiell, J. T. (2006). Ursprungsmythos-William Stern (1871-1938) und der "Ursprungsmythos" der Differentiellen Psychologie. *Journal für Psychologie*, 14(3–4), 253–273.
- Lange, X. (2019). *Vermessene Intelligenz*. 253. <https://doi.org/10.25365/THESIS.57424>
- Laqueur, T. W. (1992). *Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud* (H. J. Bußmann, Übers.). Campus Verl.
- Larsen, R. J., & Buss, D. M. (2018). *Personality psychology: Domains of knowledge about human nature* (Sixth Edition). McGraw-Hill Education.
- Leeuwen, T. van. (2005). *Introducing social semiotics* (Repr). Routledge.
- Leidinger, H. (2008). *Kapitalismus* (1. Aufl). Böhlau.
- Link, J. (1997). *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Link, J. (2005). Textil genormte oder textil differenziell gestylte Körper? Uniformität zwischen Normativität und Normalität. In G. Mentges & B. Richard (Hrsg.), *Schönheit der Uniformität: Körper, Kleidung, Medien* (S. 43–58). Campus.

- Link, J. (2018). *Normalismus und Antagonismus in der Postmoderne: Krise, New Normal, Populismus*. Vandenhoeck et Ruprecht.
- Link, J. (2020). Dispositiv. In C. Kammler, R. Parr, & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch* (S. 278–281). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05717-4_53
- Link, J., & Link-Heer, U. (1990). Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 20(77), 88-99.
- Maccoby, E. E., & Jacklin, C. N. (1974). *The psychology of sex differences*. Stanford University Press.
- Maltby, J., Day, L., Macaskill, A., & Maltby, J. (2011). *Differentielle Psychologie, Persönlichkeit und Intelligenz* (2., aktualisierte Aufl). Pearson Studium.
- McClure, K. A., Sweet, D. M., & Atkinson, D. J. (2023). Before and after George Floyd and Breonna Taylor: Citizen perceptions of a ‘Reasonable Officer’. *Psychology, Crime & Law*, 1–25. <https://doi.org/10.1080/1068316X.2023.2279335>
- Mikl-Horke, G. (2014). *Industrie- und Arbeitssoziologie* (vollständig überarb. Aufl). Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Möbius, P. J. (2000). *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes* (S. Wäckerle, Hrsg.; Genehmigte Lizenzausg). Bechtermünz-Verl.
- Möller, T. (2008). Disziplinierung und Regulierung widerständiger Körper: Zum Wechselverhältnis von Disziplinarmacht und Biomacht. In K.-S. Rehberg, D. Giesecke, & T. Dumke (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Campus Verl. 2768-2780
- Neubauer, A. (2016). *Skriptum Differentielle Psychologie und Persönlichkeitspsychologie II* (6. Aufl.). Österreichische Hochschülerschaft.
- Neyer, F. J., & Asendorpf, J. (2018). *Psychologie der Persönlichkeit: Mit 136 Abbildungen und 114 Tabellen* (6., vollständig überarbeitete Aufl.). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-54942-1>

- Parr, R. (2020). Diskurs. In C. Kammler, R. Parr, & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch* (S. 274–277). J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05717-4_52
- Pease, A., Pease, B., & Pease, A. (2008). *Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Beziehungen* (6. Aufl.). Ullstein.
- Petersen, J. K. (2021). *A comprehensive guide to intersex*. Jessica Kingsley Publishers.
- Pohlkamp, I., Nagel, B., & Carstens, L. (Hrsg.). (2023). *Klassismus und politische Bildung: Intersektionale Perspektiven und Reflexionen aus der Praxis*. Wochenschau Verlag. <https://doi.org/10.46499/1952>
- Redecker, E. von. (2011). *Zur Aktualität von Judith Butler: Einleitung in ihr Werk*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reinmann, G., & Rhein, R. (Hrsg.). (2022). *Wissenschaftsdidaktik. 1: Einführung / Gabi Reinmann, Rüdiger Rhein (Hg.)*. transcript.
- Reisigl, M., & Wodak, R. (2001). *Discourse and discrimination: Rhetorics of racism and antisemitism*. Routledge.
- Resch, F. (1999). *Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters: Ein Lehrbuch* (2., überarb. und erw. Aufl.). Beltz, Psychologie Verl.-Union.
- Reuter, E. B. (1937). Sex and Personality. Lewis M. Terman , Catherine Cox Miles. *American Journal of Sociology*, 42(5), 753–754. <https://doi.org/10.1086/217556>
- Rosenfield, S., & Smith, D. (2009). Gender and Mental Health: Do Men and Women Have Different Amounts or Types of Problems? In T. L. Scheid & T. N. Brown (Hrsg.), *A Handbook for the Study of Mental Health* (2. Aufl., S. 256–267). Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511984945.017>
- Rott, V. (2014). *Wahrheitsspiele der Pathologisierung im klinisch-psychologischen und psychiatrischen Diskurs über die sogenannte Geschlechtsidentitätsstörung: Eine*

kritische Diskursanalyse von Lehrbuchtexten [unveröff. Diplomarbeit, Universität Wien].

Rubin, G. (2011). *Deviations: A Gayle Rubin reader*. Duke University Press.

Ruck, N. (2012). Kritische Sozialpsychologie als Wissenschaftskritik:

Evolutionenpsychologische Attraktivitätsforschung als Naturalisierung neoliberaler Geschlechterverhältnisse. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 36, 83–105.

Ruffing, R. (2008). *Michel Foucault*. W. Fink UTB.

Ruoff, M. (2009). *Foucault-Lexikon: Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge* (2., durchges. Aufl.). Fink.

Schütt, T. (2022). Geschlechtsidentität, Sexualität und psychologische

Geschlechtsunterschiede in der Persönlichkeitspsychologie: Eine kurze Reise durch die Geschichte bis hin zu aktuellen Studien der Genderforschung. In F. Riffer, M. Sprung, E. Kaiser, & J. Burghardt (Hrsg.), *Sexualität im Kontext psychischer Störungen* (Bd. 5, S. 47–65). Springer Berlin Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-3-662-63726-5_5

Slunecko, T. (2017). Beobachtungen auf der eigenen Spur – Bemerkungen zu einem für die Wiener kulturpsychologische Schule charakteristischen Motiv. In T. Slunecko, M. Wieser, & A. Przyborski (Hrsg.), *Kulturpsychologie in Wien*, 27-54.

Smyth, M. M. (2001). Fact Making in Psychology: The Voice of the Introductory Textbook. *Theory & Psychology*, 11(5), 609–636. <https://doi.org/10.1177/0959354301115002>

Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M., & Spinath, F. M. (2016). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (8., überarbeitete Aufl.). Verlag W. Kohlhammer.

Stoller, R. J. (2020). *Sex and Gender: The Development of Masculinity and Femininity* (1. Aufl.). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429479915>

Taschwer, K. (2024, 18. Januar). *Warum Männer (zumeist) einen besseren Orientierungssinn als Frauen haben*. Der Standard.

<https://www.derstandard.at/story/3000000203519/warum-maenner-zumeist-einen-besseren-orientierungssinn-als-frauen-haben>

- Tegeler, A. (2010). *Leistungsbewertungen, Prüfungen, Verschulung. Ein Beitrag aus studentischer Sicht*. <https://doi.org/10.25656/01:2755>
- Van Leeuwen, T. (2008). *Discourse and practice: New tools for critical discourse analysis*. Oxford University Press.
- Villa, P.-I., & Butler, J. (2012). *Judith Butler: Eine Einführung* (2., aktualisierte Aufl.). Campus Verlag.
- Voss, H.-J. (2015). *Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Transcript Verlag.
- West, C., & Zimmerman, D. H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1(2), 125–151. JSTOR.
- Wetterer, A. (1995). Das Geschlecht (bei) der Arbeit: Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In U. Pasero & F. Braun (Hrsg.), *Konstruktion von Geschlecht* (S. 199–223). Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Wetterer, A. (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In G.-A. Knapp & A. Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286–319). Westfälisches Dampfboot.
- Wetterer, A. (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3., erw.aktualisierte Aufl.). VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- WHO. (2019). Kapitel V Psychische und Verhaltensstörungen (F00-F99). In *ICD-10-GM Version 2019* (10. Aufl.).

- Woolley, H. T. (1910). A Review of the Recent Literature on the Psychology of Sex. *Psychological Bulletin*, 7(10), 335–342. <https://doi.org/10.1037/h0066338>
- Wright, J. D., Chen, L., Suzuki, Y., Matsuo, K., & Hershman, D. L. (2023). National Estimates of Gender-Affirming Surgery in the US. *JAMA Network Open*, 6(8), e2330348. <https://doi.org/10.1001/jamanetworkopen.2023.30348>
- Yeates, N. (2012). Global care chains: A state-of-the-art review and future directions in care transnationalization research. *Global Networks*, 12(2), 135–154. <https://doi.org/10.1111/j.1471-0374.2012.00344.x>

Anhang

Abstract (Deutsch)

Obwohl eine Zweigeschlechtlichkeit sozial- und naturwissenschaftlich kritisiert wird, beharrt die Differentielle Psychologie auf der Forschung der Geschlechtsunterschiede. Um sich mit der Konstruktion dieser Geschlechtsunterschiede kritisch auseinanderzusetzen, wurden insbesondere die theoretischen Überlegungen von Foucault und Butler herangezogen. Beide Autor*innen hinterfragen, was in der Gesellschaft als Normal betrachtet wird, indem sie die herrschaftlichen und unterdrückerischen Anteile von Normen und Konventionen sichtbar machen. Sie verstehen somit auch Geschlecht diskursiv konstruiert und stellen die Hegemonie der Zweigeschlechtlichkeit in einen historischen Kontext. Mittels Kritischer Diskursanalyse wurden in dieser Arbeit die Diskurse und somit die sprachliche Repräsentation der Geschlechtsunterschiede untersucht. Dafür wurden die Lehrbücher der Differentiellen Psychologie, die an österreichischen Hochschulen gelehrt werden, auf ihre Konstruktion von (Zwei-)Geschlechtlichkeit hin analysiert. Die Ergebnisse der Analyse zeigen, dass die differentialpsychologische Forschung die Zweigeschlechtlichkeit und die daraus resultierenden Geschlechtsunterschiede vor allem mit biologischen Faktoren und Grundlagen erklärt. Um diese Zweigeschlechtlichkeit zu legitimieren, umfasst der Forschungsbereich der Differentiellen Psychologie auch soziopolitische Themenfelder. Besonders geschlechtliche Arbeitsteilung und geschlechtsspezifische Gewalt werden der Natur der Geschlechter zugeschrieben und somit entpolitisiert. Diejenigen Identitätsformen, die außerhalb einer heterosexuellen Matrix fallen, werden pathologisiert bzw. ignoriert und unsichtbar gemacht. Gleichzeitig wird in den Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie eine objektive und neutrale Wissenschaft konstruiert, die sich der Findung allgemeingültiger Wahrheiten verschrieben hat. Indem die Differentielle Psychologie eine Zweigeschlechtlichkeit legitimiert und gleichzeitig die Konstruktionsprozesse verschleiern, erhält sie patriarchale Verhältnisse aufrecht.

Abstract (English)

Although the gender binary is criticized in the social and natural sciences, differential psychology insists on research into gender differences. In order to critically examine the construction of these gender differences, the theoretical considerations of Foucault and Butler were used in particular. Both authors question what is considered normal in society by making the dominant and oppressive parts of norms and conventions visible. They thus also understand gender as discursively constructed and place the hegemony of the gender binary in a historical context. Critical discourse analysis was used in this thesis to examine the discourses and thus the linguistic representation of gender differences. For this purpose, the textbooks of differential psychology taught at Austrian universities were analyzed with regard to their construction of gender. The results of the analysis show that differential psychological research explains bisexuality and the resulting gender differences primarily in terms of biological factors and foundations. In order to legitimize this gender binary, the research field of differential psychology also encompasses socio-political topics. In particular, the gendered division of labour and gender-based violence are attributed to the nature of the sexes and thus depoliticized. Those forms of identity that fall outside a heterosexual matrix are pathologized, ignored and made invisible. At the same time, the textbooks of differential psychology construct an objective and neutral science that is committed to finding universal truths. By legitimizing a binary gender and at the same time concealing the construction processes, differential psychology maintains patriarchal relationships.

Untersuchte Lehrbücher

Corr, P. J., & Matthews, G. (Hrsg.). (2020). *The Cambridge Handbook of Personality Psychology* (2. Aufl.). Cambridge University Press.

<https://doi.org/10.1017/9781108264822>

Maltby, J., Day, L., Macaskill, A., & Maltby, J. (2011). *Differentielle Psychologie, Persönlichkeit und Intelligenz* (2., aktualisierte Aufl.). Pearson Studium.

Neyer, F. J., & Asendorpf, J. (2018). *Psychologie der Persönlichkeit: Mit 136 Abbildungen und 114 Tabellen* (6., vollständig überarbeitete Aufl.). Springer.

<https://doi.org/10.1007/978-3-662-54942-1>

Stemmler, G., Hagemann, D., Amelang, M., & Spinath, F. M. (2016). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (8., überarbeitete Aufl.). Verlag W. Kohlhammer.

Textgrundlage der Feinanalyse

Auszüge aus:

Neyer, F. J., & Asendorpf, J. (2018). *Psychologie der Persönlichkeit: Mit 136 Abbildungen und 114 Tabellen* (6., vollständig überarbeitete Aufl.). Springer.

<https://doi.org/10.1007/978-3-662-54942-1>

Legende für die Strukturanalyse aus Jäger (2015, S. 96)

- Datum
- Zeitungstitel und politisches Selbstverständnis (beanspruchte Diskursposition)
- Textsorte
- Rubrik
- AutorIn
- Überschrift des Artikels
- Untertitel
- Lead
- Anlass des Artikels (ergibt sich aus dem diskursiven Kontext)
- Grafische Gestaltung (Schrift, Hervorhebungen, Zwischentitel,
- Bebilderung: Fotos, Karikaturen
- (Knappe) Inhaltsangabe
- Themen und Unterthemen
- Aussagen
- Quellen des Wissens (Wissenschaft, Politik, Verweise auf andere Medien etc.)
- (tatsächliche) Diskurspositionen
- Kollektivsymbolik, sortiert nach Bildspendebereichen
- Normalismen
- besondere Auffälligkeiten
- vorläufige Anmerkungen zur Analyse
- ist der Artikel ein ‚Kandidat‘ für den typischen Artikel, der für die Feinanalyse ausgewählt werden könnte?
- Etc.

Textmaterial der Feinanalyse

Auszüge aus Kapitel 7 „Geschlechtsunterschiede“ [aus „Psychologie der Persönlichkeit“, Neyer & Asendorpf, 2018] . S.350-368.

1 Das Thema dieses Kapitels, psychologische Geschlechtsunterschiede,
 2 ist noch immer stark emotional und ideologisch
 3 besetzt. Hier geht es um eine nüchterne, wissenschaftliche
 4 Betrachtung dieser Geschlechtsunterschiede:
 5 Wie groß sind Geschlechtsunterschiede in welchen Persönlichkeitsmerkmalen
 6 in welchem Alter in welchen Kulturen,
 7 wie entwickeln sich diese Unterschiede und wie ist ihre Entwicklung
 8 zu erklären? Im Gegensatz zu den vorangegangenen
 9 Kapiteln wird also im Folgenden die interkulturelle
 10 Perspektive mit einbezogen.

11
 12 Lernziele
 13 Entwicklung der Geschlechtsunterschiede in Grundzügen
 14 kennen,
 15 tatsächliche Größe psychologischer Geschlechtsunterschiede
 16 einschätzen können,
 17 Geschlechtsstereotype dementsprechend kritisch
 18 hinterfragen können,
 19 die vielfältigen Prozesse, die zu Geschlechtsunterschieden
 20 führen, in ihrem Zusammenhang einordnen
 21 können.

22
 23 7.1 Geschlecht und Geschlechtsstereotyp
 24

25 Das Geschlecht ist ein biologisches Faktum. Ob jemand ein
 26 Junge oder ein Mädchen, ein Mann oder eine Frau ist, lässt
 27 sich meist sehr genau aus den äußeren Geschlechtsorganen
 28 schließen (Scheide oder Penis), deren Beschaffenheit
 29 fast perfekt mit dem chromosomalen Geschlecht (XX oder
 30 XY) korreliert.
 31 Das Geschlecht eines Menschen ist zumindest ab der
 32 Geburt aber auch kulturell geprägt. Um das zu unterstreichen,
 33 wird im Englischen oft ein Unterschied zwischen „sex“
 34 (biologisches Geschlecht) und „gender“ (Geschlechtsrolle,
 35 kulturell geprägtes Geschlecht) gemacht. Rubin, Provenzano
 36 und Luria (1974) interviewten Eltern am Tag nach der
 37 Geburt ihres Kindes. Väter und Mütter schätzten ihr Kind
 38 wesentlich kleiner ein, wenn es ein Mädchen war, obwohl
 39 sich die Mädchen und Jungen weder in ihrer Größe noch
 40 in ihrem Gewicht unterschieden. Eltern verfügen über ein
 41 ausgeprägtes Geschlechtsstereotyp, ein kulturell geprägtes
 42 Meinungssystem über Eigenarten der beiden Geschlechter,
 43 das von früh an ihre Erwartungen prägt und dadurch ihre
 44 Wahrnehmung beeinflusst. Dieses Geschlechtsstereotyp ist

45 primär ein Merkmal der Kultur, kann sekundär aber auch
 46 individuelle Züge aufweisen.
 47
 48 Das Geschlecht ist biologisch definiert („sex“) und
 49 im Geschlechtsstereotyp einer Kultur bzw. eines
 50 Individuums sozial verankert. Darauf basieren
 51 kulturspezifische Erwartungen in Form von
 52 Geschlechtsrollen („gender“).
 53
 54 Wie im Folgenden deutlich werden wird, sind die im
 55 Geschlechtsstereotyp enthaltenen Meinungen über
 56 Geschlechtsunterschiede selten völlig falsch. Meist enthalten
 57 sie einen wahren Kern an tatsächlichen Geschlechtsunterschieden,
 58 die aber unzulässig verallgemeinert oder übertrieben
 59 wahrgenommen werden. Dass Eltern die Größe ihres
 60 neugeborenen Mädchens unterschätzen, ist z. B. eine unzulässige
 61 Verallgemeinerung der Tatsache, dass erwachsene
 62 Frauen im Durchschnitt kleiner sind als erwachsene Männer.

[...[S.350]]

63 7.2.6 Entwicklung der sexuellen
 64 Orientierung
 65
 66 Unter der sexuellen Orientierung wird in der Psychologie
 67 die Disposition verstanden, durch Menschen des
 68 anderen Geschlechts, des eigenen Geschlechts oder beider
 69 Geschlechter sexuell erregt zu werden. Deshalb können drei
 70 Persönlichkeitstypen unterschieden werden: Heterosexuelle,
 71 Homosexuelle und Bisexuelle. Die sexuelle Orientierung
 72 bezieht sich primär auf die sexuelle Motivation und nur
 73 sekundär auf sexuelles Verhalten; z. B. mag jemand bisexuell
 74 disponiert sein, aber nur heterosexuelle oder nur homosexuelle
 75 Geschlechtspartner haben. Die sexuelle Orientierung
 76 ist ausreichend stabil, um von einer Persönlichkeitsdisposition
 77 sprechen zu können, aber wie andere Persönlichkeitseigenschaften
 78 auch kann sie sich im Einzelfall durchaus im
 79 Verlauf des Erwachsenenalters ändern.

[...[S.357]]

Tabelle 7.4. Anteil Homosexueller und Bisexueller bei Deutschen im Alter über 15 Jahren

80 In 7 Abschn. 7.2.2 wurde bereits über eine höhere Rate von
 81 Homo- und Bisexualität bei Frauen mit kongenitaler adrenaler
 82 Hyperplasie berichtet sowie bei Frauen, deren Mutter
 83 während der Schwangerschaft durch synthetisches Östrogen

84 behandelt worden war. Allerdings gilt dies nicht für andere
 85 Wehenhemmer, die auch vermännlichende Effekte auf weibliche
 86 Feten haben, und bei Männern konnte ein früher hormoneller
 87 Einfluss auf die sexuelle Orientierung bisher nicht
 88 nachgewiesen werden (Collaer & Hines, 1995).
 89 LeVay (1991) fand, dass bestimmte hypothalamische
 90 Kerne, die an der Kontrolle sexueller Verhaltensweisen
 91 beteiligt sind, bei homosexuellen Männern etwa so groß
 92 waren wie bei heterosexuellen Frauen, während sie bei
 93 heterosexuellen Männern ungleich größer ausfielen. Dies
 94 könnte aber auch eine Konsequenz unterschiedlichen
 95 sexuellen Verhaltens sein (die in 7 Abschn. 2.4.4 zitierte
 96 Studie von Breedlove, 1997).

**[Tabelle 7.4: Anteil Homosexueller und Bisexueller bei Deutschen im Alter
 97 über 15 Jahren]**

98 Frühe hormonelle Wirkungen auf die sexuelle
 99 Orientierung konnten bei Männern nicht
 100 nachgewiesen werden und bei Frauen nur partiell.
 101 Korrelate von männlicher Homosexualität im
 102 Hypothalamus könnten ebenso Konsequenzen wie
 103 Ursachen der Homosexualität sein.
 104
 105 Retrospektive Studien fanden große Unterschiede im
 106 geschlechtstypischen Verhalten in der Kindheit zwischen
 107 Homo- und Heterosexuellen beiderlei Geschlechts. Homosexuelle
 108 erinnern sich häufiger an Spielpartner des anderen
 109 Geschlechts und Aktivitäten, die typisch für das andere
 110 Geschlecht sind. Für Männer konnte dies durch Längsschnittstudien
 111 bestätigt werden (Bailey & Zucker, 1995),
 112 sodass es sich nicht um eine verzerrte Erinnerung aufgrund
 113 der späteren Homosexualität handelt. Für Frauen fehlen
 114 bisher entsprechende Längsschnittstudien mit größeren
 115 Stichproben (Bailey et al., 2016). Allerdings konnten Rieger,
 116 Linsenmeier, Gyax und Bailey (2008) für beide Geschlechter
 117 einen deutlichen Zusammenhang zwischen geschlechtsuntypischem
 118 Verhalten auf Videoaufnahmen in der Kindheit
 119 und im Erwachsenenalter feststellen. Von homo- und
 120 heterosexuellen Beurteilern eingeschätztes geschlechtsuntypisches
 121 Verhalten zeigte eine Stabilität von .48 zwischen
 122 Kindheit und Erwachsenenalter und homosexuelle Männer
 123 und Frauen zeigten bereits auf den Aufnahmen in der Kindheit
 124 mehr geschlechtsuntypisches Verhalten.

[...[S.358]]

125 7.3 Die Größe psychologischer
 126 Geschlechtsunterschiede
 127

128 Da unsere Vorstellung über das Ausmaß von Geschlechtsunterschieden
 129 durch das Geschlechtsstereotyp unserer
 130 Kultur geprägt ist, ist es vor jeder Diskussion der Ursachen
 131 von Geschlechtsunterschieden zunächst einmal wichtig,
 132 einen Eindruck von der tatsächlichen Größe psychologischer
 133 Geschlechtsunterschiede zu bekommen.

[...[S.359]]

134 Inzwischen gibt es Zehntausende von Studien zu psychologischen
 135 Geschlechtsunterschieden, sodass es möglich
 136 ist, die Größe der Geschlechtsunterschiede in bestimmten
 137 Persönlichkeitseigenschaften oder bestimmten Populationen
 138 jeweils durch Metaanalysen zu schätzen. Die folgende
 139 Darstellung stützt sich primär auf solche Metaanalysen. In
 140 diesem Abschnitt werden Studien zu Geschlechtsunterschieden
 141 in westlichen Industriegesellschaften behandelt,
 142 die den Großteil dieser Untersuchungen ausmachen. Auf
 143 die Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse auf andere Kulturen
 144 wird in 7 Abschn. 7.4 eingegangen.
 145 Diese Metaanalyse widerlegt das Vorurteil, psychologische
 146 Geschlechtsunterschiede entstünden erst nach der
 147 Geburt durch entsprechende Sozialisation, also mehr oder
 148 weniger bewusste Anpassung des Verhaltens an kulturelle
 149 Normen. Jungen unterscheiden sich nach der Metaanalyse
 150 von Eaton und Enns (1986) bereits vor der Geburt von
 151 Mädchen durch eine durchschnittlich leicht höhere motorische
 152 Aktivität.

[...[S.360]]

153 7.3.1.4 Interessen
 154 Geschlechtsunterschiede in der Mathematikleistung und
 155 anderen kognitiven Leistungen hängen natürlich auch mit
 156 Geschlechtsunterschieden in Interessen zusammen: Interesse
 157 fördert die Leistung und Leistungserfolge fördern
 158 das Interesse (7 Abschn. 4.4.1, 7 Abschn. 6.3.1). Su,
 159 Rounds und Armstrong (2009) führten eine Metaanalyse
 160 zu Geschlechtsunterschieden in Interessen durch
 161 bezogen auf das Interessenmodell von Holland (1973;
 162 7 Abschn. 4.4.1) sowie auf spezielle Interessen im mathematisch-
 163 naturwissenschaftlich-technischen Bereich. Ein
 164 großer Geschlechtsunterschied von $d = 0,93$ bestand für die
 165 Dimension Dinge vs. Menschen: Männer sind beruflich eher
 166 an Dingen, Frauen eher an Menschen orientiert. Hinsichtlich
 167 der 6 Faktoren des beruflichen Interesses von Holland
 168 (1973) ergaben sich ebenfalls größere Geschlechtsunterschiede:

169 Männer geben größeres praktisches ($d = 0,84$) und
 170 wissenschaftliches ($d = 0,26$) Interesse an, Frauen eher soziales
 171 Interesse ($d = 0,68$), künstlerisches Interesse ($d = 0,35$)
 172 und Interesse an Büroberufen ($d = 0,33$); lediglich bei unternehmerischem
 173 Interesse fanden sich keine Geschlechtsunterschiede.
 174 Männer waren zudem interessierter an Ingenieurwesen
 175 ($d = 1,11$), Naturwissenschaften ($d = 0,36$) und
 176 Mathematik ($d = 0,34$).
 177 Unterschiedliche berufliche Interessen und eine unterschiedliche
 178 Bereitschaft zur Investition von Zeit und Energie
 179 in den Beruf tragen dazu bei, dass selbst bei sehr hoher
 180 mathematischer Kompetenz Frauen weniger mathematisch-
 181 technisch-naturwissenschaftliche Berufe wählen als
 182 Männer. Das macht eine Längsschnittstudie von Lubinski
 183 und Benbow (2006) deutlich. Im Alter von 12–13 Jahren
 184 wurden mathematisch Frühbegabte (Top 1% der Altersgruppe;
 185 63% männlich) identifiziert und mit Mitte 30
 186 befragt nach dem ausgeübten Beruf, der darin investierten
 187 Zeit und der Bereitschaft, Zeit in einen idealen Job zu
 188 investieren. Die Männer hatten doppelt so häufig wie die
 189 Frauen einen Bachelor in Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften
 190 außer Biologie oder Ingenieurwissenschaften
 191 abgeschlossen und viermal so oft dort einen Doktorgrad
 192 erreicht. Zudem war ihre wöchentliche Arbeitszeit deutlich
 193 höher und sie waren auch bereit, in einen idealen Job mehr
 194 Zeit zu investieren als die Frauen (. Abb. 7.6). Die berufliche
 195 Zufriedenheit unterschied sich nicht zwischen Männern
 196 und Frauen.

[...[S.364-365]]

197 7.3.2.1 Aggressivität
 198 Bei Geschlechtsunterschieden im sozialen Verhalten fällt
 199 den meisten Menschen offene physische Aggression ein:
 200 Männer gelten als aggressiver im offenen Verhalten als
 201 Frauen. Knight, Fabes und Higgins (1996) führten eine
 202 Metaanalyse von 110 Studien zur Aggressivität durch.
 203 Die mittlere Effektgröße betrug 0,54. Wie . Tab. 7.6 zeigt,
 204 hatten Männer nach allen Kriterien im Durchschnitt höhere
 205 Aggressivitätswerte, wobei die Effektgröße jedoch stark von
 206 der Untersuchungsmethode abhing.

[...[S.365]]

207 Im Falle der Aggressivität in partnerschaftlichen Auseinandersetzungen
 208 deckte eine Metaanalyse von Archer
 209 (2000) an über 30 000 Paaren einen „paradoxen“ Effekt auf:

210 Frauen griffen ihren Partner minimal häufiger physisch an
 211 als Männer ($d = 0,05$), auch wenn Männer ihren Partnerinnen
 212 öfter Verletzungen zufügten als umgekehrt ($d = 0,15$);
 213 62% der Verletzten waren Frauen. Mit anderen Worten: Bei
 214 Konflikten in der Partnerschaft schlagen Frauen mindestens
 215 so häufig zu wie Männer, aber weniger hart. Dass dies dem
 216 alltagspsychologischen Vorurteil widerspricht, dass Gewalt
 217 in der Ehe vom Mann ausgeht, dürfte wohl an zwei Faktoren
 218 liegen: an der Übergeneralisierung der verbreiteten männlichen
 219 Tendenz zu physischer Gewalt in anderen Situationen,
 220 aber auch daran, dass Männer außerhalb anonymer empirischer
 221 Befragungen Gewalterfahrungen in der Partnerschaft
 222 eher für sich behalten, weil sie dem traditionellen Stereotyp
 223 des „harten Mannes“ widersprechen, der sich zumindest auf
 224 diesem Gebiet nichts von seiner Frau bieten lassen muss.

[...[S.366]]

225 Insgesamt sprechen diese Befunde dafür, dass es einen
 225 deutlichen Geschlechtsunterschied in der subjektiven
 225 Bedeutung physischer Attraktivität für die Partnerwahl gibt:
 225 Für Männer spielt sie eine größere Rolle als für Frauen. Wie
 225 eine Metaanalyse von Feingold (1992b) zeigt, legen Frauen
 225 dafür mehr Gewicht auf den sozialen Status des Partners
 225 (ein großer Effekt: $d = 0,75$), Ambitioniertheit (d. h. Streben
 225 nach Leistung oder Bildung; $d = 0,55$), guten Charakter
 225 ($d = 0,29$), Intelligenz ($d = 0,25$) und Humor ($d = 0,22$).

[...[S.368]]